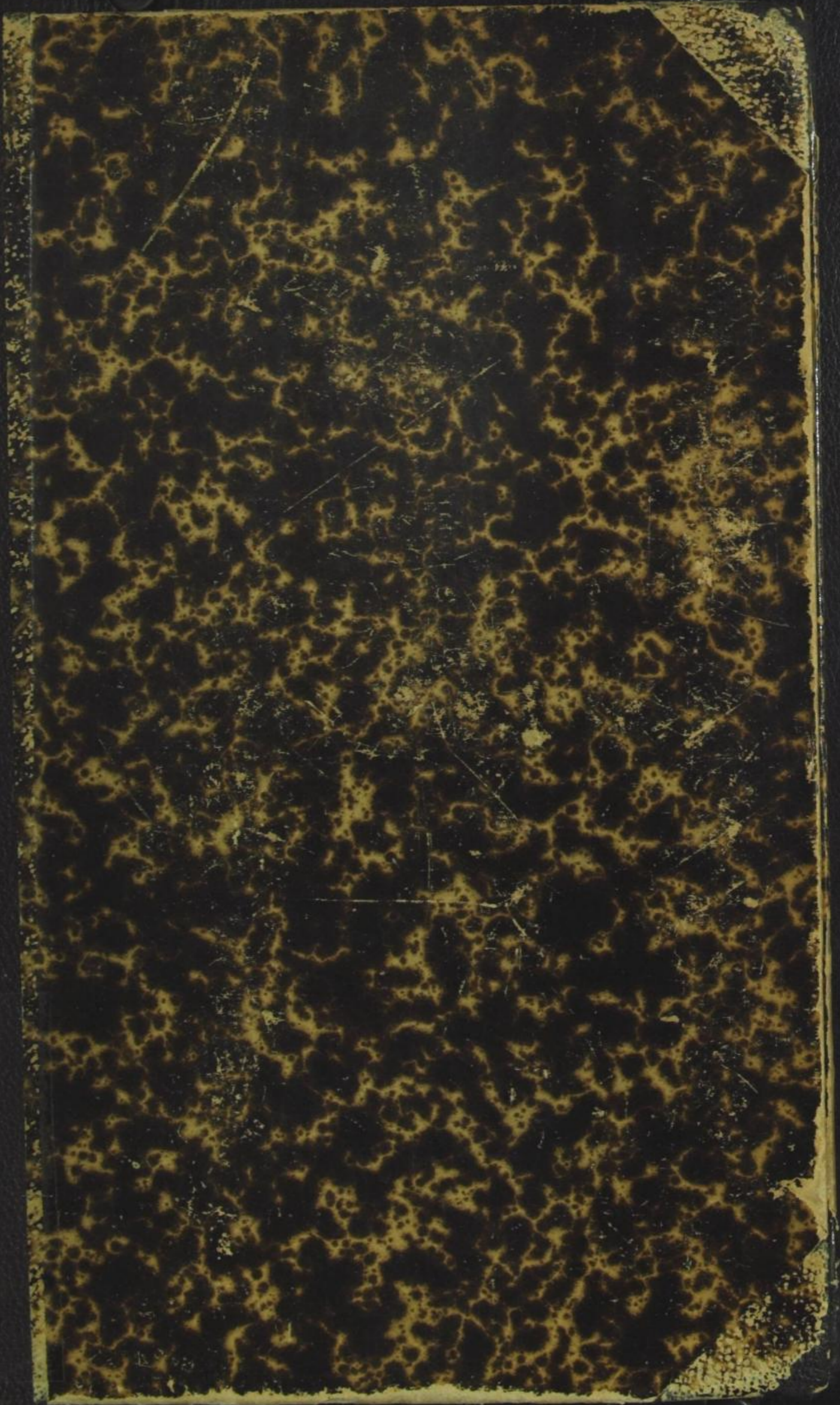


en  
G



111 640 1 103 20





ROYAL. SÄCHS.  
GEOGRAPHISCHES INSTITUT  
ZU  
DRESDEN.



Friedrich Meißner

# Hestbuch

zur

hundertjährigen Jubelfeier

der

deutschen Kurzschrift.

Zur Mosengeilfeier

auf dem 4. Verbandstage für Vereinfachte deutsche Stenographie  
(System Schrey)

zu Bonn am 28. Juni 1896

herausgegeben

von

Dr. Chr. Johnen.

*L. b. 25*

KÖNIGL. SÄCHS.  
STENOGRAPHISCHES INSTITUT  
ZU  
DRESDEN.

Berlin 1896.

Verlag von Ferdinand Schrey.



Lb 0025-a



Dem Andenken

Friedrich Mosengeils

und

Karl Gottlieb Horstigs.

Friedrich Meißner  
Carl Gottlieb Höpfer

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Mosengeil und Horstig. Zur Widmung. Vom Herausgeber . . .	1
2. Zum Stammbaume Friedrich Mosengeils. Von Dr. Georg Berbig, Pfarrer in Schwarzhausen bei Thal i. Th. . . . .	11
3. Friedrich Mosengeil. Eine Selbstbiographie vom Jahre 1832 aus seinem Nachlasse . . . . .	18
4. Ein stenographiertes Schriftstück aus Mosengeils Nachlasse. Von Dr. Christian Johnen, Amtsrichter in Viersen . . . . .	26
5. Karl Gottlieb Horstig. Lebensbeschreibung und Schriftenverzeichnis. Aus dem Familienarchiv . . . . .	36
6. Ein stenographischer Veteran aus Horstigs Schule. (Geheimer Justizrat Theodor Neumann.) Von Dr. Paul Mitzschke, Archivar in Weimar . . . . .	42
7. Aus den Anfängen der deutschen Kurzschrift. (Mosengeil. Ramsay. Thon. Winter. Giavina. Heim.) Mit einem Anhang: Abdruck der Thonschen Kritik des Gabelsbergerschen Systems. Von Wilhelm Kronsbein, Redakteur in Wiesbaden . . . . .	48
8. Über die Vokalzeichen des ältesten Entwurfes einer griechischen Kurzschrift. Von Dr. Karl Wessely, Professor am K. K. Staats- Gymnasium in Wien . . . . .	75
9. Zur ältesten Tachygraphie der Griechen. Eine Antwort auf Gomperz' Kritik. Von Professor Dr. Michaël Gitlbauer, Universitäts- professor in Wien . . . . .	86
10. Zwei Tironiana (I. Ein biblisches, II. Ein medizinisches Tironianum). Von Geh. Regierungs-Rat Dr. Wilhelm Schmitz, Gymnasialdirektor a. D. in Köln . . . . .	102
11. Das erste Lustrum der Stenographie von Bertin (1792—1797). (Bei- träge zur älteren Geschichte der Stenographie in Frankreich V.) Von Alfred Junge, Rechtsanwalt in Weissenfels . . . . .	108
12. Die Wolke-Legende und die Anfänge der russischen Stenographie. Von Josef Dürich in Kloster a. d. Iser (Böhmen) . . . . .	133

	Seite
13. Stenographie und Wissenschaft. Von Ferdinand Schrey in Berlin	149
14. Über Kädings Häufigkeits-Untersuchungen. Von Dr. Georg Amsel, Oberlehrer in Grofs-Lichterfelde . . . . .	157
15. Methoden und Ergebnisse der Geläufigkeits-Untersuchungen. Von Victor Henri aus Paris, z. Z. Mitglied des philosophischen Seminars des Professors Dr. G. E. Müller in Göttingen . . . . .	165
16. Ist in einer deutschen Kurzschrift der Vocal am Anlaut oder am Auslaut zu bezeichnen? Von Dr. Paul Branscheid, Oberlehrer in Schleusingen . . . . .	174
17. Die Verteilung der Kürzungsmittel auf die drei Stufen der Kurzschrift. Von Professor Dr. Oskar Henke, Gymnasialdirektor in Bremen .	188
Nachträge . . . . .	199
Verzeichnis der Abbildungen etc. . . . .	201
Verzeichnis der Eigennamen . . . . .	203





## Mosengeil und Horstig.

Zur Widmung.



Weit in das klassische Altertum reicht die Geschichte der Kurzschrift zurück. Jener verstümmelte Marmor der Athener Akropolis, ein Rest der steinernen Systemurkunde einer altgriechischen Tachygraphie, stammt aus dem Reichtum der griechischen Blütetage, aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert; und nur zehn Jahre trennen uns von dem zweitausendjährigen Geburtstage des „Kommentators“ der römischen Notenkunst, des Marcus Tullius Tiro. Auch in deutschen Landen, auch hier am Rhein übte man einst tironische Noten: vor über fünfzehnhundert Jahren lebte in Köln der junge Xanthias, dessen Grabschrift noch Kunde davon giebt, dafs er

„ . . mit dem hurtigen Griffel schon  
So viele Laut' und Worte gar  
Mit Noten aufzufahn verstand,  
Wie eine hurt'ge Zunge spricht“.

Doch vergessen und verschollen, nur für die Gelehrten von Wert, sind diese Schriften. Nicht besser erging es der „Tacheographia“, die 1678 Karl Aloys Ramsay zu Frankfurt a. M. herausgab. Ein weiteres Jahrhundert mußte vergehen. Erst das Jahr, das uns Goethes und Schillers Xenienkranz und Brockhaus' Konversationslexikon schenkte, Werke, welche an den Aufschwung des geistigen Lebens, an die Verallgemeinerung des Wissens erinnern, die jener großen Zeit deutscher Dichter und Denker entströmten, dieses selbe Jahr 1796 sah auch eine deutsche Kurzschrift in Deutschland Wurzel schlagen. Buschen-

dorf hieß der Mann, der das schwache Reis von England herüberholte, Mosengeil war der Gärtner, der es in den deutschen Boden pflanzte und sein erstes Wachstum leitete, Horstig sein Nachfolger, unter dessen weiterer Pflege der emporsprossende Stamm einen edleren Bau gewann. Ihrem Andenken ist die vorliegende Festgabe gewidmet.

Karl Friedrich Buschendorf war ein Schriftsteller, der vieler Künste kundig war, ein „Polytechniker“ im weitesten Sinne des Wortes. Geboren 1753 zu Crellwitz a. d. Saale, lebte er meist in Leipzig und starb hier am 25. März 1811. In einer polytechnischen Zeitschrift wies er im Februar 1796 eingehend auf den allgemeinen Nutzen der „Kurzschreibung“ für die weitesten Kreise hin und gab als „neuesten Versuch dieser Art“ eine Übersicht über die kurz vorher veröffentlichte englische Kurzschrift von Thomas Rees mit Einsetzung deutscher Wörter für die englischen. Das ist sein ganzes Verdienst, und vor den Meistern Mosengeil und Horstig verschwindet er.

Karl Friedrich August Mosengeil war ein evangelischer Geistlicher, ein vielseitig reger Mann, geschätzt als Pädagoge, und noch jetzt in der deutschen Litteraturgeschichte als Dichter und Erzähler mit Anerkennung genannt. Geboren zu Schönau a. d. Hörsel am 26. März 1773 als Sohn des dortigen Pfarrers, verlebte er seine Jugend in Frauenbreitungen, dem späteren Amtssitze seines Vaters, studierte zu Jena und war eine Zeit lang Lehrer der deutschen Sprache und der Mathematik an der Forstschule seines Freundes Cotta zu Zillbach, sowie Gehilfe seines Vaters zu Frauenbreitungen. Nach dessen Tode berief ihn die Herzogin-Witwe von Sachsen-Meiningen 1805 zum Lehrer und Erzieher ihres Sohnes, des jungen Herzogs Bernhard. Als dieser 1821 die Regierung übernahm, blieb Mosengeil als sein Freund und Ratgeber in Meiningen, und starb hier als Oberkonsistorialrat am 2. Juni 1839. Sein stenographisches Wirken ist enge mit dem Horstigs verflochten.

Auch Karl Gottlieb Horstig war ein evangelischer Geistlicher. Er war als das vierzehnte Kind eines Kirchen- und Gerichtsschreibers am 3. Juni 1763 zu Reinswalde bei Sorau in der Niederlausitz geboren. Hier vorgebildet, studierte er zu Leipzig und war vier Jahre Pfarrer in Eulo. Dann berief die Fürstin von Schaumburg-Lippe ihn 1792 als Konsistorialrat nach Bückeburg und machte ihn im nächsten Jahre zum Landessuperintendenten und Oberprediger. Auf einer Reise nach England holte er sich eine schwere Gemütskrankheit, die ihn 1805 zwang,

sein Amt niederzulegen. Nach seiner Genesung kaufte er die Miltenburg am Main, wo er bis zu seinem Tode, am 21. Januar 1835, auf den verschiedensten Gebieten der Theologie und Pädagogik ununterbrochen thätig war. Goethe, den auch Mosengeil wegen seiner Begleitworte zu Beethovens Egmontmusik zu einem freundlichen Schreiben veranlaßt hatte, zählt unseren Horstig zu den „bedeutenden Männern“ seiner Zeit. Die Nachkommen beider Männer sind geadelt worden.

Mosengeils „Eilschrift“ entstand nach mehrjähriger Vorbereitung in den Wäldern „an der Zillbach“ und wurde 1796 zu Eisenach herausgegeben. Der damalige Lehrer am Forstinstitute Cottas hatte sich die englisch-französische Kurzschrift von Taylor-Bertin zum Muster genommen. Sein Werk ist aber keine sklavische Übertragung des englischen Systems auf die deutsche Sprache, wie Buschendorf eine solche geliefert hatte; er suchte es den Eigenheiten der deutschen Sprache anzupassen und erfüllte es so mit seinem eigenen Geiste, daß wir von einem selbständigen Systeme Mosengeil sprechen müssen. Denn die Zeichen sind selbständig auf die deutschen Laute verteilt, neue Zeichen sind geschaffen, besondere Zeichen für Konsonantenverbindungen treten auf, und eine eigenartige Kürzungsweise ist gebildet.

Wohl war manches hier anfechtbar, wohl war die Schrift durch die Vieldeutigkeit der Zeichen, der Vokale und Kürzungen mehr zu erraten als zu lesen. Aber es war eine Grundlage gegeben, auf der Horstig weiter bauen konnte, und schon 1797 erscheint seine „erleichterte deutsche Stenographie“ zu Leipzig. Auch er ist, wie Mosengeil, kein Nachahmer des Auslandes, sondern ein selbständiger deutscher Systemerfinder. Er löste den Ring von den Taylorschen Zeichen und gab ihm die Bedeutung des r; er vermehrte dafür den Zeichenschatz in anderer Weise, indem er die Zeichen in zwiefacher Länge für verwandte Laute benutzte und den härteren, stimmlosen Lauten das gröfsere Zeichen zuteilte; er gab auch wenigstens die Möglichkeit, die Vokale genauer zu bezeichnen.

So begründete Horstigs „Vereinfachte deutsche Stenographie“ eine eigenartige Schule geometrischer Kurzschrift, die sich bis in unsere Tage hineinzieht. Selbst Mosengeil erkannte neidlos und freudig die Verbesserungen Horstigs an und bemühte sich nur, durch ihre Weiterbildung eine noch höhere Stufe kurzschriftlicher Vollkommenheit zu erreichen. Denn während Horstig gerade wie Mosengeil selbst in seinem ersten Versuche nur auf die Kürze der Schrift Rücksicht genommen

hatte, ist Mosengeil nunmehr auch auf die leichte und sichere Lesbarkeit der Schrift bedacht und strebt daher eine grössere Genauigkeit derselben an. Er beseitigt die ihm vorgeworfene Vieldeutigkeit seiner Zeichen und giebt fast jeder irgendwie häufigen unmittelbaren Verbindung mehrerer Konsonanten ein besonderes Zeichen oder eine besondere Verknüpfungsart, die sich von der durch den Vokal vermittelten Verbindung in der Silbe deutlich abhebt, unterscheidet auch die Vokale und die Buchstaben noch mehr als Horstig. Die Mittel freilich, die er hierzu benutzte, erschweren nicht wenig das flüssige und leichte Schreiben und beeinträchtigen die Kürze der Schrift. Aber seinem Streben nach Genauigkeit, diese Hauptbedingung für eine dem allgemeineren Verkehr dienende Schrift, gebührt alle Anerkennung. Dieses zweite System gab Mosengeil 1819 heraus, als die politische Entwicklung Deutschlands der Pflege der Kurzschrift besseren Erfolg versprach, und übte und verbesserte es bis in seine letzte Lebenszeit.

Mit dem ersten Werke Mosengeils, mit dem Jahre 1796, ist die deutsche Kurzschrift begründet. Eine stattliche Zahl von Theoretikern der geometrischen Kurzschrift folgt seinen und Horstigs Bahnen und zieht sich bis in unsere Tage; noch 1872 gab ein Unbekannter in Trier ein Lehrbuch der Horstigschen Stenographie heraus. Auch die Praktiker Deutschlands aus der geometrischen Schule fanden in Horstigs Werk eine Grundlage, auf der sie eine Rede- und Kammerschrift aufbauen konnten. Denn Horstigsche Kurzschrift war es, wenn auch um eine stattliche Reihe von Kürzungen und Kammersiglen vermehrt, in der August Winter aus Stuttgart 1818 die Reden der ersten deutschen Volksvertretung in Baden aufnahm; Horstigsche Kurzschrift war es, die durch ihn, seinen Schüler Eduard Giavina aus Karlsruhe und die von ihnen begründete „Karlsruher Schule“ die Stenographensitze in Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt, Wiesbaden und Koburg lange Jahre beherrschte und in der Frankfurter Nationalversammlung wie im Unionsreichstage zu Erfurt noch Verwendung fand; Horstigsche Kurzschrift war es, mit der Josef Ineichen in der Schweiz, mit der die Schüler Nowaks im ungarischen Parlamente dem geflügelten Worte folgten; Horstigsche Kurzschrift ist es, die dem Kanzleirat Port noch heute in der Darmstädter Kammer als Redeschrift dient.

Aber die Formen dieser Kurzschrift sind vergänglich, und Port wird wohl als ihr letzter Vertreter in der Geschichte der Stenographie fortleben. Hatte Horstig ihr auch einen edleren Bau gegeben, so war



sie doch ein Wildling geblieben, untauglich zu einer dem täglichen Verkehr dienenden Geschäfts- und Volksschrift. Erst Franz Xaver Gabelsberger impfte ihr dies Edelreis ein, und den Formen Gabelsbergers, den Formen der kursiven Stenographie, mußte die geometrische Kurzschrift Mosengeils und Horstigs weichen. An Stelle der steilen, in drei Richtungen sich bewegenden Schrift, die ungelenk ihre Zeichen zusammenfügte, trat die heutige Kurzschrift, deren Zeichen den Teilmäßen der gewöhnlichen Schrift entnommen sind und sich in gefälliger Form und geneigter Richtung durch den Bindestrich aneinander-schlingen. Die Überlegenheit dieser Schriftart erkannten auch die geometrischen Kurzschriftler an. Vor allem ihre Theoretiker: ein Professor Thon, der zu Jena die Horstigsche Kurzschrift den Schülern der Hochschule vortrug, ein Major von Salpius, der die Horstigsche Stenographie im großen Generalstabe zu Berlin lehrte. Nicht minder aber auch die Praktiker, wie der erwähnte Port, der uns noch dieser Tage schrieb: „Er habe zwar die Schrift Giavinas für seine Praxis beibehalten, aber stenographischen Unterricht habe er nur nach Stolze erteilt, weil jene sich doch nur für die Parlamentsstenographie eignete, nicht aber wie Stolzes und Gabelsbergers Schriften auch als Korrespondenz-schrift“.

Und doch feiern wir in Mosengeil und Horstig nicht nur die Bahnbrecher der deutschen Stenographie, mit denen uns aber innerlich kein gemeinsames Band verknüpfte, deren Lehren und Zeichen wir ganz fremd gegenüberständen. Nein! Noch manches aus ihren Werken lebt auch noch im veränderten Gewande der geneigten Kurzschrift fort. Denn die durch Gabelsberger veredelte Pflanze schoß gar bald allzu üppig empor; ein zweiter Horstig verlieh ihr in emsiger Gärtnerarbeit einen regelmäßigeren und durchsichtigeren Bau, Wilhelm Stolze. Ihm, der Mosengeils zweite Kurzschrift selbst erlernt und lange Zeit benutzt hatte, dienten dabei Horstigs und Mosengeils Erfahrungen zur Richtschnur, und selbst sein Gartengeräte stammt zum Teil von diesen her. Denn der Ring als Zeichen für r, die Zeichen für h und s, die Verwendung größerer Zeichen für den härteren, stimmlosen Laut, wohl auch zum Teil die Verteilung der nach links gebogenen, geraden und nach rechts gebogenen Zeichen auf die Gaumen-, Zahn- und Lippenlaute, alles dies ist aus Horstigs Kurzschrift, durch Mosengeil vermittelt, in die Stolzesche Schrift übergegangen. Und aus Mosengeils eigenen Lehren hatte Stolze das Streben nach Genauigkeit, nach einer

deutlichen Unterscheidung der Silbenkonsonanz von der zusammengesetzten Konsonanz, wohl auch nach einer Gliederung der Worte treu bewahrt. So hat er neues mit altem verbunden und diese, nicht dem englischen Muster entnommen, sondern der eigenen Erfindungsgabe unserer ehrwürdigen Veteranen entstammenden Gedanken zum Gemeingute deutscher Kurzschrift gemacht. Auch die Schrift Ferdinand Schreys, die der mittlerweile zum starken Baume herangewachsenen deutschen Kurzschrift die von Stolze noch für notwendig gehaltenen Stützen der Dreistufigkeit und Dreizeiligkeit zu nehmen wagte, führt in den meisten vorhin genannten Punkten noch altererbtes Horstigsches und Mosengeil'sches Schriftgut mit sich. Sogar der Name, mit dem Horstig seine Schrift bezeichnet hat, lebt in der „Vereinfachten deutschen Stenographie“ wieder auf. So hat die deutsche Kurzschrift in ihrer hundertjährigen Entwicklung

„Ältestes bewahrt mit Treue,  
Freundlich aufgefaßt das Neue“.

Das gilt auch von dem ganzen Standpunkte, von dem aus die Stenographie betrachtet wird, von dem Zweck und Ziele, die ihr gesetzt werden. Denn nicht nur um Reden aufzuzeichnen, bemühten sich Buschendorf, Mosengeil und Horstig um die deutsche Kurzschrift; das war nur einer ihrer Wünsche. Sie waren vielmehr auf die Kurzschrift hingewiesen worden durch ihre eigenen Erfahrungen beim Lesen und Schreiben, durch die bei jedem selbständig aufgetauchte Überzeugung von der Unzulänglichkeit und Weitschweifigkeit der gewöhnlichen Schrift. Und so setzen sie der Stenographie das Ziel, überall helfend einzuspringen, wo die Langsamkeit der Kurrentschrift versagt, wo sie dem schnellen Worte, dem Fluge des Gedankens nicht zu folgen vermag. Wo der Gelehrte denkt, der Dichter sinnt, wo der Schüler aufmerksam den Vorträgen seines Lehrers folgt oder sich eilige Auszüge beim Lesen fertigt, wo der Kriegsmann, der Kaufmann, kurz jeder Zeit und Arbeitskraft gewinnen will, da soll die Kurzschrift ihre Hilfe leihen, die, wie Mosengeil es aussprach, „wenn man ihr den Namen einer Kunst nicht gönnen wollte, mit dem einer Geschicklichkeit oder Fertigkeit vorlieb nimmt, weil es ihr nicht darum zu thun sein kann, glänzend zu gefallen, sondern dienend zu nützen“. Etwas sind wir diesem Ziele auch näher gerückt seit jener Zeit, wo Mosengeil klagte, daß „seine gelehrten Freunde seine Schrift mehr als eine Kuriosität als eine die Mühe des Erlernens lohnende Kunst ansähen“: über 2300 Vereine mit mehr als

60000 Mitgliedern pflegen heute in den deutsch sprechenden Ländern die Kurzschrift und hatten allein im vergangenen Jahre über 70000 neue Anhänger ihr zugeführt. Auch die Forderung Mosengeils, daß „die Stenographie einen Teil des Unterrichts der Gymnasien ausmache“, nähert sich immer mehr ihrer Verwirklichung. In Bayern, Österreich und Sachsen bildet die Gabelsbergersche Stenographie einen wahlfreien Teil des Schulunterrichts, in Baden und Württemberg wird der Unterricht in einem der Systeme von Gabelsberger, Stolze, Roller und Schrey auf den höheren Schulen erteilt. Da kann fürwahr der Großstaat Deutschlands, das noch immer zurückhaltende Preußen, nicht mehr lange zögern. Möge das kommende Jahrhundert vollends das Ziel erreichen, das Mosengeil der Stenographie gesteckt, möge es sie als überall verbreitete Gebrauchs- und Geschäftsschrift sehen, möge es aus der Zeit der Vereinsstenographie in die der Schulstenographie überführen. Denn dann erst wird die Stenographie ihren vollen Segen entfalten als mächtige Waffe im Kampf ums Dasein, wie ein Virchow sie gefeiert hat.

So fühlen wir uns auch noch innerlich verwandt jenen Bahnbrechern unserer Kunst, arbeiten noch mit manchem von ihnen ererbten Schriftgute, streben noch ihren Zielen nach. Darum geziemt es sich für die deutsche Stenographenwelt, die Wiederkehr jener Tage, wo sie ihre Werke in die Welt sandten und damit den Grund zu der heutigen deutschen Kurzschrift legten, festlich zu begehen; darum hat dieser Gedanke gerade in einer dem Fortschritt huldigenden und auf dem Boden der Entwicklung stehenden stenographischen Schule Deutschlands freudigen Anklang gefunden; darum ist der Plan des Herausgebers, diese flüchtigen Festesstunden auch in einer bescheidenen litterarischen Gabe festzuhalten, durch das Eintreten des Meisters dieser Schule, dessen uneigennützigte Hingabe an die Sache der Kurzschrift und stete Opferwilligkeit für stenographisch-wissenschaftliche Bestrebungen sich auch darin wieder glänzend bekundet, zur Wirklichkeit geworden; darum haben nicht nur Stenographen dieser Schule, sondern auch Anhänger anderer Meister mit ihren Gaben nicht zurückgehalten; darum ist dieser Gedanke auch von Männern der strengen Wissenschaft, die das Streben der Stenographen nach einer realistischen Grundlegung ihrer Schrift fördern oder das Studium des antiken Schriftwesens und damit der antiken Kurzschrift pflegen, mit Wohlwollen aufgenommen und unterstützt worden. Allen dafür auch an dieser Stelle öffentlich

seinen tiefsten Dank auszusprechen, ist die angenehme Pflicht des Herausgebers.

Die Richtung, in der diese Aufsätze sich bewegen, mögen zugleich einen Wunsch für das kommende Jahrhundert in sich schliessen. Über die Einführung der Stenographie in die Schule, über die Mittel, die Minister der Grofs- und Kleinstaaten vom Nutzen derselben zu überreden, neue Anhänger für sie zu werben, über die schwere Kunst, einen Stenographenverein, Bezirk oder Verband zu gründen und zu leiten, findet man hier ebensowenig Ausführungen wie über die Kunst, einer Kammerrede oder einem Kreuzverhör zu folgen. In diesen Richtungen ist die deutsche Kurzschrift auf guten Wegen und die Kammerstenographen wie die Vereinsstenographen bedürfen keiner Anleitung mehr; aber der Pflege dringend bedarf die geschichtliche und theoretische Seite der Stenographie.

Eine auch nur bescheidenen Ansprüchen genügende Geschichte der Stenographie fehlt uns noch vollständig: Die Werke von Pitman und Anderson in England, von Zeibig, Moser und Faulmann in Deutschland, um nur einige der bedeutenderen zu nennen, sind trotz des grofsen auf sie verwandten Fleifses nur Entwürfe, nur Anfänge. Gediogene Einzeluntersuchungen über einzelne Zeitabschnitte oder Personen lassen sich an den Fingern einer Hand aufzählen. Das in den litterarischen Zeitschriften und Werken, in den Vereinsarchiven und öffentlichen Bibliotheken, ja sogar in den Stenographenzeitungen schlummernde Material ist noch längst nicht gehoben. Erst wenn jeder kleinere und gröfsere Zeitabschnitt der stenographischen Geschichte gründlich und kritisch bearbeitet, wenn alle Irrtümer beleuchtet und ausgemerzt, wenn jedes System auf seine Bedeutung geprüft und hinsichtlich seiner Verbreitung geschildert ist, erst dann ist die Zeit gegeben für eine Zusammenfassung dieser Einzelarbeiten unter den grofsen Gesichtspunkten der Entwicklung und des Fortschrittes der stenographischen Gedanken, mit kritischer Durchdringung und vollständiger Beherrschung des ganzen Stoffes in einem grofsen Geschichtswerke aus einem Gufs. Möge das kommende Jahrhundert uns dieses bringen!

Auch die stenographische Theorie strebt nach einer Vertiefung ihrer Grundlage, nach der Begründung einer stenographischen Wissenschaft. Nicht eine Magd der Sprachwissenschaft oder der Lautphysiologie soll die Kurzschrift sein; sie soll ihren eigenen Zwecken dienen und sich als einen Teil der Schriftwissenschaft fühlen, soll sich neue Hilfs-

wissenschaften, wie die Phonetik, die experimentelle Psychologie, erobern. Wie großartig die deutsche Stenographenwelt diese Aufgabe erfaßt hat, zeigen die Riesenuntersuchungen unter der Leitung Kädings über die Häufigkeit der Wörter, Silben und Laute der deutschen Sprache. Umfassende und mit den Mitteln der strengen Wissenschaft ausgeführte Untersuchungen über die Geläufigkeit der einzelnen Zeichen und Schriftmittel müssen ihnen zur Seite treten. Nur umfangreiche Untersuchungen bieten nach beiden Richtungen die Gewähr eines sicheren, die Fehler und Zufälligkeiten der Einzeluntersuchungen aufhebenden Ergebnisses. Auf dieser Grundlage dürfen wir hoffen, von Gefühlsschwankungen und vorgefaßten Meinungen unabhängige Werte zu erlangen, die ein sicheres Urteil über die einzelnen Schriftmittel und damit auch über die einzelnen Schriftarten ermöglichen. Mag, wie von jeder Thätigkeit des Menschengenies, auch von der deutschen Kurzschrift das Goethesche Wort gelten:

„Stets geforscht und stets gegründet,

„Nie geschlossen, oft geründet“,

so dürfen wir doch hoffen, mit diesen Mitteln einer echt deutschen Forschung auch die deutsche Kleinstaaterei auf stenographischem Gebiete, den Kampf der Systeme, zu überwinden. Aus all dem Sturm und Drang der Gegenwart wird sich dann in immer größerer Vollkommenheit das Einheitssystem losringen und sich durch die Macht der Wissenschaft und die Kraft der Wahrheit siegend Bahn brechen. Möge das kommende Jahrhundert viele sachkundige Männer finden, denen die Arbeit auf diesem Gebiete zu einer Ausspannung von der Berufsarbeit wird: dann wird sich auch die stenographische Wissenschaft, die wir jetzt in den ersten Anfängen sehen, auf fester und breiter Grundlage erheben, würdig der großen und immer größeren Ziele, die der Stenographie gesteckt sind. Denn:

„Der Meister eines Baues gräbt den Grund

Nur desto tiefer, als er hoch und höher

Die Mauern führen will“.

Zur Mitarbeit auf diesen Gebieten der Geschichte und der Theorie der Stenographie anzuregen, ist das Ziel dieser Festschrift. Die Förderung namentlich der stenographischen Theorie lag ja auch den Begründern der deutschen Kurzschrift am Herzen, und sie können uns in ihrem Streben als Muster dienen. Denn sie betrachteten ihre Werke nicht als endgiltige, als abgeschlossene, sie lernten von einander und

nahmen gerne das als besser Erkannte in ihre Schriften auf. Deshalb ist auch ihr Mühen nicht vergeblich gewesen, lebt ihr Andenken noch heute fort. Dies bei der ersten Jahrhundertwende ihres Wirkens zum sichtbaren Ausdruck zu bringen, einen Teil des Dankes abzutragen, den das Geschlecht von heute den Bahnbrechern deutscher Kurzschrift schuldet, ist das eigentlich selbstverständliche und von Nebengedanken freie Bestreben der Bonner Mosengeilfeier — denn in diesem ersten und vorzüglichsten Urheber der deutschen Kurzschrift ist seiner Genossen mitgedacht — und dieses Festbuches. Dies Gedächtnis stets zu erneuern, sollen auch die Gedenktafeln dienen, die der Verband für Vereinfachte deutsche Stenographie in den Bonner Tagen an dem Geburts- und Wohnhause Mosengeils anbringen läßt. Mögen sie noch fernem Geschlechtern von dem ehrwürdigen Veteranen deutscher Stenographie, wie ihn ein Gabelsberger nannte, erzählen. Und möge die zweite Jahrhundertwende nicht nur eine einzelne deutsche Stenographenschule, sondern alle in deutschen Landen der Kurzschrift Beflissenen, wessen Weise sie auch folgen, zu seiner Feier auf einem national-deutschen Stenographentage versammelt sehen, und wenn nicht, so möge dies nur darin seinen Grund haben, daß Alldeutschland sich einer einzigen, in allen höheren und gehobenen Schulen gelehrten Kurzschrift zugewandt und damit den Wunsch erfüllt hat, den Mosengeil einst der Kunst als Geleitspruch mit auf den Weg gab: „Die Stenographie sollte einen Gegenstand des Unterrichtes der Gymnasien ausmachen“.

Der Herausgeber.





## Zum Stammbaume Friedrich Mosengeils.

Von Dr. Georg Berbig.

Beim Herannahen der Feier für Friedrich Mosengeil, den Bahnbrecher deutscher Kurzschrift, mag es sich ziemen, auch der Vorfahren des wackern Mannes zu gedenken und besonders derjenigen, über deren Wirkungskreise und Lebensschicksale sich auf Grund vorhandenen Aktenmaterials sichere, geschichtliche Nachrichten sammeln lassen. — Die bekannten Angaben, daß die Familie Mosengeil aus Dänemark stamme, wo ihre Mitglieder Waffenschmiede gewesen sein sollen, ferner daß die Witwe des letzten nordischen Mosengeil mit ihrem Sohne nach Eisenach gekommen sei — etwa um die Zeit der Reformation —, das vermögen wir auf die Richtigkeit hin nicht mehr genau zu prüfen. Wie aus den Rechnungen der Wartburg aus den Jahren 1519 ff. hervorgeht,<sup>1)</sup> wird in dieser Zeit ein Meister Hans Mosengeil aus Eisenach thatsächlich genannt. —

Unumstößlich sicher ist dagegen die Annahme, daß die Eisenacher Gegend, insbesondere die in der Nähe gelegene, zum Stift Fulda gehörige Lengsfelder Gegend, während des 16. Jahrhunderts der Aufenthaltsort des Stammes Mosengeil gewesen ist. Von hier aus verzweigte sich um die erste Hälfte des folgenden Jahrhunderts die zu so seltener

---

1. Vgl. Der Schriftwart, 1896, No. 3, S. 26.

Blüte gelangte Familie Mosengeil ab in die Gegend des lieblichen Emsethals, das sich vom Inselsberge nach dem Hörselberge erstreckt: nach Schwarzhausen und Winterstein, und von hier aus nach Schönau an der Hörsel. Gerade die im Pfarrarchiv der beiden zuerst genannten Gemeinden, Schwarzhausen und Winterstein, ruhenden Urkunden, insbesondere die noch erhaltenen Geburts- und Sterberegister, von der Mitte des 17. Jahrhunderts ausgehend, lassen uns den Stammbaum Friedrich Mosengeils deutlich erforschen.

Was zunächst die Schreibweise des Namens betrifft, so hat Prof. von Mosengeil in Bonn in der That nicht unrecht mit der Behauptung, daß der Name früher Mosengēl geschrieben worden sei. Im Pfarrarchiv der Gemeinde Schwarzhausen befindet sich eine Quittung vom 8. September 1649, welche „dem Schuldiener Elias Mossengēln als dem derzeitigen Kirchrechnungsführer wegen der zwei verfertigten Glocken uff alle drei termin gantz richtig bezallet“ von den beiden Glockengießern ausgefertigt worden ist. Im Kirchenbuch der Getauften v. J. 1647 findet sich von des damaligen Pfarrers Hand der Name des Schulmeisters Elias Mosengēl eingezeichnet. Im Taufregister für 1658 findet sich schon der Name Mosengeil, doch ist das *i* sichtbar nachgetragen. Für das folgende Jahr heißt es Mosengeil. Das Sterberegister für das Jahr 1687 weist als Eintrag beim Tode des in Frage stehenden Schwarzhäuser Stammhalters Elias M. folgendes auf: „Am 12. April begraben Herr Elias Mosengeil, gewesener 46jähriger Schuldiener alhier, seines Alters 67 Jahr 7 Monat.“ Das Heiratsregister 1686 hat die Schreibweise Mosengeyl, doch ist auch an dieser Stelle das *y* vom damaligen Schreiber deutlich nachgetragen. Aus alledem scheint deutlich hervorzugehen, daß der Name zu Anfang des 17. Jahrhunderts thatsächlich Mosengel ausgesprochen wurde; daneben aber war offenbar die noch heute gültige Schreibweise im Gebrauch. —

Doch nun zu den Stammhaltern selber!

Wie schon oben angezeigt, stammte Elias Mosengeil aus dem Fuldaischen. Er war geboren zu Stadt Lengsfeld, etwa vier Meilen von Eisenach, wo sein Vater Schuldiener war und das mit dem Schuldienste damals verbundene Amt eines Stadt- und Boineburgschen Gerichtsschreibers bekleidete. Als nach dem Jahre 1629 auch im Fuldaischen die Gegenreformation immer weitere Kreise zog, wanderten die Eltern, Johannes Mosengeil (1594—1657, ein Enkel des oben



genannten Hans Mosengeil) und seine Ehefrau, eine Pfarrerstochter aus Gehauß in der Nähe Suhls, in das rein evangelische Herzogtum Gotha. Herzog Ernst der Fromme nahm sich des vertriebenen wackeren Schuldieners an und empfahl ihn als Lehrer nach Ruhla den Herren von Utterodt zu Thal. Hier empfing unser Elias die ersten christlichen Unterweisungen und den Anfangsunterricht in Arithmetik und Musik. Zu weiterer Ausbildung bezog Elias die in Blüte stehende Eisenacher Lateinschule und ward insbesondere vom dortigen Organisten, einem Vorgänger Johann Sebastian Bachs, im Orgelspiel und in der Instrumentalmusik unterwiesen. Im Jahre 1640 ward Elias Mosengeil als Schullehrer nach Cammerforst berufen. Aber schon nach einem Jahre gab er diese Stelle auf, da dieser Ort nicht verschont blieb von den furchtbaren Leiden des dreißigjährigen Krieges: die kaiserlichen Soldaten plünderten und zerstörten mit dem ganzen Dorf auch das Schulhaus. Mosengeil wandte sich wieder nach Eisenach und ward hier vom damaligen Generalsuperintendenten Wagner für eine bessere Stelle examiniert und konfirmiert. Schon 1642 empfing er einen Ruf durch die Patronatsherren seines Vaters, die Freiherren von Utterodt, in die unter ihrem Lehen stehende Schule zu Schwarzhausen, etwa zwei Stunden von Ruhla, dem Wirkungskreise seines Vaters. Im folgenden Jahre trat er in den Stand der heiligen Ehe mit Margareta Höpfner, einer Eisenacher Bürgerstochter. —

So hatte der redliche junge Mann nicht allein die Verwandten in nächster Nähe, sondern hatte auch sein, wenn auch sehr bescheidenes Auskommen. Was sagt man z. B. heute über die großartige Spende, die dem jungen Lehrer bei seinem Anzug nach Schwarzhausen, am 12. Mai 1642, von der Gemeinde verehrt wurde: ein Buch Papier für zwei Groschen! Ja, die Zeiten waren auch schwer genug. Kostete doch damals nach der eigenen Aufzeichnung Elias Mosengeils in der ersten von ihm geführten Kirchenrechnung — hier schreibt er sich übrigens Mosengail, was oben gesagtes bestätigt —: eine Metze Korn zwei Kopfstück. „Bey angehender Schneid Erndte diss 1642. Jahr galt die Metzen ein halb Kopfstück,“ berichtet er ergänzend „als Denkwürdigkeit.“ Armer Mann! Ja, es waren traurige Zeiten unter den Nachwehen des furchtbaren dreißigjährigen Krieges, das bezeugen die herzerreißenden Klagen, die geplünderten Häuser und verwüsteten Äcker. Wie kläglich war die Besoldung, wenn wir von unserem Mosengeil hören müssen, dafs er sich, „da ein jedes Kind bisher sechs Groschen

jährlich als Schulgeld gab“ — also immer noch zu viel für die armen Leute! —, mit der Gemeinde auf ein geringeres verglich! Gleichwohl hielt es der tapfere Elias sechsundvierzig volle Jahre als Schwarzhäuser Schulmeister aus, ein fortwährender Kampf ums Dasein, aber geführt mit unerschütterlicher Treue und mit dem vollsten Bewußtsein bester Pflichterfüllung, an der Seite seines lieben, frommen Weibes, welche ihm drei Söhne und vier Töchter geschenkt hatte. Mit dem sechzigsten Lebensjahre fast erblindet und sehr schwach geworden, erhielt er, da er seinem Amte nicht mehr recht vorstehen konnte, seinen Sohn Heinrich Christian Mosengeil als Gehülfen. Elias Mosengeil starb 1687.

Heinrich Christian Mosengeil, geboren am 11. Oktober 1644 zu Schwarzhausen, erhielt alsbald den völligen Schuldienst daselbst. Die Schulstelle war also gewissermaßen erblich auf den Sohn übergegangen, und die Familie Mosengeil, vom Erb- und Gerichtsherrn des Utterodtschen Geschlechts auf Schloß Schwarzhausen stark begünstigt und geachtet, fing immer mehr an, sich in dem von dunklen Fichtenwäldungen umschlossenen, gemüthlichen und friedlichen Schwarzhausen einzuleben. Heinrich Christian Mosengeil verehelichte sich im Jahre 1671 mit Jungfrau Barbara Schack, Tochter des von Wangenheimschen Gerichtsschöffen Schack in Fischbach, und zeugte einen Sohn und vier Töchter. Nach dem Tode seines Weibes im Jahre 1684 verheiratete sich Heinrich Christian zum zweitenmal mit einer Arnstädter Bürgerstochter Maria Elisabeth Seiger, die ihm im Jahre 1698 am 20. Oktober einen Sohn gebar, Andreas Friedrich den späteren Schullehrer von Winterstein, den Großvater unseres Gefeierten. Zweiundfünfzig Jahre lang führte auch Heinrich Christian sein Schulamt zur größten Zufriedenheit der Gemeinde. Im Kirchenbuche der Sepulti vom Jahre 1733 findet sich folgender Eintrag: „Den 3. Martis wurde begraben Herr Christian Mosengeil, welcher 52 Jahr allhier Schuldienner gewesen. Hatte mit seinem Vater und Großvater, wie auch mit seinem verstorbenen Sohn als Substituto in die 160 Jahr, sowohl hier als in der Ruhl denen Herren Patronen von Uttrodt bei ihren Unterthanen sowohl an der Kirche als Schule gedienet. War alt 88 Jahr. Der ihm schon frühzeitig substituierte Sohn Johann Christoph war schon 1714 an einem hitzigen Fieber gestorben.“ —

Andreas Friedrich (s. o.) war der einzige Sohn aus zweiter Ehe, geboren am 20. Oktober 1698. Am 22. Oktober war die Taufe; die Patenstelle vertraten der Junker Andreas Friedrich von Utterodt, Sohn

des Patronatsherren, und die Pfarrerstochter Maria Wiesenthal. Auch dieser Umstand läßt auf ein freundschaftliches Verhältnis der drei Hauptfamilien im Orte schließen. Gute Genien standen an der Wiege dieses kleinen Weltbürgers, der dann in der Stille des weltabgeschiedenen Walddorfs zur Freude seiner Eltern heranwuchs. Über wunderbare Rettung aus Lebensgefahr in jungen Jahren erzählt er selbst folgendes: „Er habe Mäusepulver, so seine Eltern mit Mehl und Zucker vermischt und gesetzt hätten, als ein Kind aufgeleckt, ohne irgend einen Schaden zu nehmen. Als ihn seine Mutter einstmahls auf den Tisch gesetzt, ist er auf den Kopf heruntergestürzt und hat mit den Zähnen die Zunge gespalten. In seinem vierten Jahr hat er eine in seiner Stube stehende Jägerbüchse losgedrückt und davon ein Loch in den Kopf bekommen. Als er einstmahls im Schloßhof Lindenblüte pflücken sollte — (der uralte Lindenbaum steht heute noch!) — ist er 12 Ellen hoch vom Baum, ohne Schaden zu nehmen, heruntergestürzt. Da er bey dem Oberrheinischen Kreishauptmann Baron von Pfuhl in Frankfurt als Kammerdiener im Dienst gestanden und mit ihm hat verreisen, auch bei Esslingen durchs Wasser fahren müssen, hat das Wasser die Kutsche umgeworfen, wobei ein Laqey eroffen, er aber mit seinem Herrn, den er feste gehalten und nicht fahren gelassen, von der Fluth weit weggeführt, endlich, nachdem er sich an einem Stock am Ufer fest angehalten, beyde von herzueilenden Bauern herausgezogen und kümmerlich beim Leben erhalten worden.“ — Auf Bitten seiner alternden Mutter war Andreas Friedrich im Jahre 1723 nach Schwarzhausen zurückgekehrt und hatte der jüngsten Tochter des benachbarten Kollegen in Winterstein, des langjährigen Schullehrers Georg Goering, die Hand zum Ehebunde gereicht. Schon im folgenden Jahre 1724, am 22. April (nicht 2. April) wurde der jungen Lehrersfamilie in Winterstein ein Sohn geboren, der in der heiligen Taufe am 25. April die Namen Georg Wilhelm empfing. Der Großvater Goering stand Gevatter. Es ist übrigens an dieser Stelle zu erwähnen, dafs es auch in der Goering-schen Familie an „guten Ingenien“ nicht fehlte. Der alte eben genannte Lehrer hinterliefs sechs Söhne, von denen der älteste Generalsuperintendent im Stift Minden, die beiden anderen Geistliche geworden sind. — So war dem Mosengeilschen Stamme frisches und gutes Blut zugeführt worden.

Nach dem Tode des alten Goering hatte Andreas Friedrich das Schulamt in Winterstein übernommen. Dreissig Jahre lang führte er

dasselbe mit seltener Treue und Gewissenhaftigkeit. Er schrieb, wie wir aus dem Wintersteiner Kirchenregister, dessen Führung dem dortigen Lehrer zu jener Zeit oblag, ersehen, eine selten schöne Handschrift. Es ist die schönste, sauberste und charakteristischste im ganzen Kirchenbuch. Wie gestochen nimmt sich dieselbe aus. Aber auch sonst war Andreas Friedrich ein wahrhaft frommer Mann. Seinen eigenhändig geschriebenen Lebenslauf schließt er mit dem Verse:

Herr! stärk mich mit deinem Freuden-Geist,  
Heil mich mit deinen Wunden,  
Wasch mich mit deinem Todesschweiß  
In meinen letzten Stunden.  
Und nimm mich dann, wenn's dir gefällt,  
Im rechten Glauben von der Welt,  
Zu deinen Auserwählten.

Als ein Kind Gottes ist er kurz darauf heimgegangen. Es war am 7. Juli 1755. „Bei zahlreicher Versammlung und schönem Wetter,“ schreibt das Kirchenbuch, wurde er vom Pfarrer zu Schwarzhausen mit einer Predigt und einer Grabrede, vom Pfarrer Kummer in Seebach gehalten, auf dem Wintersteiner Friedhof beigesetzt.

Sein Sohn Georg Wilhelm (s. o.) wurde 1762 Pfarrer in Schönau an der Hörsel, etwa eine Stunde von Schwarzhausen entfernt. Hier wurde am 26. März 1773 im Pfarrhaus unser Karl Friedrich August Mosengeil geboren.

\* \* \*

Gustav Freitag spricht einmal von der Gesetzmäßigkeit im Wachstum der Einzelfamilie bis zur Entfaltung des Stammes zur schönsten, kräftigsten Blüte, vom Emporstreben zum individuellen geistigen Höhepunkt. Dieses Gesetz läßt sich auch bei diesem Stammbaume nachweisen. Langsam entfaltet sich der geistige Gesichtskreis der Mosengeile. Aus den Schmieden wurden Lehrer, eine lange Generation hindurch die Erzieher kleiner Dorfgemeinden, von dem Lehrerberuf reichen sie hinüber bis zum Geistlichen und Geistigen. Im rein Geistigen liegt das Ziel . . .

Jene beiden Schulhäuser zu Schwarzhausen und Winterstein stehen heute noch fast in derselben Gestalt, wie vor zweihundert Jahren.

Diese vergilbten Kirchenbücher, die vor mir liegen, reden eine deutliche Sprache bis zu dieser Stunde von der Menschen Lust und Leid, vom Kommen und Vergehen, vom Wechsel alles Lebendigen. Dennoch würden sie stumm sein, ein Schwall von toten Namen, auch für das Geschlecht der Mosengeile, hätte es der Enkel und Urenkel nicht meisterhaft verstanden, „seine Gedanken und Worte auf die schnellste, kürzeste Art durch die Schrift aufzubewahren“ und diese Kunst einem ganzen, großen Volke zugänglich zu machen.





## Friedrich Mosengeil.

Eine Selbstbiographie aus seinem Nachlasse.

In Mosengeils handschriftlichem Nachlasse, über den der folgende Aufsatz näheres enthält, befindet sich eine sehr flüchtig und undeutlich geschriebene Selbstbiographie. Mosengeil hat sie in der Zeit vom 13. Januar bis 19. Januar 1832 verfaßt, und zwar auf Ersuchen der Brockhaus'schen Buchhandlung in Leipzig zur Aufnahme in das Konversationslexikon derselben, in das freilich nur ein kleiner Auszug aufgenommen wurde. Dr. Paul Mitschke hat dieselbe gelesen und im Korrespondenzblatte des Königlichen stenographischen Instituts zu Dresden vom Februar 1888 (No. 2, S. 13—16) abgedruckt. In einer Mosengeilfestschrift darf sie nicht fehlen, und so sei sie hier nochmals wiedergegeben:<sup>1)</sup>

„Friedrich Mosengeil wurde geboren den 26. März 1773 in dem H[erzoglich] S[achsen]-Gothaischen Dorfe Schönau, auf der StraÙe zwischen Eisenach und Gotha gelegen. Dort war der Vater, Georg Wilhelm, damals Pfarrer; sein guter, sich allmählich auch in der Umgegend verbreitender Ruf als würdiger Seelsorger und Kanzelredner bereitete für ihn unerwartet den Ruf ins Herzogtum S.-Meiningen, wo

1. Unleserliche Worte oder vom Schreiber gelassene Lücken sind durch Punkte angedeutet. Wo die Lücken aus anderen Quellen ergänzt werden konnten, ist die Ergänzung, meist Jahreszahlen, in eckige Klammern eingeschlossen. Dr. Mitschke hat obigen Abdruck durchgesehen und die im Korrespondenzblatte enthaltenen Druckfehler berichtigt.

er als Diakonus in Salzungen acht Jahre hindurch durch seinen frommen Wandel nicht weniger als durch seine Predigten erbaute und im Jahre [1782] mit Übertragung der Ephorie Frauenbreitungen belohnt ward. In diesem einsamen Teile des Werrathals wuchs der Knabe Friedrich (mit diesem seinen Namen tritt er nun durchgängig in dieser Notiz auf) unter so günstigen Einflüssen, als die einfache Schönheit des ländlichen Lebens in einer . . . . . heiteren Gegend auf den empfänglich-jugendlichen Sinn gewöhnlich zu äußern pflegen. Nur dafs ihm hinsichtlich der Spielgenossen, die doch ein Knabenleben nicht entbehren darf, der Umgang mit Söhnen gebildeter Eltern aus den besseren Ständen dort nicht zu verschaffen war, wirkte anfangs, da er bis zum Eintritt ins Jünglingsalter nur mit Bauernknaben verkehren konnte, nicht vorteilhaft auf seine ästhetische Bildung. Das Lesen mehrerer vom Vater ausgesuchter Jugendschriften (z. B. der Weisesche Kinderfreund und Kampes Werke) ersetzte den Mangel nur unvollkommen. Dafs Ernst Wagner — späterhin ein Lieblingsschriftsteller — einer der ersten gebildeten Jünglinge war, die Friedrich kennen lernte, hat er in den Briefen über Ernst Wagner, sowie in der Ausgabe seiner sämtlichen von Fr. M. besorgten Schriften (C. Ch. Fleischer in Leipzig) erzählt und dort mehrere Züge hinzugefügt, welche die Wichtigkeit jener Bekanntschaft, die sich später zur treuen Freundschaft erhob, bezeichnen sollen. Nicht minder einflußreich auf den Gang seines inneren Lebens ward in der Folge eine andere Bekanntschaft mit einem Manne, den jetzt Deutschland ebenfalls mit Achtung nennt; es war der jetzige Oberforstrat H. Cotta in Tharandt. Friedrich bestimmte sich nach des Vaters Wunsch und nicht ohne eigenen inneren Beruf für das theologische Studium, und notdürftig von einem Hauslehrer vorbereitet, besuchte er das Gymnasium in Meiningen und die Akademie in Jena, von wo ihn sein liebes Dörfchen im schönen Werrathal wieder aufnahm und dessen Gemeinde ihn in seinem ersten Versuche, von der Kanzel zu reden, durch einen wohlwollenden Beifall ermunterte.

Heinrich Cotta lebte damals zwei Stunden von Frauenbreitungen entfernt, bei seinem Vater in Zillbach (einem ganz einsam gelegenen Waldörtchen des Herz[ogtums] Eisenach), dem dortigen Förster, und von der Pike auf dienend bekleidete er damals den niedrigsten Grad seines Standes, den eines Forstläufers. Er war mehrere Jahre früher als Friedrich von der Universität, wo er Kameralwissenschaft studiert, zurückgekehrt, und sein thätiger Geist, von guten Kenntnissen unter-

stützt, trieb ihn an, eine kleine Forstschule auf eigene Hand einzurichten. Diese wuchs in kurzem bedeutend an, und Cotta konnte bei seinen übrigen Berufsgeschäften dem Institut, das jetzt vom Großherzog anerkannt und bedeutend unterstützt ward, nicht allein mehr vorstehen. Die beiden früheren Bekannten Heinrich und Friedrich hatten unterdes ein Freundschaftsband geknüpft, das noch jetzt über meilenweite Strecken fort Herz an Herz mit alter Treue knüpft; so kam's, daß Cotta seinen Jugendfreund zur thätigen Teilnahme an seiner Forstlehranstalt mit dringender Aufforderung einlud. Mit dem . . . . . und edelsten Freunde gemeinschaftlich zu leben und zu wirken, war eine allzu lockende Aussicht, um Nein sagen zu können. Friedrich zog nach Zillbach, ein echt jugendliches Unterfangen, welches den beiden Freunden selbst zu reichem Scherz Veranlassung gab, denn der neue Forstschulgehilfe sollte unter anderem Mathematik lehren, er, der auf dem Gymnasium stets die Mathematik nur als fernstehende Nebensache betreiben konnte und kaum bis zum pythagoräischen Lehrsatz vorgedrungen war. Das Gewissen trieb ihn allerdings an, alle Einwendungen gegen die Übernahme einer Lehrstelle zu thun, der er so gar nicht gewachsen war; doch der Freund beharrte bei seinem Glauben, indem er sich auf das „docendo discimus“ und eine schöne Sammlung der besten mathematischen Lehrbücher berief, aus der der junge Lehrer alles bald herausfinden werde, was er zum Unterricht der Zöglinge brauche. Friedrich warf sich mit glühendem Eifer auf das neue Fach, bereute aber doch anfangs nicht selten seine Vermessenheit. Es ging mit dem Lernen des zu Lehrenden nicht so schnell vorwärts, als er thörichterweise gehofft hatte, denn es war ihm um Gründlichkeit zu thun, und manche Lehrstunde kostete ihm sechs Vorbereitungsstunden, und wenn der Lehrgehilfe die Stunde schloss, liefs sich fühlen, daß nun die Schüler, zum Teil sehr gute Köpfe, unter denen z. B. der jetzige Forstmeister König in Ruhla genannt werden darf, gerade ebensoviel wußten, als ihr Lehrer. Wollte bei diesem lächerlichen Verhältnis Friedrich der Mut sinken, so stand Cotta als Tröster zur Seite und versicherte ihm, der drollige Versuch falle über Erwarten gut aus, und gerade der Umstand, daß der Lehrer eben erst selbst durch mühsames, eigenes Studium zum Verständnis gelangt, mache seinen Vortrag um so faßlicher und bildender, und berief sich dabei auf die guten Fortschritte der jungen Männer, unter denen sich in der That ein großer Eifer zeigte, die er aber hinsichtlich des Umfanges der mathematischen Kenntnisse ihres Lehrers,



der eigentlich blofs ein Mitschüler war, in einer vollständigen Unwissenheit liefs.

So liefs sich denn Friedrich bereden, zu bleiben und nahm, um in dem neu erwählten Fache nicht lange mehr Stümper zu bleiben, mit Bewilligung des damaligen Herzogs von Weimar, teil an den trigonometrischen Messungen des Herzogtums und würde darin seine endliche Anstellung gefunden haben, wäre nicht der ehrwürdige, nun schon hochbejahrte Vater von seiner Besorgnis, den einzigen Sohn der Kanzel ent schlüpfen zu sehen, zu einer Vorstellung an das kindliche Herz vermocht worden, die durchaus keine Einrede zuliefs. Er rechnete von nun an mit Recht auf Friedrichs Unterstützung in seinem geschäftreichen geistlichen Amte, und dieser schl[ofs] seufzend sein . . . . ., um mit nassen Augen von seinem Cotta zu scheiden, der ihn ungern scheiden liefs. Der Aufenthalt in seinem stillen, abgeschiedenen, in engem Grunde eingeschlossenen Dörfchen Zillbach war in mehrerer Hinsicht Friedrichs geistiger Ausbildung förderlich gewesen. In den herrlichen Wäldern, die rundum die Berge begrenzen, konnte er erst die Dichter verstehen, die er früher nur gelesen. Er selbst glaubte einiges Talent zum Lyriker in sich zu erkennen, besonders als Wieland verschiedene, damals gedichtete, dargebotene Versuche mit Nachsicht in seinen Merkur aufnahm. Dafs er indes niemals in dieser Dichtungsart einigen Ruf erwerben konnte, hat die nachfolgende Zeit bewiesen, in welcher er selbst eine ganze Flora poetischer Blumen in Staub zerfallen liefs und nur einigen dieser Blümchen in seinen späteren Unterhaltungsschriften fortzublühen erlaubt hat. Noch eines Erstlingsversuches in der Schriftstellerei, welchen ebenfalls das schöne Zillbacher Leben hervorgerufen, möge deshalb erwähnt werden, da Friedrich zufällig der erste Deutsche gewesen, der mittelst seiner damals erscheinenden Stenographie (welche späterhin in Jena bei Schmid in zweiter Auflage erschien) diese schnellste, kürzeste Art, seine Gedanken durch Schrift sich aufzubewahren, versucht hat.

Fünf Jahre lang blieb der Sohn des Vaters Amtsgehilfe und fand bei einer sehr zahlreichen Gemeinde, besonders dann, wenn des Greises Gesundheit Schonung erforderte, weit mehr Arbeit, als dem Anfänger frommte, denn es konnte sich besonders in Festwochen, wenn Leichenreden hinzukamen, treffen, dafs binnen acht Tagen er siebenmal die Kanzel betreten [und] reden mufste. Da war es denn, obgleich die Natur den jungen Prediger mit einem glücklichen Gedächtnis beschenkt

hatte, doch unmöglich, jede Notiz niederzuschreiben und auswendig zu lernen, und seine Vorträge mögen daher den Erfordernissen wenig entsprechen haben, welche auch die geistliche Rede zum Range eines Kunstwerks erheben sollen. Doch sprach wohl überall ein wohlmeinendes Herz und verfehlte nicht, Zugang zu finden zum Herzen. Friedrichs Kirche war zu seiner großen Aufmunterung immer gefüllt, und daß man selbst außer dem Kreise seiner Dorfgemeinde ihm einige Aufmerksamkeit schenke, bewies ihm eine höchst unerwartete Aufforderung des verewigten Herzogs Georg von S.-Meiningen, der in den Sommermonaten gewöhnlich sein Landschloß Altenstein, einige Stunden von Frauenbreitungen entfernt, bewohnte. Friedrich erhielt am Freitag Abend den Auftrag, am nächsten Sonntag eine Kabinetspredigt im Saale des Schlosses zu halten. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe nahm alle Kräfte in Anspruch; die Ausführung schien nicht mißlungen zu sein, und das muß bloß deshalb hier erwähnt werden, da Friedrichs folgende Lebensereignisse mit diesem in unmittelbarer Beziehung standen. Herzog Georg blieb von jener Stunde an ein geneigter Gönner des jungen Mannes und reiste selten durch Frauenbreitungen, ohne ihn mit seinem Besuche zu beehren. Der edle Georg starb bald nachher, viel beweint, und Friedrichs geliebter Vater folgte ihm im Jahre [1805], 82 Jahre alt. Sein Sohn hielt ihm die Leichenrede, zwar mit Anstrengung, aber nicht ohne fruchtbaren Erfolg auf die Herzen der tiefbewegten Gemeinde, die alle um seinen Vater, wie um den ihrigen weinten. Das Schicksal des nachgelassenen Amtsgehilfen war ungewiß, da er keinen Anspruch auf die Stelle des verdienten Mannes zu erheben hatte. Er hatte sich indes verheiratet und war ein glücklicher Familienvater. Zum Troste gereichte ihm die Versicherung, daß eine andere, gerade offene, geringere, aber doch recht annehmliche Predigerstelle ihm zugedacht sei. Mitten in dieser schönen Erwartung erschien ihm eine Botschaft der verwitweten Herzogin-Regentin, um ihm zu seinem Erstaunen den Antrag zu thun, die Erziehung des Erbprinzen Bernhard, jetzigen Herzogs von S.-Meiningen-Hildburghausen, zu übernehmen. Der bisherige Pfarrsubstitut war weit entfernt, sich alle die Eigenschaften zuzutrauen, die zur würdigen Ausfüllung eines so ehrenvollen, aber auch so verantwortlichen Postens erforderlich waren, und nicht ohne schweren Kampf mit dem Bewußtsein seiner Schwäche übernahm er endlich das wichtige Amt auf ein Probejahr, zur Bedingung machend, daß bis dahin ihm die erwähnte Predigerstelle aufbehalten bliebe. Das

Ende des Probejahres führte nach dem Wunsche der Herzogin-Regentin, als eine der hochachtungswürdigsten Fürstinnen Deutschlands nicht bloß im kleinen Vaterland der Meininger bekannt, die definitive Anstellung als Erzieher des jungen Herzogs und zwar bis zu den Universitätsjahren ohne Zuziehung eines Oberhofmeisters, dem Gewählten aber mancherlei Sorgen, aber auch äußerliche Ehre und Gelegenheit zu vielfacher Ausbildung, herbei. Seinem edlen Zögling ganz wie ein . . . . . zu können, galt ihm als der höchste Lohn aller seiner Bestrebungen. So begleitete er den Herzog auf mehreren Reisen nach der Schweiz und Italien, späterhin nach den Niederlanden, Holland und durch Frankreich. Mit Jena und Heidelberg, die den fürstlichen Jüngling, gereift zum edlen jungen Manne, als Zuhörer aufnahmen, schloß die [16]-jährige Laufbahn, welche die Vorsehung dem Erzieher eröffnet hatte. Mit Bernhards Regierungsantritt (1821) nahm Friedrich die ihm bestimmte Stelle im herzoglichen Konsistorium ein, die er noch als Oberkonsistorialrat bekleidet.

Friedrich Mosengeils schriftstellerische Arbeiten, größtenteils Früchte seiner Erholungsstunden, haben, ohne in Hinsicht des glänzenden Dichtertalents und genialer Darstellung einen bedeutenden Rang in der Reihe der deutschen litterarischen Erzeugnisse einzunehmen, doch viele Freunde gefunden, vermutlich aus demselben Grunde, der einst seinen Predigten Beifall verschaffte: „Das Herz sucht überall das Herz und weiß es zu finden“.

Nirgends hat er bloß eine flüchtige Unterhaltung, sondern immer zugleich eine sittliche Anregung beabsichtigt, und er hat sich in seinem Leben wie in seinen Schriften niemals recht im Innern froh auf der schönen Erde befunden, ohne einen dankbaren, trost- und glaubenreichen Aufblick zum Himmel zu richten. Als Schriftsteller wurde ihm übrigens das seltene Glück zuteil, weder durch übermäßiges Lob je zu eitler Anmaßung verleitet, noch durch einen kränkenden Tadel entmutigt worden zu sein. Dafs er kein Vielschreiber werden konnte, verhinderten glücklicherweise seine Berufsgeschäfte. Von den erschienenen Werken möchten einige einem gröfseren, andere nur einem kleineren Kreise von Lesern bekannt sein. Vielleicht aber sind es gerade diese, an denen Friedrich Mosengeil sich am ersten versucht fühlen möchte, sie für einigermaßen gelungene Versuche zu halten.

Was zuerst seine geistlichen Vorträge betrifft, so sind von diesen mehrere einzeln im Druck erschienen, aber bei dem gegenwärtigen Reichtum trefflicher Kanzelreden nicht gesammelt worden. Wer die

Art seiner Behandlung jener hohen Gegenstände des religiösen Glaubens näher kennen zu lernen wünscht, wird sein Urteil hinlänglich begründen können aus den „Gottgeweihten Morgen- und Abendstunden“, von welchem Andachtsbuche im Jahr [1826] eine zweite Auflage bei Kesselring in Hildburghausen erschienen ist. Dahin gehören auch die Beiträge, die er zu den beiden bis jetzt erschienenen Jahrgängen des religiösen Taschenbuchs Selitha 1830 und 31 geliefert hat. Eine der letzten oder wahrscheinlich die allerletzte geistliche Rede wurde auf Befehl des edlen Herzogs Bernhard 1830 beim Jubelfest der Augsburgerischen Konfessionsübergabe an der Lutherbuche vor mehr als 1000 Zuhörern bei Altenstein im Freien gehalten (Hildburghausen bei Kesselring erschienen), wobei der Redner nach langer Ruhe der ehemaligen Begeisterung noch fähig sein konnte. Wer hätte aber auch da nicht „mit Zungen“ reden wollen?

In das pädagogische Fach einschlagend, hat er mehrere Volksschulschriften geliefert, die er für seine verdienstlichste Arbeit hält: 1. eine Fibel und . . . . . Lesebüchlein; 2. ein Lesebuch für die Mittelklasse; 3. ein christliches Übungsbuch für die oberen Klassen. Um einen sehr billigen Preis stellen zu können, übernahm der Verfasser selbst den Verlag, welche Maßregel indes die Verbreitung im großen deutschen Publikum, obschon sich mehrere kritische Blätter günstig für sein Buch aussprachen, verhindert zu haben scheint, da kaum 200 Exemplare durch den Buchhandel abgesetzt worden sind. Dagegen hatte der Verfasser die Freude, jene Bücher in seinem Vaterlande, dem Herzogtum Meiningen, ziemlich allgemein durch die Schulen, und zwar seit 1824 in mehr als 15000 Exemplaren, verbreitet zu sehen. Dieser gute Erfolg war nur erreichbar, wenn der Verkauf so sehr erleichtert wurde, als es beim Selbst-Verlage geschehen konnte, denn es wird z. B. das christliche Übungsbuch (18 komprimierte und gut gedruckte Bogen) für 15 Kreuzer abgelassen.

Als Erzähler mag Fr. M. vielleicht am meisten dem Publikum bekannt geworden sein. Einer Erzählung („Bilderleben“), die er bei seinem letzten Jenaischen Aufenthalt für einige Freunde entwarf, gaben diese das Votum, er könne in dieser Dichtung vielleicht mehr Gefälliges leisten. Noch mehr ermunterte es ihn, daß eine andere bei einer Preisbewerbung für den „Hesperus“ gelieferte den ausgesetzten Preis erhielt, und eine dritte bei dieser Veranlassung in der Brockhaus'schen „Urania“ ehrenvolle Aufnahme fand. Fr. M.'s Erzählungen mögen fast ein halbes Hundert betragen; in Taschenbüchern und Zeitschriften zer-

streut, hat er die Mehrzahl späterhin nochmals überarbeitet und in folgenden Sammlungen vereinigt: „Reisegefährten“, „Liebenstein und die neuen Arkadier“, „Drei Freunde auf Reisen“, „Sommerabendstunden in Idas Garten“. In den „Drei Freunden auf Reisen“ sind hauptsächlich in schöner Auswahl jene kleinen Erzählungen und Aufsätze aufgenommen, die er unter der Maske des „Kalendermannes“ einem beliebten vielgelesenen Volksblatt, der „Dorfzeitung“, mit auf die Reise gegeben hat und noch giebt. Eine der angenehmsten und seiner Meinung nicht unverdienstlichen Schriftstellerarbeiten war die Herausgabe von seines Freundes Ernst Wagner sämtlichen Werken (Leipzig bei G. Fleischer, 12 Bändchen). Es standen ihm hier die Manuskripte seines verewigten Freundes und mancherlei Materialien zu der neu projektierten Ausgabe zu Gebote, und der Geist des Ernst sah, während Friedrich zusammenstellte, immer freundlich . . . . . und über die Achsel. Über das schöne Verhältnis, das zwischen diesen beiden Menschen bestand, erzählt das . . te Bändchen der eben erwähnten Gesamtausgabe des näheren. Auch kann man dort (. . B. Seite . . .) nachlesen, dafs Friedrichs Leben, welches im ganzen stets gleichmäfsig und in fast ununterbrochener Heiterkeit und Seelenruhe und in der angenehmsten häuslichen Lage eines zwar nicht reichen aber genügsamen Familienlebens verflofs, bis jetzt hauptsächlich durch einen furchtbaren Schlag des Schicksals erschüttert wurde. Dafs er indes sich hiervon aufgerichtet und in religiöser Ergebung bald den verlorenen Frieden wieder gefunden, als die herben Schmerzen in milde wohlthuende Rührung zerflossen; das möchte wohl aus Ton und Farbe der späteren schriftstellerischen Erzeugnisse seiner Mufsestunden deutlich genug hervorgehen. „Ich würde mich,“ sagt er selbst, „unbedenklich unter die kleine Zahl der glücklichen Sterblichen zählen, wenn mir nicht aus meinem Plutarch einfiel: Einen Mann für glücklich preisen, so lange er lebt und den Wechselfällen des Lebens unterworfen ist, sei nicht minder eitel und nichtig, als den Kämpfer noch während des Kampfes zum Sieger auszurufen und ihm den Kranz des Preises hinzureichen:

„ὅ δ' εἰς τέλος ὁ δαίμων  
ἔθετο τὴν εὐπραξίαν,  
τοῦτον εὐδαίμονα νομίζομεν.“

geendet den 19. Januar 1832.“





## Ein stenographiertes Schriftstück aus Mosengeils Nachlasse.

Von Dr. Christian Johnen.

Die Familie Mosengeil besitzt nur noch wenig Handschriftliches von dem Systemerfinder. Wie mir sein Enkel, Herr Professor Karl von Mosengeil in Bonn, mitteilte, ist das meiste aus dem Nachlasse seines Großvaters in dem Hause weggekommen, das derselbe in Meiningen bewohnte und das seit seines Vaters Tode vermietet ist. Für Stenographen ist das wertvollste im Nachlasse Mosengeils dessen eigenhändig geschriebene Selbstbiographie und sein Lehrbuch von 1819 mit handschriftlichen Nachträgen; über beide hat Herr Dr. Mitzschke schon eingehend berichtet.<sup>1)</sup> Nach einer gütigen Auskunft von Fräulein Anna von Mosengeil besitzt die Familie jetzt sonst noch folgende von Mosengeil selbst geschriebene Sachen:

1. Eine Predigt, gehalten zu Altenstein am 29. Juli 1798 (24 Seiten).<sup>2)</sup>
2. Eine Rede zur Einweihung des Gymnasiums in Meiningen, gehalten am 19. September 1835 (12 Seiten), (zum Druck bestimmt).<sup>3)</sup>
3. Das Tagebuch einer Reise in die Schweiz (unvollständig, 61 Seiten).<sup>4)</sup>
4. Mehrere Gedichte und Tafellieder, nämlich Trinksprüche zum 16. Februar 1823, 17. Dezember 1829<sup>5)</sup> und 11. Januar 1833

1. Dresdener Korrespondenzblatt 1887, S. 103 („Aus Mosengeils Handexemplar“) und 1888, S. 13 („Selbstbiographie von Friedrich Mosengeil“).  
2. Hierüber vergleiche Schriftwart 1896, S. 33, Anm. 2. 3. Schriftwart 1896, S. 42. 4. Ebenda, S. 34, Anm. 4. 5. Auch gedruckt unter den später erwähnten „Tafelliedern“.

(zwei Trinksprüche), dann die Gedichte: „Das unbekannte Lied“, „Maifahrt“, „Ungezwungenes Berglied, welches der Bergmeister Liebetraut seiner Frau Bergmeisterin zum Andenken dagelassen hat“, letzteres mit dem Datum 20. Juni 1818, die andern ohne Datum.

5. Ein Heft „IV. 50 Reimsprüche und Lieder“ mit den Seitenzahlen 127—150 (ebenfalls zum Druck bestimmt).
6. Zwei Seiten „Vermischte Gedanken“.
7. „Unbefangene Bemerkungen eines Lesers des Lebens Jesu von Dr. Straufs“ (bricht gerade, wie No. 6, mitten im Satze ab).

Außerdem verwahrt die Familie als teures Vermächtnis:

8. Aufzeichnungen von Mosengeils Tochter Mathilde vom 9. bis 14. Mai 1839 über Mosengeils Krankheit (nicht aber über seinen Tod), 4 $\frac{1}{2}$  Seiten in einem Hefte mit rotem Einbände, das noch einige Seiten Musiknoten enthält.<sup>1)</sup>
9. Die Grabrede auf Mosengeil von dem Oberhofprediger, späteren General-Superintendenten Ackermann in dessen Handschrift, 8 Seiten.<sup>2)</sup>
10. Ein von Friedrich Nohr komponiertes Chorlied zu dem „Wanderliede“ Mosengeils,<sup>3)</sup> das an dessen Grabe gesungen wurde.
11. Ein von Mosengeils Tochter Mathilde geschriebenes Gedicht Mosengeils „Waldglöcklein“.<sup>4)</sup>
12. An Drucksachen: Zwei Predigten („Die drei Worte des Glaubens“, „Erinnerung und der Hoffnung“), die Rede beim Jubelfest an der Lutherbuche, zwei Hefte mit Tafelliedern, einen Ausschnitt aus einer Zeitung mit dem genannten Gedichte „Waldglöckchen“, sowie einige Bücher Mosengeils, wie seine „Gottgeweihten Abend- und Morgenstunden“ und die „Reisegefährten“.

Unter all' diesen Sachen befindet sich nichts, was auf Stenographie Bezug hat. Dr. Mitschke hat daher nach den Angaben der Tochter Mosengeils, der jetzt verstorbenen Frau Medizinalrat Hoffmann in Ballenstedt, berichtet, dafs sich im ganzen Nachlasse desselben nicht ein stenographisches Zeichen entdecken lasse,<sup>5)</sup> und daraus geschlossen,

---

1. Schriftwart 1896, S. 34, Anm. 6. 2. Ebenda, S. 35. 3. Enthalten in den „Reisegefährten“. Sammlung von Novellen und Dichtungen von Fr. Mosengeil, 2. Band, Frankfurt a. M. 1826, S. 322. 4. Schriftwart 1896, S. 43, Anm. 1. 5. Dresdener Korrespondenzblatt 1887, S. 103, Archiv für Stenographie 1888, S. 8.

dafs Mosengeil später in seinen privaten Aufzeichnungen wieder vollständig zur Kurrentschrift zurückgekehrt sei.

Fräulein Anna von Mosengeil hatte die Liebenswürdigkeit, mir den größten Teil der vorangeführten Schriftstücke zur Einsicht zu überlassen. Es glückte mir, in dem zu 8 erwähnten Tagebuche der Tochter Mosengeils doch noch ein loses kleines (13 cm langes und 9 cm breites) Blatt zu finden, das auf beiden Seiten mit Mosengeilscher Kurrentschrift bedeckt ist. Dafs dasselbe von dem Erfinder selbst geschrieben ist, dürfte keinem Zweifel unterliegen. Abgesehen von dem Fundort sprechen dafür die in gewöhnlicher Schrift unterlaufenden Wörter, die das unverkennbare Gepräge Mosengeilscher Handschrift tragen. Namentlich tritt die Verwandtschaft derselben mit den Schriftzügen der mir vorliegenden, von Mosengeils Hand herrührenden Schriftstücke: „Rede zur Einweihungsfeier des Gymnasiums“ vom 14. September 1835 und „Trinkspruch vom 11. Januar 1833“ so deutlich zu Tage, dafs man auch jenes Blatt unbedenklich in diese Zeit setzen kann. Dazu stimmt auch der Inhalt desselben. Das Blatt enthält 11 Schnurren mit der Überschrift: „Aus Dinter“.<sup>1)</sup> Als ich nach Entzifferung desselben Herrn Dr. Mitzschke über den Inhalt Mitteilung machte, verwies mich dieser, der sich glücklicherweise früher einmal mit Dinter beschäftigt hatte, auf „Dinters Leben, von ihm selbst beschrieben“.<sup>2)</sup> Hier fand ich bald sämtliche 11 Schnurren in teilweise breiterer Ausführung wieder, so dafs das Blatt sich unzweifelhaft als einen Auszug dieser Erzählungen aus Dinters Leben darstellt. Da dieses Werk in erster Auflage 1829, in zweiter 1830 erschien, kann es Mosengeil frühestens um 1830 erhalten und jenes Blatt geschrieben haben. Manche etwas zitternde Züge, namentlich der stenographischen Schrift, scheinen sogar eher auf eine spätere als eine frühere Zeit hinzuweisen. Diese Ab-

---

1. Christian Friedrich Dinter, geboren 29. Februar 1760 zu Bernau, war längere Zeit Pastor, dann Direktor des Schullehrerseminars zu Dresden, zuletzt Schulrat und dann Professor zu Königsberg, wo er am 29. Mai 1831 starb; ein berühmter Pädagoge. 2. Dinters Leben, von ihm selbst geschrieben; ein Lesebuch für Eltern und Erzieher, für Pfarrer, Schul-Inspektoren und Schullehrer. Mit einem Facsimile. Neustadt an der Orla, bei Karl Gottfried Wagner 1829. Die zweite Auflage, 1830, liegt mir aus der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel vor. Das köstliche Buch, in dem Dinter sich bemühte, sein Denken und Wirken ganz so darzustellen, wie es war, ist neu herausgegeben von Niedergesäfs, Wien 1879.



fassungszeit paßt also zu der erwähnten Ähnlichkeit der Handschrift mit den Schriftstücken aus den Jahren 1833 und 1835. Desgleichen weist der Inhalt auf einen Theologen hin, der sich, wie Mosengeil, besonders mit Pädagogik beschäftigte und daher namentlich an den theologischen Schnurren des Pädagogen Dinter, wie solche hier aufgezeichnet sind, Gefallen fand.

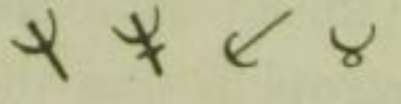
Wenn nun auch der Inhalt dieses Blattes ein für stenographische Zwecke wenig ergiebiger ist, so ist doch die Abfassungszeit und die Ausführung der stenographischen Züge von desto größerer Bedeutung. Denn einmal gewinnen wir einen Beweis dafür, daß sich Mosengeil auch noch bis in die letzte Zeit seines Lebens, sicher bis kurz nach 1830, seiner Stenographie zu Auszügen aus Büchern und daher auch wohl zu anderweitigem Gebrauche bediente. Es darf nicht auffallen, daß so wenig davon erhalten ist. Bilden doch auch die andern Stücke von Mosengeils Hand, welche die Familie noch jetzt besitzt, einen so unendlich geringfügigen Bruchteil von dem, was er überhaupt geschrieben haben wird. Und dazu sind diese, soweit sie mir zu Gesicht gekommen sind, sämtlich sorgfältige Ausarbeitungen, die teils unmittelbar für den Druck, teils wohl sicher zur Kenntnisaufnahme für andere bestimmt waren. Es darf nicht Wunder nehmen, daß die letzteren, wie z. B. das Tagebuch der Schweizerreise, die vermischten Gedanken u. s. w. nicht in seiner Stenographie geschrieben sind.

Weiter aber ist das Schriftstück dadurch bemerkenswert, daß sich in ihm die Veränderungen finden, die Mosengeil an seiner Stenographie nach deren letzten Veröffentlichung im Jahre 1819 noch ausweislich seines Handexemplares vorgenommen hat. Es beweist dieses, daß er sich selbst in seinen Aufzeichnungen dieser Verbesserungen seiner Schrift bedient hat. Aus diesen Gründen gewinnt unser Blättchen eine erhöhte Bedeutung für die Geschichte der Stenographie und darf in einer dem Andenken Mosengeils geweihten Schrift umso eher wiedergegeben werden, als es das einzige erhaltene, von Mosengeil selbst in seiner Stenographie verfaßte Schriftstück ist und auch zeigt, in welcher Form der Erfinder selbst sich seiner Schrift bediente, die letztere gewissermaßen im Hausgewande darstellt.

Die nachträglichen Veränderungen in Mosengeils Schrift, wie sie das Handexemplar aufweist, sind zwar schon von Dr. Mitzschke bekannt gegeben;<sup>1)</sup> es mag aber des Zusammenhanges wegen kurz daran erinnert

1. In dem erwähnten Aufsätze: „Aus Mosengeils Handexemplar“.

werden. Sie beziehen sich hauptsächlich auf die Vokalbezeichnung. Mosengeil hatte in seinem ersten Lehrbuche sämtliche Vokale durch einen Punkt wiedergegeben. Einzelne Vokalreihen wurden dabei durch Stellung des Punktes über oder unter, links oder rechts vom Zeichen unterschieden, und zwar dienten die beiden letzten Stellungen in ziemlich verwickelter Weise zur Darstellung der Diphthonge.<sup>1)</sup> In der zweiten Gestalt seines Werkes (1819) behielt er diesen Punkt nur noch für den häufigsten Vokal **e** bei, bezeichnete **a** durch zwei Punkte nebeneinander und **i** durch zwei Punkte übereinander (**a** = .., **i** = :). Nachträglich griff Mosengeil auf die Bezeichnung durch die verschiedene Stellung eines Punktes in der ersten Gestalt seiner Schrift zurück und stellt auch **a** und **i** durch einen Punkt dar, der „rechts oder oben“ **i** und „links oder unten“ **a** bedeutet, z. B.  $\dot{\text{---}}$  = in,  $\underset{\cdot}{\text{---}}$  = an; nur bei möglichen Verwechslungen bedient er sich für **i** zweier Punkte; **e** soll nur am Anfang oder Ende durch einen Punkt bezeichnet werden. In seinem Handexemplar hat Mosengeil, was Dr. Mitzschke nicht berichtet hat, zuerst geschrieben, dafs er sich „bei möglichen Verwechslungen für **a** zweier Punkte“ bediene; die Worte „für **a** zweier Punkte“ sind durchgestrichen und ist dann fortgefahren „für **i** zweier Punkte“. Ich erwähne dies, weil in der That unser Schriftstück für **a** vielfach noch zwei Punkte nebeneinander aufweist. Irgend welche zeitliche Folgerungen hieraus zu ziehen, würde freilich über blofse Vermutungen nicht hinausgehen. Diese ganze Bezeichnungsweise erinnert an die verschiedene Stellung des Punktes bei der **ei**- und der **au**-Gruppe der Diphthonge in der ersten Mosengeilschen Schrift von 1796, ist indes wesentlich einfacher gehalten. Sonst hat Mosengeil noch neue Formen für die Konsonantenverbindungen **pf**, **pft**, **fl** und **fr** gegeben =


 Dadurch sollte wohl ermöglicht werden, die bisherigen Formen zur Bezeichnung der genannten Konsonanten mit zwischenlautendem Vokal (**p-f**, **f-l**, **f-r**) zu verwenden; **fr** ist vielleicht auch deshalb geändert worden, weil er die bisherige Form für *war* benutzen wollte. Die übrigen Änderungen beziehen sich auf einige Kürzungen und

1. Siehe das Nähere aufser in Mosengeils Lehrbüchern in meinem Aufsatze „Die Bahnbrecher deutscher Kurzschrift. II. Fr. Mosengeil“ im Schriftwart 1896 (erscheint auch als Sonderabdruck), wo eine vollständige Darstellung der Mosengeilschen Stenographiesysteme gegeben ist.

sind weniger wichtig, zumal Mosengeil, wie aus dem folgenden Blatt hervorgeht, mehrfach die früher gekürzten Wörter späterhin ausgeschrieben hat.

Ich gebe nun das Schriftstück mit Übertragung wieder, und füge den Nachweis der betreffenden Stellen in „Dinters Leben“ (2. Auflage) und einige Ausführungen über die Schrift in Anmerkungen bei.

Aus *Dinter*.

1.

Sankt *Petrus* ging hinaus und weinte bitterlich (Buttermilch).  
Schulgebet.

2.

Denn dein ist das Reich und die Kraft *etc.* Ein mal eins ist eins.

3.

*Rost*, Schuldirektor in *Bauzen*: die kurzen *imperativi* enthalten alles, was zu thun mir Pflicht ist und was ich auch verspreche: *dic, duc, fac, fer. etc.* Man könnte das, was ein Schullehrer zu thun hat, nicht besser in vier Worte zusammenfassen.

---

No. 1: *Dinters Leben*, S. 4. (*Dinters Vater* hat einem Kinde klar gemacht, in seinem Buche sei „bitterlich“ ein Druckfehler für „Buttermilch“; das sei eben das Wunder gewesen, daß *Petrus* Buttermilch und nicht Wasser geweint habe). — Man beachte die Stellung der Punkte in „Sankt“, „ging“, „hin“ u. s. w.

No. 2: *Dinter*, S. 21. (Ein Schullehrer läßt die Kinder als „Morgengebet“ nacheinander hersagen: den Morgensegen, das Vaterunser und das Einmaleins.

No. 3: Bei *Dinter*, S. 29 weiter ausgeführt als eine „herrliche Schulanekdote“. — In *Direktor* ist der Punkt für o auch mitten im Wort verstärkt, was Mosengeil im Lehrbuch S. 15 für unnötig erklärt. Der Doppelpunkt ist für „sagt“ ähnlich wie bei *Gabelsberger* verwendet. Die Vorsilbe *ent* in *enthalten* entspricht der handschriftlichen Verbesserung im Handexemplar. In *thun* ist *th* geschrieben. In *Pflicht* ist das alte *pfl* verwendet trotz der neuen Form des *pf*. *Man* ist ausgeschrieben; im Lehrbuch Kürzung = *m*. Ebenso *hat* mit *ht* geschrieben; im Lehrbuch Kürzung mit Wegfall des Durchstrichs.

4.

H KAINH ΔΙΑΘΗΚΗ trägt ein Schüler in seinen *Katalog*:  
unter dem Titel *Kains* neues Testament.

o Dinter

1/1  
~ Petrus in ep  
7 ~ (Strich)  
2/2  
~ 7 h 7 i 7 7 = 7 7 7 =  
3  
~ Baugen : 1 bo imperativi ~ h, u s 2°  
~ Xp 7 7 ~ 7 7 : die, cuc, far, fer.  
~ 4 h u - 7 7 s 2 4 ~ 7 7 = 4 in ~

H KAINH ΔΙΑΘΗΚΗ ~ ~ ~  
Katalog: ~ h 7 Kains ~ h ~

— 7 7 ~ 7 7 ~ ~ ~  
~ 7 7 ~ 7 7 ~ ~ ~  
~ 7 7 ~ 7 7 ~ ~ ~  
~ 7 7 ~ 7 7 ~ ~ ~  
~ 7 7 ~ 7 7 ~ ~ ~  
~ 7 7 ~ 7 7 ~ ~ ~  
~ 7 7 ~ 7 7 ~ ~ ~  
~ 7 7 ~ 7 7 ~ ~ ~

h 7 1 = b superint. u ~ ~ ~  
(~ 1<sup>ten</sup> Advents.): h 7 ~ ~ ~  
~ 7 7 ~ 7 7 ~ ~ ~  
~ 7 7 ~ 7 7 ~ ~ ~  
~ 7 7 ~ 7 7 ~ ~ ~  
~ 7 7 ~ 7 7 ~ ~ ~

Vorderseite des Mosengeilschen Stenogramms.

No. 4: Dinter, S. 39. *Kainē diathēkē* griech. = neues Testament. — Der Doppelpunkt hinter „Katalog“ als Abkürzungszeichen oder gleich „ein“? In trägt ist bei tr das r mit dem t-Strich nicht verschmolzen, wie im Lehrbuch.

5.

Ein närrischer Pfarrer von Studenten besucht zu einer Leichenpredigt; Schluss: „So viel zu Euch, liebe Leichenbegleiter. Nun habe ich aber auch noch ein paar Worte mit Euch, ihr jungen Leute, zu reden, die ihr gekommen seid, euch über einen alten Mann lustig zu machen. (Folgt die Strafpredigt, dann:) Da ich in *Altenburg* vom *Gymnasium* abging, habe ich in fünf Sprachen *valediziert*, Ihr Hundsfötter, was könnt Ihr? *Amen.*“

6.

Derselbe, als ihn der *Superintendent* von *Altenburg* aus Neugierde predigen hörte: (am *1<sup>ten</sup> Adventss.*): Damals zog *Jes[us]* ein auf einem Esel. Jetzt kommt er zu seiner Gemeinde durch die Lehrer und Prediger. Davon giebt es verschiedene Arten: kleinere wie ich bin; aber er hat auch in seinem Dienst gröfsere Kirchenesel, dergleichen wir heute einen unter uns sehen.

7.

Haushälterin: „Aus Kants *Relig[ion] etc.* Kampf des guten *Principis* mit dem bösen“. Sie liest des *Juden etc.*

---

No. 5: Dinter, S. 84: Der Pfarrer in Ehrenhayn erzählt, wie er von der Kanzel herab einmal H. genannt worden sei. — pf in *Pfarrer* nach den Verbesserungen im Handexemplar. Auffallend ist das ch in *Leichen*, wie sonst *cht* (als hiesse es „*Leichtenpredigt*“), vgl. dagegen in *machen*; *aber* und *über* sind im Lehrbuch als Kürzungen ohne den Anlautvokal geschrieben. In *alten* und *da* ist a mit zwei Punkten geschrieben (vgl. die obigen Ausführungen über die Nachträge im Handexemplar).

No. 6: Dinter, S. 84, 85: wie es dem Superintendenten erging, als er den berüchtigten Mann (zu 5) einmal predigen hören wollte. — Für *derselbe*, *jetzt* sind im Lehrbuche Kürzungen gegeben. A als Anlaut immer mit zwei Punkten: *Altenburg*, *Arten*. *Aber* hier ohne anlautendes a, aber mit links geschlungenem r, was nach dem Lehrbuche *über* heisst. *Pr* ist in dem ersten Worte *predigen* mit der Silbenkonsonanz p-r geschrieben; das richtige Zeichen für pr ist aber später angewandt. Das durchstrichene Wort in der letzten Zeile heisst heute.

No. 7: Dinter, S. 103. Die Haushälterin sieht im Kant das Kapitel vom Streite des guten Prinzips mit dem bösen, und möchte gerne wissen, „wie der Jude Principis mit dem Bösen, dem Teufel, gestritten hat“. — Mosengeil bezeichnet j wie g, deshalb ist „*Jude*“ ausgeschrieben. In *Kampi* wieder das neue pf.

8.

Dem Schuljungen soll begreiflich gemacht werden, was Kennzeichen sind — „Es kommt ein Mann mit rundem Hut und roter Weste, blauem Rock“ etc.

Frage. „Woran erkennst Du nun, dafs *Jes[us]* der Verheifssene war.“ „Am blauen Rock, runden Hut, roten Weste.“

צרת "אין דער רעליגיעזער קעניג פון דעם פרינציפאלן זען  
ו דא דען אידן און

ה רעזיל זען זיך פון דעם קעניג און  
" און דער פרינציפאלן זען זיך פון דעם  
און " און דער פרינציפאלן זען זיך פון דעם  
" און דער פרינציפאלן זען זיך פון דעם "

9  
" Pont. Pet און דער פרינציפאלן זען זיך פון דעם  
און דער פרינציפאלן זען זיך פון דעם  
און דער פרינציפאלן זען זיך פון דעם  
און דער פרינציפאלן זען זיך פון דעם

10  
און דער פרינציפאלן זען זיך פון דעם  
און דער פרינציפאלן זען זיך פון דעם  
און דער פרינציפאלן זען זיך פון דעם  
און דער פרינציפאלן זען זיך פון דעם  
און דער פרינציפאלן זען זיך פון דעם

און דער פרינציפאלן זען זיך פון דעם  
און דער פרינציפאלן זען זיך פון דעם  
און דער פרינציפאלן זען זיך פון דעם  
און דער פרינציפאלן זען זיך פון דעם  
און דער פרינציפאלן זען זיך פון דעם

12.

Rückseite des Mosengeilschen Stenogramms.

No. 8: Dinter, S. 124: Der Schüler lernt, dafs Jesus der Messias sei, weil alle im alten Testamente genannten Kennzeichen eintreffen. Später denkt er mehr an die Beispiele, durch die ihm der Begriff „Kennzeichen“ erläutert worden ist. — In *begreiflich* ist *lich* wohl durch abwärts gezogenes l mit Punkt bezeichnet; im Lehrbuch durch das aufwärts gezogene l. *gr* ist hier nicht ineinander gezogen. In *Frage* ist a wieder durch zwei Punkte bezeichnet.

9.

„*Pont[ius] Pil[atus]* war ein gar strenger, scharfer Richter.“ Der Junge antwortet auf die Frage, wer *Pil[atus]* gewesen: „Der Scharfrichter von *Jerusal[em]*“.

10.

Lehrer: „Laster ist, wenn der Mensch eine Art böser Handlungen so oft thut, dafs es ihm zur Gewohnheit wird, so zu handeln“.

Er fragt nun: ob man den Selbstmord ein Laster nennen könne?  
Der Schüler: „Ja, wenn ichs so oft thue, dafs es mir zur Gewohnheit wird“.

11.

Die beiden Aufseher über Schlofs- und Kirchen-Uhr, wovon jeder verlangt, die seinige soll eher schlagen, sie haben auf diese Weise die Uhren eine Stunde vorangetrieben. Der Schulmeister sagte, der liebe Gott sei erst [= der erste?], die Kirchenguhr müsse eher schlagen. Der andere aber behauptete für die Schlofsuhr den Rang.

---

No. 9: Dinter, S. 125, 126. — *Gar* ist wie *gr* geschrieben; nach dem Lehrbuch Kürzung: *g* mit einem Punkt, die hier vielleicht auch geschrieben werden sollte. In *antwortet* ist *tet* mit zwei Durchstrichen geschrieben; in den Nachträgen zum Handexemplar nur mit einem. *Scharf* zuerst mit dem Zeichen für die Silbenkonsonanz *ch-r*, dann mit dem für *schr*. *Frage* wieder mit zwei Punkten für *a*.

No. 10: Dinter, S. 125. — In *Gewohnheit* ist *heit* zuerst durch die Kürzung des Lehrbuches bezeichnet, später ausgeschrieben (*h-t*). In *fragt* *fr* wie in der Verbesserung des Handexemplars (oben in No. 8 wie im Lehrbuch). *Art*, *fragt*, *ja* mit zwei Punkten für *a*.

No. 11: Dinter, S. 136. — Merkwürdig die Schreibung von *Uhr*, wohl *r* mit übergesetztem *uh*, das aber im Lehrbuch nicht mit dem Zeichen für *u* (kleinem Kreis), sondern mit Haken und Punkt (◌) ausgedrückt ist; vgl. dagegen später *Uhren*. *Über* mit Kürzung wie im Lehrbuch. In „der liebe Gott sei erst“ ist wohl der Artikel zum Superlativ ausgelassen, wie dies in der Gabelsbergerschen Schrift geschieht. In der letzten Zeile war hinter „für“ zuerst „den“ geschrieben, das dann durchgestrichen ist. Vermutlich wollte Mosengeil zuerst schreiben „für den lieben Gott“, was seiner Vorlage näher gekommen wäre.





## **Karl Gottlieb Horstigs**

### **Lebensbeschreibung und Schriftenverzeichnis.**

Aus dem Familienarchiv.

Ein Enkel Horstigs, Herr Emil Ritter von Horstig zu Gröbming im Ennsthale, stellte für das vorliegende Festbuch in lebenswürdigster Weise eine Photographie seines Großvaters, sowie eine Abschrift der hier folgenden, im Familienarchiv befindlichen „Notizen über das Leben Karl Gottlieb Horstigs“ und ein „Verzeichnis seiner im Druck erschienenen Schriften“ zur Verfügung. Das letztere ist von Horstig selbst verfaßt. Die Nachrichten aus seinem Leben enthalten einige Ergänzungen zu der einzigen bis jetzt in stenographischen Werken gegebenen Biographie Horstigs im Dresdener „Panstenographikon“ (Leipzig 1869) I, 2. S. 173 ff. von Th. Krafft. Aus beiden Gründen wird ein Abdruck derselben hier willkommen sein. Der Herausgeber muß beide nach den ihm zugegangenen Abschriften wiedergeben und hat bei der Kürze der Zeit nur einige stilistische Unebenheiten beseitigen können. Einige Ergänzungen oder unsichere Lesungen sind in eckige Klammern gesetzt. Eine Vergleichung mit den Urschriften war leider nicht möglich.

#### I.

### **Notizen über das Leben Karl Gottlieb Horstigs.**

**1763—1835.**

Karl Gottlieb Horstig wurde den 3. Juni 1763 zu Reinswaldau bei Sorau in der Niederlausitz geboren. Sein Vater war Johann Georg Horstig, von seinem zwanzigsten bis siebzigsten



Jahre Schullehrer, Organist, Kirchen- und Gerichtsschreiber daselbst; seine Mutter Anna Rosina Horstig, geborene Gütner, aus Christianstadt. Karl Gottlieb Horstig war der letzte von vierzehn Kindern, von denen bei seiner Geburt nur noch P. Horstig, Pfarrer zu Schiedlo und Kuschern an der Oder, Kantor Horstig und Apotheker Horstig zu Gerlachsheim bei Görlitz am Leben waren. Er wurde von seinen allgeliebten Eltern mit größter Sorgfalt erzogen [und] bis zu seinem siebenten Jahre unter Anweisung seines lehrsamem Vaters in allen Anfangsgründen der



Karl Gottlieb Horstig.

Sprachen und Wissenschaften, sowie in der Musik und vorzüglich im Orgelspiel unterrichtet. Von seinem siebenten bis neunten Jahre verbrachten seine Eltern ihm zu Liebe in Christianstadt, damit er die dortigen oberen Klassen der Stadtschule von Rektor [Claus] besuchen und außerdem Privatunterricht in der lateinischen Sprache [nehmen konnte. Horstig genoß so] einen vollständigen wissenschaftlichen Unterricht, so wie er [auch] vom Kantor Schirmer [Unterricht] im Generalbafs erhielt, damit er die Erlaubnis erhalten könne, beim Gottesdienste auf der Pedalorgel zu spielen. Vom

neunten bis achtzehnten Jahre lebte er, von seinen treuen Eltern begleitet, in Sorau, wo er die beiden höheren Klassen des Lyceums besuchte und von den Konrektoren Schmidt, Körner und Mücke und von Kühn, aufser in der griechischen und lateinischen Sprache, in allen höheren Wissenschaften unterrichtet wurde. Vom Kantor und Musikdirektor Manke und dem Konrektor Körner, die ihn wöchentlich als Gast empfangen, [wurde er dabei] zur Führung der Kirchenmusik soweit geleitet, dafs er im letzten Schuljahre als Praefectus cleri (?) die Stelle des [Kantors] in der Kirche ganz vertreten konnte und schon damals vom Rate der Stadt Sorau zum künftigen Adjunkten desselben nach vollendeten Universitätsstudien designiert werden konnte. Die Vorsehung hatte ihm eine andere Laufbahn bestimmt. Als er siebzehn Jahre alt war, verlor er zu Sorau seinen fünfundachtzigjährigen Vater. Ein Jahr darauf zog es ihn nach Leipzig, wohin seines Vaters-Bruders Sohnes Dr. Horstig, Stadt- und Landphysikers in Guben, liebevolle Fürsorge und Hillers freundliche Aufnahme ihm schon günstige Aussichten eröffneten, bevor noch die nähere Bekanntschaft mit Weifse, Zollikofer, Platner, Morus und Oeser ihm ein weites Feld zur Ausbildung seiner vielseitigen Anlagen boten. [Hierdurch], und auch durch das vorzügliche Schulzeugnis von seinem Rektor in Sorau und die Protektion einer höheren Person, erlangte er das grofse Sylvestinische<sup>1)</sup> Stipendium zu dreijährigem Genusse. Im vierten Jahre seiner akademischen Studien, der theologischen, [war er], vorzüglich [durch den] von dem Griechen Abradowitsch vortragenen mathematischen Unterricht, [der Lehrer] zweier angesehenen Walachen und stand der Repetitionsstelle beim Baron von Rose aus Kurland vor. Allem Zureden seines Stubengenossen, des zwanzig Jahre alten, sehr gelehrten Born, dessen Dissertation er im philosophischen Auditorium unter seinem Vorstande verteidigte, Leipzig [nicht] zu verlassen, entgegen, ging er in sein Vaterland zurück, und nach einem nicht allzulangen Verweilen in dem Hause seines Verwandten, des Konsistorial-Assessors Ulrici in Pforten [bei Sorau], wo damals seine Mutter wohnte, wurde er nach Ablehnung der ihm angetragenen dritten Schulstelle in Sorau, von dem sich in Pforten oft aufhaltenden Grafen von Brühl, Starost und Gouverneur von Warschau, zu einer in seinem Bezirke erledigten Pfarrstelle in Eulo bei Forst dem damaligen Vicekanzler Hornemann und Landesältesten von Dalwig, als ernannten Kommissarien

---

1. Nach Krafft: „Silbersteinsche“.

in der Herrschaft Forst und Pförten, vorgeschlagen, und nach erlangter Kenntniss der wendischen Sprache vom Konsistorium zu Forst examiniert und [von] dem Superintendenten Neumann ordiniert. Vier Jahre lang verlebte er unter den Gemeinden von Eulo und Sacro, geehrt und geliebt von dem treuherzigen Völklein. In seinem neunundzwanzigsten Jahre berief ihn die allgemein verehrte Fürstin Juliane von Schaumburg-Lippe nach Bückeberg, um ihn der, ihrer geistlichen Führung beraubten lutherischen Gemeinde in den unruhigen Tagen, welche durch Dr. Froriep angestiftet waren, als ruhigen und völlig parteilosen Vermittler darzustellen, und ihn in seiner Probepredigt versuchen zu lassen, auf die erregten Gemüther einzuwirken. Der Versuch gelang. Nach zweimaliger Predigt wurde er zum wirklichen Konsistorialrat und nach einem Jahre, in dem ihm alle geistlichen Verrichtungen grofsenteils und alle Ephoralgeschäfte ganz allein anvertraut waren, zum Landesuperintendenten und Oberprediger in Bückeberg ernannt. Auf einer Reise nach England holte er sich eine schwere Krankheit, die ihn nötigte, seine Stelle zu verlassen, Miltenburg zu kaufen und sich dorten hin anzusiedeln. Die ersten Jahre konnte er noch zeitweise nach Heidelberg ziehen, um dorten hie und da zu predigen, auch noch ein paar Reisen unternehmen. Die letzten Jahre jedoch blieb er nur noch auf der Miltenburg, wo er, von seiner ihn aufs zärtlichste liebenden und verehrenden Familie umgeben, in beneidenswertem Frieden sich der Zeit erinnerte, wo er in Bückeberg an dem Platze, an dem auch Herder einst gestanden, die glücklichsten Erinnerungen hatte, sowie an [die] angestrebte Kirchen- und Schulverbesserung, [an] die von der Regierung so bereitwillig unterstützten wohlthätigen Einrichtungen, die ihm, nur durch die schwere Krankheit verkürzt, noch durch das Wohlwollen des edelsten Fürstenhauses versüfst wurden. Die gröfsten Männer jener Zeit suchten ihn auf und verkehrten mit ihm.

Er starb am 21. Jänner 1835 auf der Miltenburg.

Nach seinem Tode wurde die Familie infolge seiner Verdienste geadelt.

## II.

### Verzeichnis meiner im Druck erschienenen Schriften.

3. Januar 1826. Miltenburg.

Seit meiner Einführung ins öffentliche Leben der vaterländischen Litteratur durch den Kreissteuereinnehmer Weifse in Leipzig im

46. Bande der Bibliothek der schönen Wissenschaften, findet sich mein Name in allen, damals beginnenden neuen vorzüglichen Zeitschriften, deren Herausgeber mich zur Teilnahme aufgefordert hatten; anfänglich im Braunschweigischen und Schleswigschen Journale, in Halems Irene, in Henkers Eusebia und dessen Archiv für Exegese und Kirchengeschichte, in Funkens und Bertuchs Kinderfreunde, in Gutsmuths pädagogischer Bibliothek und anderen Zeitschriften, von denen Meusel in seinem „Gelehrten Deutschland“ bei dem Namen Horstig ein ziemlich vollständiges Verzeichnis aufzunehmen sich die Mühe gegeben hat.

Ohne Namen machten indessen die in Jena auftretende allgemeine Litteraturzeitung, sowie die theologischen Annalen in Rinteln, deren Redaktion ich nach Hassenkamps Tode mit Wachler einige Jahre teilte, von meinen Beiträgen Gebrauch.

Mit Namen wurde ich später vom Morgenblatte, von der Eos, von der Leipziger musikalischen Zeitung und vor kurzem noch von der Cäcilia in Mainz zum Mitarbeiter aufgenommen. Aufser diesen vielen zerstreuten Aufsätzen sind von mir besonders herausgegeben worden:

„Anweisung für die Lehrer in den Bürgerschulen,“ eine in Holland preisgekrönte Preisaufgabe, im Druck dem damaligen Kurfürsten, nachherigem Könige Friedrich August von Sachsen, meinem geliebten Landesvater, gewidmet. Erschienen: Hannover bei Hahn.

„Briefe über die malerische Perspektive“, mit vielen, in Kupfer gestochenen Zeichnungen (Leipzig).

„Schutz für Nahrungssorgen“ (ohne Name, Leipzig).

„Stenographie für unsere Muttersprache“ (Leipzig, 2. Auflage).

„Das Duodecimalsystem von seiner praktischen Seite“ (Leipzig).

„Kinderlieder und Melodien“, mit Aufstellung meines vereinfachten Notensystems (Leipzig, Breitkopf).

„Taschen-Choralbuch in Ziffern“, die von Gesangslehrern mehrfach öffentlich benutzt worden sind (Minden).

„Für die Bildung der Seminaristen“ (Halle).

„Tageblätter unserer Reise durch den Harz“ (Dresden), mit Kupfern von Arnstedt; in der Folge von Fleischer in Leipzig gekauft.

„Reise nach Paris und London“ (Berlin).

„Oliviers Leselehre“ (Münster).

„Kinderalmanach“, mit Kupfern (Hannover).  
„Die Gottheit nach Cicero“ (Leipzig).  
„Religion der Bibel“, noch ohne Namen (Gotha).

Miltenburg, den 3. Januar 1829.<sup>1)</sup>

Karl Gottlieb Horstig,

Fürstl. Schaumburg-Lippischer Konsistorialrat, der t. sächs. Gesellschaft der  
Wissenschaften in der Oberlausitz, der naturforschenden Freunde Westfalens  
und des Museums zu Frankfurt am Main Ehrenmitglied.

Eine im Jahre 1810 von der Königlich Bayerischen Akademie der  
Wissenschaften veranlafste Handschrift: „Über den Lehrbegriff der  
teutschen Sprache“, welcher eine goldene Medaille zur Belohnung zu-  
erkannt wurde, befindet sich noch jetzt bei der obigen Akademie in  
München. Horstig.

1. Die Jahreszahl ist von der, an der Spitze des Verzeichnisses stehenden  
verschieden.





## Ein stenographischer Veteran aus Horstigs Schule.<sup>1)</sup>

(Geheimer Justizrat Theodor Neumann.)

Von Dr. Paul Mitzschke.

Als ich im Jahre 1870 am Domgymnasium in Naumburg a. S. mehreren Mitschülern stenographischen Unterricht erteilte, meldete mir einer der Teilnehmer Namens Theodor Neumann,<sup>2)</sup> auch sein Vater sei Stenograph, aber nach einer älteren Schriftart. Auf weitere Erkundigungen erfuhr ich, daß der Erfinder derselben der Major von Salpius in Berlin gewesen sei; eine mir gleichzeitig vorgelegte Schriftprobe erkannte ich aber als Horstigsche Kurzschrift, mit der sich einst auch mein Großvater Niese<sup>3)</sup> in seinen Studentenjahren beschäftigt hatte, ohne jedoch etwas anderes davon übrig behalten

1. Umarbeitung meines im „Stenographischen Beobachter für und aus Mitteldeutschland“ 1875, No. 15 und 16 (S. 27 f. und 33 ff.) abgedruckten Aufsatzes „Noch ein Horstigianer, sowie einige weitere Nachrichten über Horstig und sein System“. 2. Herr Neumann ist jetzt Amtsrichter in Pudewitz bei Posen. Seiner Gefälligkeit verdanke ich die im Folgenden enthaltenen Angaben über das Leben seines Vaters. 3. Carl Eduard Niese, geboren in Torgau 21. Oktober 1804, studierte in Leipzig und Berlin Theologie und Philosophie, wurde 1832 Diakonus in Torgau, 1839 Professor und geistlicher Inspektor in Schulpforte, 1866 Pfarrer in Bahrendorf bei Magdeburg, wo er 14. Oktober 1882 starb. Das erwähnte Horstigsche Lehrbuch erhielt ich von ihm zum Geschenk, habe es aber inzwischen selbst wieder weggegeben.

zu haben als Horstigs Lehrbuch (in 2. Auflage) von 1797. Aufklärung in diesen scheinbaren Widerspruch brachte mir der Aufsatz von Professor Th. Krafft in Nürnberg über Horstig und seine Stenographie im Panstenographikon (Lieferung 2, Seite 173 ff.). Dort heißt es (S. 179): „Freunde und sogar einflußreiche Freunde muß sein System indessen doch gefunden haben, weil es in den zwanziger Jahren beim Generalstab in Berlin vorgetragen wurde. Sein Hauptvertreter war dort Major Salpius<sup>1)</sup>; auch ein Sohn des letzteren erteilte Unterricht nach der Methode seines Vaters, den er irrtümlich für den Erfinder des Horstigschen Systems angesehen zu haben scheint. Ein Schüler des Salpius ist unter anderen der in Marienwerder in Ostpreußen lebende Kreisgerichtsrat Leonhardt. Derselbe bedient sich der Horstigschen Schrift bei allen seinen Arbeiten und soll in ihrer Handhabung eine große Fertigkeit erlangt haben. Wir sind so glücklich gewesen, in den Besitz einer Schriftprobe desselben zu kommen, und haben uns davon überzeugt, daß derselbe das Alphabet Horstigs unverändert beibehalten und nur die Vokalisation etwas reicher ausgebildet hat“.

In der Erwartung, vielleicht einige Nachrichten zur älteren Geschichte der deutschen Kurzschrift sammeln zu können, beschloß ich ein paar Jahre später, es mag im Dezember 1874 gewesen sein, Herrn Appellationsgerichtsrat Neumann in Naumburg, den Vater meines ehemaligen stenographischen Schülers, persönlich aufzusuchen. Meine Mühe war nicht vergeblich. Der 67jährige, aber noch jugendlich frische Herr hatte die Liebenswürdigkeit, mir ziemlich ausführliche Mitteilungen zu machen. Ich gebe das Wichtigste hier wieder unter Beifügung biographischer Nachrichten über meinen Gewährsmann.

---

1. Einzelne Notizen über Salpius und die Verbreitung des Horstigschen Systems unter den höheren Offizieren findet man bei Franz Stolze, Gabelberger und Stolze, S. 8, und in Kädings Stolze-Bibliothek V, S. 14, XI, S. 91 ff. Die Familie Salpius war von Haus aus bürgerlich, und erst der in Rede stehende Major ist geadelt worden. Kneschkes Neues allgemeines deutsches Adelslexikon Band VIII (Leipzig 1868) berichtet auf Seite 30, daß der Königl. preussische Major im Generalstab Johann Ludwig Wilhelm Salpius durch Diplom des Königs vom 20. März 1835 geadelt worden sei. Derselbe habe später als Generalmajor außer Diensten gelebt. Seinen Söhnen sei 1855 vom König die Erlaubnis erteilt worden, sich „von Salpius, genannt von Oldenburg“ zu nennen.

Theodor Neumann wurde am 21. Juli 1817 als Sohn des damaligen Stadtrichters Wilhelm Ludwig Neumann<sup>1)</sup> in Berlin geboren. Er empfing seinen Jugendunterricht auf dem französischen Gymnasium daselbst, das er schon als fünfzehnjähriger mit dem Zeugnis der Reife verließ. Auf Wunsch des Vaters ging er seiner großen Jugend wegen noch nicht gleich zur Universität, sondern besuchte noch längere Zeit als Hospitant das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium. In den letzten Schuljahren auf dem französischen Gymnasium, anfangs der dreißiger Jahre, erlernte Neumann im elterlichen Hause durch Privatunterricht die Horstigsche Stenographie. Sein Lehrer war der jüngere Bruder<sup>2)</sup> des Majors Salpius, ein geistig etwas beschränkter und körperlich schwächerer Mensch, der bei seinem Bruder eine Art Gnadenbrot genoß und dem auch in der Neumannschen Familie der Stenographieunterricht wohl aus dem Grunde übertragen ward, ihm eine Unterstützung zukommen zu lassen. Der Kursus dauerte, wie es im Wesen der Horstigschen Schrift begründet liegt, nur kurze Zeit und wurde außer von Neumann auch noch von einer kleinen Anzahl Verwandter und Bekannter besucht, so insbesondere von einem jungen Manne, Namens Gercke, der später als Schuldirektor in New-York lebte, von dem jungen Leonhardt, demselben, den Krafft als Kreisgerichtsrat in Marienwerder nennt, und möglicherweise auch von Leonhardts Stiefschwester (später an den Justizrat Schönau in Danzig verheiratet), die wenigstens sonst im Neumannschen Hause an allem Unterricht teilzunehmen pflegte. Ein Lehrbuch wurde dem Unterricht nicht zu Grunde gelegt, Salpius trug mündlich vor und bezeichnete, wohl infolge seiner geistigen Beschränktheit, seinen Bruder als Erfinder

---

1. Dieser starb als Geheimer Justizrat und Ehrenbürger der Stadt Berlin anfangs der vierziger Jahre. 2. Wenn Krafft im Panstenographikon den jüngeren Salpius einen „Sohn“ des Majors nennt, so beruht das auf einem Irrtum. Ich habe in meiner Unterredung 1874 Herrn Appellationsgerichtsrat Neumann gerade über diesen Punkt ausdrücklich befragt. Er hat mir wiederholt versichert, der jüngere Salpius sei ein Bruder des Majors gewesen, von einem damaligen Sohne desselben sei ihm nichts bekannt. Da der ältere Salpius auch 1835 noch Major war, dürfte er kaum vor 1790 geboren sein und kann daher 1830 schwerlich einen Sohn gehabt haben, der schon Unterricht in der Stenographie erteilen konnte. Der jüngere Salpius hat, wie mir Herr Neumann gleichfalls mittheilte, trotz beständiger Kränklichkeit ein ziemlich hohes Alter erreicht und ist erst 1873 oder 1874 gestorben.



der Schrift. Den Namen Horstig hatte Herr Neumann vor seiner Unterredung mit mir überhaupt nicht gekannt.

Durch diesen Unterricht eignete sich Neumann die Stenographie vollständig an und verwandte sie von da ab mit Vorteil für seinen Privatgebrauch. Um die Rechte zu studieren, siedelte er zunächst nach Bonn über, wo er mit dem Korps „Borussia“ freundschaftlich verkehrte und auch mit dem nachmaligen Herzog Ernst von Sachsen-Coburg bekannt wurde, und brachte dann die letzten Semester wieder in Berlin zu. Während der Studienzeit schrieb Neumann anfänglich sämtliche Kollegienhefte stenographisch nach, mußte aber gewahren, daß infolge der beim Schnellschreiben gebotenen Auslassung der Vokale<sup>1)</sup> ein sicheres und rasches Wiederlesen des Geschriebenen, namentlich bei längeren Worten, nicht möglich sei. Er beschränkte sich deshalb später darauf, nur die kürzeren ein- bis zweisilbigen nicht vokalisch anlautenden Wörter kurzschriftlich wiederzugeben, während er die übrigen Wörter in gewöhnlicher Schrift aufzeichnete. Gleichwohl hatte er sich schon so in die Stenographie hineingearbeitet, daß sie ihm in Fleisch und Blut übergegangen war; mußte er sich doch, als er 1840 Referendar und später Assessor in Berlin geworden war, und auch noch als Kreisrichter in Brandenburg davor hüten, in seine amtlichen Schriftstücke stenographische Züge einfließen zu lassen. In dieser Zeit verheiratete er sich mit Sofie Marie Luise Paul, die als Witwe noch jetzt lebt. Im Anfang der sechziger Jahre siedelte Neumann nach Naumburg a. S. über, wo er zum Rat am Appellationsgericht ernannt worden war. Dort gefiel es ihm so gut, daß er später vertrauliche Anfragen, ob er Obertribunalsrat in Berlin oder Reichsgerichtsrat in Leipzig werden wolle, verneinte.

In seiner Naumburger Zeit hat Neumann kaum noch Gelegenheit gehabt, seine stenographische Fertigkeit zu verwerten. Als ich ihn aufsuchte, erklärte er, daß er fast ganz aus der Übung gekommen sei, doch schrieb er mir noch mit ziemlicher Geläufigkeit das Alphabet und eine kleine Schriftprobe nieder, aus der ich ersehen konnte, daß alles

---

1. Horstig stellt das Auslassen der Vokale überhaupt als Regel hin. Die genauere und reichere Bezeichnung der Vokale, die Krafft in Schriftproben von der Hand des Rates Leonhardt gefunden hat, rührt nicht von Horstig her, sondern geht auf eine Änderung des älteren Salpius zurück. Auch Neumann wandte bei langsameren Niederschriften dieselbe Art der Vokalbezeichnung an und erklärte, diese im Unterricht des jüngeren Salpius erlernt zu haben.

unverändert die Horstigschen Züge waren. Umfänglichere stenographische Schriftstücke aus früherer Zeit, namentlich nachgeschriebene Kollegienhefte besaß Neumann damals nicht mehr. Wie mir der alte Herr erzählte, schlichen sich selbst damals noch im Briefwechsel mit seinem Jugendfreunde Leonhardt ab und zu „so ein paar Haken“ unter die Züge der gewöhnlichen Schrift.

Zwei Monate vor dem fünfzigjährigen Dienstjubiläum, zu dessen Begehung von Behörden, Kollegen und Untergebenen schon allerhand Vorbereitungen getroffen waren, starb am 11. Juli 1890 im fast vollendeten dreiundsiebzigsten Lebensjahre der Oberlandesgerichts- und Geheime Justizrat Theodor Neumann zu Naumburg.<sup>1)</sup> Seine Gebeine wurden am 14. Juli auf dem städtischen Friedhofe daselbst beigesetzt.

Immer geringer wird die Zahl der Kenner unserer älteren Kurzschrift. Einer der wenigen noch überlebenden ist der Kanzleirat Port von Wiesbaden, jetzt in Würzburg. Gelegentlich hat derselbe schon mancherlei aus seinem stenographischen Leben erzählt, aber es wäre zu wünschen, daß er seine Erfahrungen und Erlebnisse einmal im Zusammenhange niederschriebe und veröffentliche; ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Kurzschrift würde dadurch erhalten werden. Möglicherweise sind auch Neumanns stenographische Unterrichtsgenossen, Rat Leonhardt in Marienwerder und Frau Schönau in Danzig, noch am Leben. Dann versucht vielleicht der eine oder andere junge Stenograph, diese stenographischen Veteranen auszufragen und das Bemerkenswerteste aus ihren stenographischen Erinnerungen wiederzugeben.<sup>2)</sup>

---

1. Ob sich im Nachlasse des Verstorbenen noch stenographische Schriftstücke vorgefunden haben, vermag ich nicht zu sagen. Die persönlichen Papiere Neumanns sind in die Hände seines Schwiegersohnes, des Geheimen Regierungsrates und Direktors des Reichsgesundheitsamtes Köhler in Berlin übergegangen. 2. (Anm. d. Herausg.) Auch den Erinnerungen an andere Vertreter der geometrischen Systeme, die hier und da zerstreut sind, müßte nachgegangen und die noch etwa erreichbaren genaueren Nachrichten darüber vor dem gänzlichen Verlust bewahrt werden. Die stenographische Zeitschrift für die Schweiz berichtet z. B. (5. Jahrgang, No. 57 vom März 1864, S. 143), daß Herr F.-G. in Zürich 1826 den Briefwechsel mit seiner Braut in Danzerscher Stenographie geführt habe; ferner ist da die Rede von den nach Ineichen (also Horstig) stenographierenden Benz und Gimpert in Bern, von den nach Nowak stenographierenden Schüpfi in Zürich und P. Fassbind in Bern. Franz Stolze

Zum Schlusse noch eine kleine Berichtigung. Krafft erwähnt in seinem Aufsätze auf Seite 175, daß Horstig zuletzt die Landesschule Pforte besucht habe und von dort auf die Universität Leipzig gegangen sei. Wie Professor Krafft mir später einmal mitteilte, hat er diese Nachricht aus der Horstigschen Familie erhalten. Sie trifft aber nicht zu. Weder das Pfortneralbum von Bittcher (Leipzig 1843), noch dessen Neubearbeitung durch Hofmann (Leipzig 1893) nennen unter den Pfortner-Schülern Horstigs Namen. Auf meine Anfrage schrieb mir 1874 der damalige Rektor von Pforte, Professor Herbst: „Über den pp. Horstig findet sich nichts in unseren Schulakten. Das reguläre Album beginnt allerdings erst 1785, aber auch sonst konnte keine Notiz gefunden werden“. <sup>1)</sup>

nennt einen Horstigianer Rechnungsrat Neisch (Gabelsberger und Stolze, S. 8), der auch mit Gabelsberger korrespondiert habe und der Stolze in die Familie des Majors von Salpius eingeführt habe. Würden ortsansässige Stenographen diese Nachrichten verfolgen, so würden sie vielleicht noch auf weitere Quellen zur Geschichte der geometrischen Kurzschrift stoßen. Man forsche und sammle also, ehe es zu spät ist. Herr Käding in Berlin hat im Laufe dieses Jahres auf meine Bitte hin sowohl beim Kriegsministerium als bei Dr. Franz Stolze näheres über Salpius und Neisch zu erfahren versucht, leider vergebens. Kanzleirat Port hat schon manches von seinen Stenographenfahrten dem Herrn Redakteur Kronsbein in Wiesbaden erzählt, der darüber in seinen „Stenographischen Streifzügen“ (II. Band, Wiesbaden, 1895, S. 1 ff., 20 ff.) berichtet hat. 1. Die ganze Nachricht über Horstigs Aufenthalt in Pforte scheint auf einem Mißverständniß und der Verwechslung von Pforte und Pforten zu beruhen. Vergl. oben S. 38, Z. 4 u. 6 v. u. die Biographie Horstigs.





## Aus den Anfängen der deutschen Kurzschrift.

[Mosengeil. Die Stenographie vor Mosengeil. Der Theoretiker der geometrischen Kurzschrift Professor Thon und seine Schrift. Eine Denkschrift des Kammerstenographen August Winter. Die Schrift der „Karlsruher Schule“ (Giavina, Port) und ihre Beziehungen zu Horstig und Heim.]

Von Wilhelm Kronsbein.

Die Mosengeilfeier, der das vorliegende Buch gewidmet ist, ruft unwillkürlich auch die Erinnerung an jene Männer wach, welche bereits vor und gleichzeitig mit Mosengeil für die Verbreitung der Kurzschrift in Deutschland thätig gewesen sind. Eine nähere Betrachtung der stenographischen Verhältnisse, wie sie Mosengeil vorfand, läßt uns erst recht den Wert seiner Arbeit ganz erkennen. Bevor wir der Vorläufer und der Zeitgenossen Mosengeils gedenken, seien hier zunächst einige kleine Beiträge zur Geschichte des Mannes selbst geliefert, dessen in diesem Jubeljahr alle deutschen Stenographen dankbaren Herzens gedenken.

Bekanntlich hat Mosengeil einen großen Teil seiner Jugend in Frauenbreitungen verlebt, wo sein Vater Pfarrer war, und wo auch er später als Gehilfe seines Vaters fünf bis sechs Jahre lang wirkte. Abgesehen von den in den Kirchenbüchern von Frauenbreitungen verzeichneten Daten seines Lebens und einer im dortigen Pfarrarchiv aufbewahrten, von Mosengeils Vater in lateinischer Sprache geschriebenen Selbstbiographie, in der vom Sohne nur die Geburtsdaten angegeben sind, haben sich sonstige Erinnerungen an Mosengeil in Frauenbreitungen nicht erhalten, und man scheint dort heute noch kaum zu wissen, daß Mosengeil auch auf stenographischem Gebiete thätig war. Der gegenwärtige Pfarrer von Frauenbreitungen, bei dem ich mich nach den dortigen Erinnerungen an Mosengeil erkundigte, und

dem ich vorstehende Mitteilung verdanke, bemerkte mir, es sei ihm neu, daß Mosengeil sich um die Stenographie verdient gemacht habe; er habe das Nähere erst mit Interesse aus meinem „Stenogr. Kurier“ ersehen. Mosengeil ist übrigens nicht die einzige berühmte Persönlichkeit, deren Vater in Frauenbreitungen Geistlicher war. Auch der berühmte Herbertianer-Pädagog Tuiskon Ziller hat seine Jugend dort verlebt, und sein jüngerer Bruder, der jetzige Chef der Herzoglich Meiningischen Finanzverwaltung, Geheimer Staatsrat Ziller, ist sogar im dortigen Pfarrhause geboren. Wie in Frauenbreitungen, so sind auch in dem benachbarten, zum Großherzogtum Sachsen gehörigen Orte Zillbach, wo Mosengeils Kurzschrift entstanden ist, nach einer Mitteilung des dortigen Großherzoglich Sächsischen Forstinspektors Poppe alle Spuren von Mosengeil verloren gegangen. Die von Cotta in Zillbach gegründete Forstschule, an der Mosengeil einige Jahre als Lehrer thätig war, besteht dort längst nicht mehr; sie ist 1811 nach Tharandt verlegt worden, und die Akten der Schule scheint Cotta als Privateigentum mit dahin genommen zu haben; hier sind aber Akten aus der Zillbacher Zeit der Anstalt jetzt nicht mehr vorhanden. In den Akten des Geheimen Staatsarchivs, sowie in der Kanzlei des Departements der Finanzen zu Weimar findet sich gar nichts über Mosengeil. Auch in der Schloßbibliothek zu Meiningen, sowie in den dortigen Konsistorialakten sind auf mein Ersuchen Nachforschungen nach Aufzeichnungen von oder über denselben angestellt worden. Den Oberkonsistorialrat und einstigen Erzieher des Herzogs wird man in der meiningischen Residenzstadt wohl nicht ganz vergessen haben, von dem Stenographen Mosengeil aber hat sich auch hier nichts erhalten. Nur ein einziges Buch über Stenographie, und zwar Dr. Knövenagels „Redezeichenkunst und deutsche Kurzschrift“, hat sich in die Ministerialbibliothek verirrt, sonst sind die Nachforschungen ohne jedes Ergebnis geblieben.<sup>1)</sup> In Meiningen selbst heißt das Haus, in dem Mosengeil

1. Ein interessanter Briefwechsel zwischen Stolze und dem Lehrer Karl Wiegand in Meiningen, in welchem Stolze sich über sein Verhältnis zu Mosengeil wiederholt äußert, ist, wie Dr. Mitzschke im „Archiv für Sten.“ von 1888 mitgeteilt hat, bis auf ein kleines, daselbst wiedergegebenes Bruchstück bei dem großen Brande der Stadt Meiningen im Jahre 1874 mit zu Grunde gegangen, indes nicht durch das Feuer, sondern nach der Rettung verzettelt worden. Jenes Bruchstück war im Meininger Tageblatt vom 19. Dezember 1854 in einem Aufsätze Wiegands über Stenographie abgedruckt worden.

gewohnt hat, und das zwar von niemand aus der Familie seit dem Tode seines Sohnes Julius von Mosengeil (1883) bewohnt wird, derselben aber bis jetzt zu eigen blieb, noch immer das „Mosengeilhaus“.

Angesichts der Thatsache, daß Mosengeil bei seinen Lebzeiten so gut wie nichts über die Aufnahme seiner Kurzschrift erfahren hat, und diese namentlich von der damaligen Presse fast ganz mit Stillschweigen übergangen wurde, darf es uns nicht Wunder nehmen, daß sie auch nach seinem Tode selbst in den Orten, wo er persönlich gewirkt hat, so wenig Beachtung gefunden hat. Weder gab es damals eine Tagespresse, die von derartigen litterarischen Erscheinungen dem großen Publikum Mitteilung machte, noch stenographische Zeitschriften, welche die neuen Kurzschriften einer Kritik hätten unterziehen können. Während heute die stenographischen Blätter über jedes neue System gierig herfallen, um es zu zerzausen, blieben die damaligen Systemerfinder von einer Kritik in der Presse fast gänzlich verschont. Nur eine einzige Rezension über seine erste Anleitung ist Mosengeil, wie er in der Vorrede zu seinem zweiten Lehrbuche sagt, zu Gesicht gekommen. Diese Besprechung ist in der „Allgemeinen Litteratur-Zeitung“ von 1797 erschienen;<sup>1)</sup> sie wollte seiner Stenographie durchaus keinen besonderen Wert einräumen, da die beim Schreiben ersparte Zeit beim Lesen, und der in der Breite des Papiers gewonnene Raum in der Länge desselben verloren ginge. Mehrere seiner gelehrten Bekannten und Freunde, die Mosengeil für seine ihm lieb gewordene Schrift zu gewinnen suchte, schienen dieselbe, wie er sagt, „mehr wie eine Kuriosität, als eine, der Mühe des Erlernens lohnende Kunst anzusehen“. „Das Publikum,“ so erzählt Mosengeil weiter, „kaufte zwar jene zwei Auflagen meiner Anweisung und, so viel ich weiß, eine der Horstigschen auf, dabei scheint es aber geblieben zu sein.“<sup>2)</sup> Seit dem Anfange unseres Jahrhunderts hatte man in der That auch mehr zu denken und zu thun, als auf eine neue Schriftart Zeit und Aufmerksamkeit zu wenden, die bei der einmal bestehenden, von Jugend auf eingeübten Kurrentschrift entbehrlich schien. So blieb denn nichts anderes übrig,

1. Im „Schriftwart“ 1887, S. 110 von Dr. Mitzschke wieder abgedruckt.

2. Ohne irgend eine Benachrichtigung und Übereinkunft veranstaltete die Wittekindtsche Buchhandlung 1799 eigenmächtig eine neue Auflage des Mosengeilschen Büchleins, in welchem er, wie er in der Vorrede zu dem neuen, 1819 erschienenen Lehrbuche sagt, „schon damals viel verändert haben würde, wenn man ihm gebührende Kunde hätte zukommen lassen.“

als Übung zu eigenem Nutzen.“ Diese Worte sind so recht bezeichnend für die Bescheidenheit Mosengeils, der eher geneigt war, sein Werk zu unter- als zu überschätzen.

Wie es mit der Stenographie in Deutschland vor Mosengeil, in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, aussah, zeigt uns ein Blick in das 1743 bei Fr. Gefsner in Leipzig erschienene stenographische Lehrbüchlein, welches den mittelalterlichen Titel führt: „Des berühmten Engelländers Carl Albert Ramsay Tacheographia, Oder: Geschwind-Schreibe-Kunst, Vermittelst welcher Ein jedweder die teutsche Sprache durch gewisse Zeichen, oder verkürtzte Buchstaben, so fertig zu schreiben, als selbige mag geredet werden. Allen Advokaten, Copisten, Secretären, Studiosis etc. zu Nutz und Liebe aufs kürtzeste verfasst und an den Tag geleet. Aus dem Englischen ins Teutsche übersetzt. Leipzig, zufinden bey Christian Friedrich Gefsner. 1743.“ Der Herausgeber sagt in seiner für die Verhältnisse der damaligen Zeit bezeichnenden Vorrede, dafs er zu seiner Arbeit ermuntert worden sei „durch die gütige Aufnahme des vor kurtzer Zeit ans Licht getretenen Chrysostomi Erdmann Schröters<sup>1)</sup> allzeitfertigen und auf allerley Fälle gerichteten Briefstellers, in welchem er der Jugend, nach zuförderst festgesetzter Orthographie und Stilographie, sowohl allerley Sorten Briefe, Wechsel-Obligationen, Contracte, Abschiede etc. und was sonst in gemeinem Leben, und insonderheit bey der löblichen Kaufmannschaft erforderlich ist, als auch, durch in Kupfer gestochene Vorschriften, die hebräisch-, griechisch-, lateinisch-, und teutschen Buchstaben, nach denen Grundstrichen und Wörtern, deutlich vor Augen leget“. Ferner hat den Herausgeber die günstige Aufnahme eines französischen, lateinischen und deutschen Wörterbuches „zum Behuff der Rechtschreibekunst und bey dem Zeitungs-Lesen nützlich, nebst einem dergleichen Titularbuch und einem kurtzen Begriff der so edlen und höchstnötigen Rechen-Kunst“, worin auch „eine Anleitung zu einer guten Conduite eines jungen Menschen auf Schulen und Reisen wohlmeinend mitgetheilt ist“, ermuntert, „gegenwärtiges Tractätlein von der Tacheographia oder Geschwind-Schreib-Kunst, als einen Beytrag den Augen des Lesers vorzulegen; es ist solches von dem berühmten Engelländer Carl Alb. Ramsay englisch

---

1. Hierüber, sowie über den Gefsnerschen Nachdruck des Ramsayschen Lehrbuches vergl. Junges „Vorgeschichte der Stenographie in Deutschland“, S. 92.

aufgesetzt, und stellet sich nunmehr wegen seines Nutzens im Teutschen dar“. Ergötzlich liest sich, was nach Ansicht des Verfassers zum Geschwindschreiben erforderlich ist. Er sagt: „Zum Geschwindschreiben wird dreyerlei erfordert: 1. Ein glattes Papier, denn sonst hält's einen im Schreiben auf. 2. Eine fließige Dinte, welche nicht zähe noch klebricht ist. 3. Eine gute harte scharfe Feder, dazu die Raben-Federn die dienlichsten sind, denn eine Feder die da weich, verhindert durch das Aufsperrn ihres Schnabels einen“. Mit diesem Rüstzeug also konnte der damalige Stenograph, nachdem er das, was in den sieben kurzen Kapiteln der Ramsayschen Anleitung verzeichnet war, fleißig eingeübt hatte, getrost gegen das geflügelte Wort ins Feld ziehen. Eine vollständige wortgetreue Aufnahme mit Hilfe der von ihm gelehrten Schrift scheint aber auch der Herausgeber des Tractätleins selbst nicht für möglich gehalten haben, denn er giebt den Rat, „weitläufige Redensarten enge einzuziehen, daß man nur den Verstand wegbekommt, im revidiren aber wieder ersetzen kann“. Auf einer besonderen Tafel sind auch noch alle Bücher des alten und neuen Testaments mit ihren „Characteribus“, d. h. ihren Kürzungen verzeichnet. Man braucht nur einen Blick in dieses Buch zu werfen, um zu erkennen, daß die Stenographie, was ihre praktische Leistungsfähigkeit anlangt, damals noch vollständig in den Kinderschuhen steckte. Buschendorf hat keinen Fortschritt herbeigeführt. Erst Mosengeil und seine Zeitgenossen Horstig, Danzer, Thon, Leichtlen, Heim, haben die Stenographie um ein wesentliches Stück vorwärts gebracht, so daß aus ihr später unsere heutige Kurzschrift erblühen konnte.

Prof. Dr. Thon war der erste in Deutschland, der an einer Hochschule Vorträge über Stenographie gehalten hat. Infolge dieses Umstandes, sowie angesichts der nahen Beziehungen, in denen Thon zu Mosengeil gestanden hat, dürften einige nähere Mitteilungen über ihn hier willkommen sein.<sup>1)</sup>

Theodor Thon, geboren 1791 zu Weimarschmieden, einem Dorfe im bayerischen Bezirke Mellrichstadt in Unterfranken, studierte zu Jena, wo er sich den philosophischen Doktorgrad erwarb und sich als Privatdozent niederließ. Im Jahre 1835 wurde er hier außerordentlicher Professor der Naturgeschichte und als solcher ist er, 47 Jahre alt,

---

1. Vergl. die Mitteilungen Dr. Mitschkes über Thons Vorlesungen im Archiv für Stenographie, Jahrgang 1878, Seite 554—556.



am 18. November 1838 gestorben. Er war Erb- und Lehnherr auf Weimarschmieden, ferner, wie auf dem Titel seiner später zu erwähnenden Schrift zu ersehen, „Mitglied und Bibliothekar der Sozietät für die gesamte Mineralogie zu Jena, Mitglied der Wetterauischen Gesellschaft für Naturkunde und der Sozietät für Natur- und Jagdkunde zu Dreyfsigacker“. Thon war achtzehn Jahre alt, als er anfang, sich mit der Stenographie <sup>und 50. Jhrig</sup> zu beschäftigen. In den Vorlesungen, die er an der Universität zu Jena hielt und deren erste im Winterhalbjahr 1827 stattfand, lehrte er ein von ihm selbst aufgestelltes System, dessen Grundzüge er, unterstützt von Christian Streber, einem Schüler des bekannten Systemerfinders Bertin in Paris, bereits im Jahre 1809 entworfen hatte. Hauptsächlich lag dieser Arbeit das Horstigsche Alphabet zu Grunde. Mehrfach erteilter Unterricht, eigene Anwendung des Systems, sowie der Entwurf der umgearbeiteten Mosengeilschen Kurzschrift, den ihm Mosengeil selbst im Jahre 1816 übersandte, ließen Thon erkennen, daß seiner Arbeit noch manche Mängel anhafteten, die er zu beseitigen suchte. So kam er zu allgemeinen Grundsätzen, deren konsequente Durchführung sein System, von dem 1825 eine Skizze in seiner „Lebens-Mess- und Rechnungskunst“ (Biometrie) erschienen ist, immer mehr vervollkommen sollte. Diese Skizze, welche auf 8 Seiten und 2 Tafeln erschien, war die äußere Veranlassung zu einem neuen System, das der Königlich sächsische Leibarzt Erdmann im Dinglerschen polytechnischen Journal 1826 unter dem Titel: „Die Schreibkunst in ihrer höchsten Vereinfachung“ veröffentlichte.<sup>1)</sup> Als Einleitung zu seinen Vorlesungen liefs Thon 1827 eine Schrift im Druck erscheinen: „Über den Nutzen der Stenographie“,<sup>2)</sup> worin er darauf hinweist, daß die Stenographie in Deutschland noch nicht hinlänglich bekannt sei und nicht nach Verdienst gewürdigt werde. Sie scheine hauptsächlich auch den Studierenden noch unbekannt zu sein, da man derselben auf Schulen gar nicht gedenke. Thon giebt nun einen kurzen Abrifs der Geschichte der Stenographie und zeigt an Beispielen aus der praktischen Anwendung der Stenographie bei anderen Völkern, daß diese Schrift kein „Spiel

1. Erdmann giebt hier eine eingehende Kritik der damaligen Systeme; seine eigene Schrift lehnt sich aber nicht an Thon an, sondern beruht auf denselben Grundsätzen, wie die Okygraphie Blancs (vergl. Faulmann, Hist. Grammatik, S. 277). (Anm. d. H.) 2. „Über den Nutzen der Stenographie, besonders über die Vorteile, welche sie Studierenden gewährt.“ Von Dr. Theodor Thon. Jena, bei August Schmid. 1827. 35 S. 8<sup>o</sup> und eine Tafel.

der Phantasie, oder etwa nur für müßige Leute bestimmt ist, sondern daß ihre Hauptbestimmung darin besteht, Zeit gewinnen zu lassen, die Studien zu erleichtern, durch solche Erleichterung Verdoppelung des Fleißes möglich zu machen und dennoch dem, der sie übt, freiere Stunden als bisher zu verschaffen, um die schönsten Jahre des Lebens, der Jugend, doppelt froh genießen zu können“. Die Punkte, die Thon als solche aufführt, in denen sich sein System von anderen hauptsächlich unterscheidet, zeigen uns, wie die letzteren meist beschaffen waren. Thon nennt als Vorzüge seines Systems: 1. Der Grundsatz der englischen und französischen Stenographie, bloß nach der Aussprache zu schreiben, wird fast gänzlich verworfen. 2. Es kann beim Schreiben die strengste Orthographie befolgt werden, z. B. in Eigennamen. 3. Die Vokale können mit der größten Bestimmtheit angegeben werden. 4. Eine Tabelle über die Art der Konsonantenverbindung, welche beim Schreiben nach anderen Methoden beständig nachgelesen werden muß, wird ganz entbehrlich. 5. Die Abbreviaturen sind vollzähliger, als in allen anderen Stenographien, und berücksichtigen stets den Grundsatz, daß es, um sie zu schreiben, auch wirklich weniger Zeit bedürfe, als man brauchen würde, um das abbrevierte Wort ganz auszuschreiben. 6. Das Alphabet ist so gewählt, daß es unverändert für die deutsche, lateinische, französische, englische und italienische Sprache gebraucht werden kann. 7. Für die Benutzung der Stenographie als Schnellschrift, d. h. zum Aufzeichnen mündlicher Vorträge, sind zweckmäßige Regeln gegeben. 8. Die Regeln der Schrift sind so einfach und gering an Zahl, daß sie jeder, der sich nur das Alphabet gehörig eingeprägt hat, auch lesen kann. So viel wir von Thons Schrift wissen, steht sie zwar nicht sehr hoch über der Horstigschen; indes ist ein vollständiges Lehrbuch, namentlich der unter 7 erwähnten „Schnellschrift“, nicht erschienen.

Bisher hat man vielfach geglaubt, daß Faulmann der erste gewesen sei, der sich mit der Herstellung stenographischer Typen beschäftigt habe. Aber schon Mosengeil hat auf den außerordentlichen Vorteil hingewiesen, den es haben würde, „wenn ein zweyter Breitkopf seine Geschicklichkeit auf die Erfindung einer stenographischen Druckerey verwenden wollte“, und schon lange vor Faulmann hat Thon diese Aufgabe zu lösen versucht, und, wie es scheint, auch gelöst, wenn es zu einer praktischen Verwendung seiner Erfindung auch wohl nicht gekommen ist. Thon sagt über diesen Gegenstand in seiner oben erwähnten Schrift:

„Die bisherige Methode der Vervielfältigung stenographischer Schrift mittelst Kupferstich oder Steindruck machte das Erscheinen ganzer Werke in derselben kostbar, aber dieses Hindernis ist nun beseitigt. Es ist nämlich dem Verfasser dieser Blätter gelungen, die lang bezweifelte, wie es scheint eben deswegen gar nicht versuchte Möglichkeit, stenographische Schrift mit beweglichen Typen zu drucken, darzuthun, und es würde eine Probe davon hier angefügt worden seyn, hätte die Kürze der auf die Herausgabe dieser kleinen Schrift zu verwendenden Zeit die Fertigung derselben in der erforderlichen Anzahl gestattet.“ (S. 30.)

Der Unterricht, den Thon in der Stenographie gab, sollte nach seiner Ankündigung so vielseitig und anregend sein, wie er heute kaum von einem Stenographielehrer erteilt wird. Er schreibt hierüber:

„Es soll zuerst die Theorie der Kunst gelehrt werden, nicht mechanisch, sondern aus Grundsätzen entwickelt. Die bloße mechanische Erlernung würde nur mühsam zum Ziele führen. Eine Kritik der vorhandenen deutschen Systeme schließt sich passend an. Aus derselben wird sich das eigene System des Verfassers am besten entwickeln und dieselbe einen guten Maßstab für solches abgeben. Fortwährend sollen praktische Übungen die Erlernung erleichtern und fördern. Demnächst wird durchgängig Rücksicht auf die Anwendung der Kunst genommen werden. Deshalb soll der Vortrag sich ausführlich auch darüber verbreiten, wie Auszüge aus wissenschaftlichen Werken umfassend und zweckmäßig anzulegen sind. Damit wird zugleich eine specielle Anleitung, literarische Arbeiten aller Art vorzubereiten, um sich die Ausarbeitung selbst zu erleichtern, verbunden seyn. Bemerkungen über das Technische des Literaturwesens, z. B. Buch-, Kupfer- und Steindruckerey, Buchhandel u. s. w., soweit solches dem Gelehrten als Verfasser oder Herausgeber literarischer Werke wichtig ist, schließen sich an. Und so wird der Zweck dieser Vorträge über Stenographie hoffentlich erreicht werden. Er ist aber kein anderer, als eine Anleitung zu geben, wie man mit Hilfe dieser Kunst die Studien vereinfachen, sich erleichtern und dabey doch noch Zeit zu mehrerer Arbeit oder anderweiter Verwendung gewinnen könne.“ (S. 34.)

Die Jenenser Studenten mögen wohl den Nutzen der Stenographie auch eingesehen haben, die meisten von ihnen waren aber zu bequem, sich der Mühe des Erlernens zu unterziehen, und so liefs Thon im Jahre 1833 seine Vorträge über diesen Gegenstand infolge des schwachen Besuches derselben ganz eingehen. Dieser Bequemlichkeit wird man trotz des gesteigerten Bedürfnisses nach Stenographie auch heute noch auf allen Hochschulen begegnen: wer nicht in seinen früheren Schülerjahren bereits die Kurzschrift erlernt hat, wird als Bruder Studio hierzu wenig Lust verspüren.

Thon hat seinem Werkchen eine „Übersichts- und Vergleichungstafel“ beigefügt, wonach der Anfang des Vater unsers (bis „täglich“) in deutscher Schreibschrift 340, in lateinischer 279 (und zwar unter Auslassung der in seiner Kurzschrift infolge Wegfalls der Inlautvokale und Kürzungen beseitigten Buchstaben) und in seiner Kurzschrift 78 Züge enthält, um die „Raum- und Zeitersparnis, welche die Stenographie gewährt, vor Augen zu stellen“. Diese Schriftprobe zeigt Änderungen seiner Schrift gegenüber der Form derselben, die er 1825 in seiner „Biometrie“ veröffentlicht hatte.<sup>1)</sup> Namentlich hat er die Zeichen mit eingesetztem Strich, wie sie Leichtlen in seinen Kürzungen bietet, nämlich  $\psi \ \omega \ \epsilon \ \exists = w, \text{ sch, ch, k}$  jetzt beseitigt, und die ersteren drei durch Viertelkreise, die er wohl zuerst in Deutschland verwendete — in England hatte sie Byrom in die Stenographie eingeführt —, das letztere durch das Zeichen des zweiten Mosengeilschen Systems für k ersetzt. Sein Alphabet ist danach, soweit wir es aus der Schriftprobe zusammensetzen können, folgendes:

$\backslash \ / \ - \ S \ \cup \ \cap \ \cup \ \subset \ \circ \ \emptyset \ \cup \ \cap \ \backslash$

bp, dt, l, n, m, fv, s, gj, h, r, k, w, ch, sch.

Ob die Zeichen für die übrigen Laute dieselben wie in der Biometrie geblieben sind ( $z = \sim$ , für x und q die kurrentschriftlichen Formen  $\times \ \alpha$ ; x wird in der Mitte der Wörter vermittelt der Durchschneidung der vorhergehenden und folgenden Zeichen angedeutet, gerade wie bei Heim und wie das ch bei Leichtlen) oder welches derselben den letzten Viertelkreis erhalten hat, läßt sich aus der Schriftprobe nicht ersehen. Im ganzen sind die Zeichen die von Horstig aufgestellten; Thons Eigenart besteht nur darin, daß er die Verwendung des Halbkreises in zwei Größen (bei Horstig

$( \ ) \ \cup \ \cap = \text{ch, k, w, sch}$ ) verwirft und statt dessen zuerst

dem einfachen Halbkreis einen Strich einsetzt und diese unbehilflichen Zeichen später durch die Byromschen Viertelkreise und die Mosengeilsche

1. Diese hat Faulmann in seiner „Historischen Grammatik der Stenographie“, S. 194, wiedergegeben; derselbe berücksichtigt die hier beschriebenen späteren Änderungen nicht.

Ellipse ersetzt. Die Vokale, die „nur als Accente gleichsam ausgedrückt werden“, sind dieselben wie in der Biometrie:

- \ . / v ^ = a, e, i, o, u, au, ei;

es sind ganz die Formen von Leichtlen, die wieder auf Horstig zurückweisen. Die oben angezogene Schriftprobe mag diese letzte bekannte Form der Thonschen geometrischen Kurzschrift erläutern:

buchstäblich: = „Unsr Vatr in d Himel dn Name werde geheiligt dn Reich kome dn Wile gesche auf Erden wi im Himel“.

Wir sagten „die letzte geometrische Kurzschrift Thons“, denn derselbe hat auch eine bisher ebenfalls nicht bekannte graphische Kurzschrift, oder vielmehr eine Vermittelung zwischen geometrischer und graphischer Kurzschrift aufgestellt. Ein Jahr, nachdem er seine Vorträge über Stenographie in Jena eingestellt hatte, erschien Gabelsbergers Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst, und dafs Thon dieses Werk, welches die zweite Epoche der deutschen Kurzschrift einleitete und jetzt noch beherrscht, mit einem wahren Heifshunger verschlang und nach Verdienst würdigte, das zeigt seine noch in demselben Jahre 1834 im „Repertorium der gesamten deutschen Litteratur“ von Gersdorf<sup>1)</sup> veröffentlichte Besprechung desselben. Es heifst hier:

„Eine besondere Eigentümlichkeit des Gabelsbergerschen Systems sind seine Schriftzüge. An den bisherigen der meisten deutschen, französischen und englischen mußte man, trotz ihrer Einfachheit, worin sie allerdings unübertroffen, mit Recht tadeln, dafs sie teils selbst, teils aber und dies besonders ihre Verbindung zu Wortzügen gar nicht in der Hand lagen, wodurch denn diese im schnellen Aufzeichnen gehemmt wurde. Die hier (d. h. bei Gabelsberger) angegebenen Züge sind durchaus flüssig, lassen sich aufs allerleichteste verbinden und gestatten die Laute, welche der Mund gleichzeitig ausspricht, ebenso mit einem Zuge bildlich darzustellen . . . Einen besondern Vorzug hat diese Methode auch noch in der sehr bestimmten Vokalbezeichnung und der leichten Verbindung der Vokale mit den Konsonanten“. (S. 580, 581.)

1. 2. Band, S. 579—582. (Im Anhang zu diesem Aufsätze vom Herausgeber abgedruckt; Thon hat in diesem „Repertorium“ auch noch andere stenographische Werke besprochen. D. H.)

Mit diesem platonischen Urteil hat sich Thon aber nicht begnügt. Anders berichtet<sup>1)</sup>, Thon „habe die Erlernung des Gabelsbergerschen Systems dadurch zu erleichtern gesucht, daß er es mit dem englischen Prinzip der Vokalbezeichnung verschmolz“, sei an der Veröffentlichung dieser Arbeit aber durch seinen Tod gehindert worden. Das Originalmanuskript ging „durch Freundeshand“ in den Besitz von Anders selbst über, der erklärt, diese Arbeit habe, „wenn auch ohne praktischen Wert, doch einen interessanten Beitrag für die Geschichte der Stenographie abgegeben“. Leider hat es Anders versäumt, dieses letzte Werk Thons bekannt zu machen, und nach seinem Tode (30. Januar 1869) hat man von dem Manuskripte Thons nichts mehr gehört.<sup>2)</sup> Nach den obigen Andeutungen haben wir es wohl mit einer vokallosen Gabelsbergerschen Schrift zu thun, bei der die Vokale durch Striche und Punkte außerhalb der Wortbilder bezeichnet werden und beim Schnellschreiben ganz wegbleiben. Diese Reform scheint durch die damals noch unzulängliche und später verbesserte Art der Vokalbezeichnung in Gabelsbergers Anleitung hervorgerufen zu sein.

So hat Thon, einer der bedeutendsten Theoretiker der geometrischen Kurzschrift, dem bahnbrechenden Geiste Gabelsbergers gehuldigt; wie einst Mosengeil neidlos die Vorzüge der Horstigschen Neuerungen anerkannte, so hat Thon die Überlegenheit der graphischen Zeichen über die geometrischen Horstigs zugegeben. Er ist dadurch, wenn auch nicht in persönliche, so doch in litterarische Beziehung zu Gabelsberger selbst getreten, der in mehreren Briefen über „die ehrenvolle Rezension“ dieses „gewiß kompetenten Richters“ seine lebhafteste Freude aussprach.<sup>3)</sup> Thon bildet so gewissermaßen auch ein verbindendes Glied zwischen Mosengeil und Gabelsberger, eine Brücke zwischen geometrischer und kursiver Kurzschrift, zwischen alter und neuer Zeit.

- 
1. Entwurf der Geschichte und Litteratur der Stenographie, S. 54.
  2. Der Herausgeber hat schon in seiner Übersicht über die Litteratur der Geschichte der Stenographie (Jahrbuch der Schule der Vereinfachten Stenographie, 4. Jahrgang 1894, S. 95, 96) hierauf aufmerksam gemacht und zu Nachforschungen über den Verbleib des Manuskriptes aufgefordert. Thon hat seine Exemplare der Werke von Mosengeil und Gabelsberger der Universitätsbibliothek in Jena vermacht, die sie noch besitzt. (Anm. des. H.)
  3. Brief Gabelsbergers an Wigard vom 10. November 1834 (Ausgabe von Fischer, S. 34), an Posener vom 6. Dezember 1834 (Ausgabe von Fischer, S. 64).

Neben den Systemen der Theoretiker der geometrischen Kurzschrift, als deren würdigsten Vertreter auf ihrem Höhepunkte wir den Professor Thon betrachten dürfen, ging noch eine besondere Schriftart der Praktiker aus der geometrischen Schule nebenher. Dieselbe war bis jetzt mehr oder weniger unbekannt, und mag daher hier etwas Näheres darüber beigebracht werden.

Das Haupt und zugleich die bedeutendste Kraft dieser geometrischen Praktiker war der württembergische Geschwindschreiber August Winter, über den in dem II. Teile meiner „Stenographischen Streifzüge“ bereits nähere Mitteilungen enthalten sind.<sup>1)</sup> Zeibig bezeichnet Winter, mit dem er zusammen in der Frankfurter Nationalversammlung arbeitete, als *Taylorianer*, und für einen solchen habe auch ich Winter, der als junger Mann auf einer Reise durch England in Oxford zuerst mit der Stenographie bekannt geworden sein soll, bisher gehalten. Andere meinten, Winter habe nach dem *Horstigschen* System geschrieben. Winters Sohn, Kaufmann August Winter in Heidenheim in Württemberg, schreibt mir, daß sein Vater nach einem eigenen System geschrieben habe, das außer ihm niemand habe lesen können.

Nach einem Promemoria, das Winter im Jahre 1834 dem württembergischen Ministerium bezw. dem Kammerpräsidium einreichte, sollte man auch annehmen, daß derselbe sich thatsächlich aus einem englischen und einem französischen System eine eigene Schrift für das deutsche zurechtgeschnitten habe. Die Denkschrift, von der mir Winters Sohn den in dem Nachlasse seines Vaters vorgefundenen Entwurf freundlichst zur Verfügung gestellt hat, ist in mehr als einer Beziehung lehrreich. Winter hatte den Auftrag erhalten, sich zu äußern: 1. über die Schwierigkeiten des stenographischen Unterrichts, 2. über das System, 3. über die Fähigkeiten, die derjenige besitzen müsse, der den fraglichen Unterricht erhalten solle. Über alle diese Fragen verbreitete sich Winter in seiner Eingabe in eingehendster Weise. Einleitend bemerkte er, daß er dasjenige Stenographiesystem lehren werde, nach welchem er selbst die Geschwindschreibekunst ausübe und das lediglich für ständische Verhandlungen berechnet sei. Wie dieses System heiße, sagt Winter nicht, doch bemerkt er später, daß es „ein halb französisches, halb englisches System“ sei, ohne aber

---

1. S. 16 nach Mitteilungen von Winters Sohn, Herrn Kaufmann August Winter in Heidenheim.

den Namen eines Erfinders mitzuteilen. Über die Beschaffenheit dieses Systems läßt er sich so aus:

„Das System zerfällt in die Lehre von der Buchstaben-, Silben- und Wortschrift, in jene der negativen und affirmativen Anwendung der Abkürzungen, sowie in die Lehre von den Kunstgriffen oder technischen Vorteilen beim Schreiben, ferner in die von dem praktischen Gebrauch der sogenannten laufenden Abbreviationszeichen und endlich in die selbst in eine interessante Partie der Mathematik hinübergreifende Zahlenschrift“.

Hiernach war es ein außerordentlich verwickelter Mechanismus, mit dem Winter arbeitete, und es hielt für ihn um so schwerer, jemanden in diesen Mechanismus einzuweihen, als er, wie er selbst sagt, nichts schriftliches über sein System besaß. Weiter sagt Winter:

„Die stenographische Kurrentschrift, d. h. das Schreiben aller Buchstaben mit Ausschluß der Vokale, reicht bei weitem nicht hin, um einem etwas schnell sprechenden Redner auf dem Worte zu bleiben, sondern hierzu gehört noch das stenographische Abbreiieren teils mittelst Zusammenziehung einzelner Wörperteile, teils mittelst Weglassung eigener Buchstaben, teils mittelst Einschlebung fremdartiger Zeichen, die entweder schneller oder bedeutend leichter geschrieben werden können, als die Charaktere des stenographischen Alphabets. Das Abbreiieren der letzteren Art bildet einen Hauptteil der Stenographie, und es ist daher nichts weniger als eine verwerfliche Idee, den Schüler diejenigen Worte und Sätze, die sich nicht für die stenographische Kurrentschrift eignen, bloß mit solchen Abbreiierungen schreiben zu lassen, um seinen Kopf und seine Hand gleich von Anfang an daran zu gewöhnen. Um aber in diesem kitschlichsten Teile der Stenographie sicher zu gehen, bedarf der Lehrer eines Abbreiieren-Lexikons, d. h. eines Verzeichnisses von ungefähr 6000 Abkürzungen für die oben bezeichneten Worte, damit der Schüler die Zeichen auswendig lerne und der Lehrer sie sich stets gegenwärtig halten kann. Denn so wie es namentlich in der Normandie Schützen giebt, die leicht den Vogel im Fluge nehmen, ein Tier im ruhigen Zustand aber nicht treffen, so verhält es sich auch mit dem stenographischen Abbreiieren, wozu wahrhaftig und anerkanntermaßen ein gewisser gereizter Zustand gehört, der Gesicht und Gehör schärft, die Fassungskraft erhöht und die Nerven beflügelt. Nicht ein einziges Zeichen soll mir entgehen, wenn ich einem in der heftigsten Gemütsbewegung sprechenden Parlamentsredner nachschreibe, während ich hundert und aberhundert Zeichen übersehen würde und müßte, wenn ich auf dem schleppenden, einförmigen und langweiligen Wege des Unterrichts, wo man ohnehin auf so vieles zu achten hat, darauf kommen sollte, abgesehen davon, daß man überhaupt dreimal leichter unmittelbar nach einem Landtage in der Stenographie unterrichtet, als wenn man einen solchen sieben bis acht Monate hinter sich hat, und weil ich in keiner Beziehung mich gern mit halben und



Viertelsdingen befasse, habe ich notwendig den Plan fassen müssen — und mit diesem Plan wird auch der Nichteingeweihte sich ohne allen Zweifel befreunden — auf demjenigen Landtage, der mich von jetzt an zuerst in Thätigkeit setzt, während des Diktierens der Verhandlungen mit ganz kurzen, auch stenographisch geschriebenen Andeutungen mir alles zu sammeln, was auf die Stenographie Bezug hat, und nach dem Schlusse des Landtags das System zu bilden, wonach ich den Unterricht vornehmen will. Auf diese Weise komme ich dann in den Besitz eines guten, stenographischen Abbreviaturen-Verzeichnisses, das für den Schüler und Lehrer gleich notwendig ist, ferner einer Darstellung der Kunstzeichen und technischen Vorteile, die dem Schüler zum Nachahmen vorzuhalten sind, in den Besitz stenographisch geschriebener Originalblätter aus ständischen Verhandlungen, die den Unterricht in der praktischen Anwendung der laufenden Abbreviaturzeichen außerordentlich erleichtern, ferner eines stenographischen Wörterbuches der Kurrentschrift, das durchaus notwendig ist, wenn der Lernende nicht zur Verzweiflung kommen soll, sobald er zum Lesen der stenographischen Charaktere schreitet, endlich in den Besitz jener vielen Handtabellen, die teils zum Schreibenlernen, teils zum Lesenlernen, teils zur Übung im stenographischen Abbrevieren erforderlich sind. Soviel ist jedenfalls außer allem Zweifel, daß ich erst, wenn ich diese besprochenen Hilfsmittel, jene Grundlagen, ohne welche ich nimmermehr an das Werk gehen könnte und deren ziel- und zweckgemäße Anwendung dann meine Aufgabe wäre, ausgearbeitet habe, den Unterricht beginnen kann, den ich dann aber auch so geben werde, daß mir die Endresultate ganz gewiß zur Ehre gereichen. Ich setze nämlich voraus, daß man mich bei der Wahl der Individuen auch ein Wort mitsprechen läßt; denn, indem ich zu den benötigten Fähigkeiten übergehe, bemerke ich zu allererst, daß hier in diesem Fach ein jugendliches Alter an sich schon eine Fähigkeit ist; denn wer weiß, ob die Geschwindschreiber von 1820, wovon ich der Überrest bin, die Kunst nicht gehörig erlernt hätten, wenn sie zu alt, dann freilich auch zu eigensinnig und zu träge gewesen wären. Daß kein ganz gemeiner Kopf dazu gehört, um in der Stenographie zu excellieren, dafür haben wir die gewichtigsten Autoritäten, wie denn auch in England auf elf, in Frankreich auf neun Individuen eins gerechnet wird, das die Bahn ganz durchläuft. Der eine hat diesen, der andere jenen, der dritte einen anderen Mangel, der sich jedoch erst etwas später zeigt. Ganz vollendete Stenographen werden immer so selten bleiben, als überhaupt wahre Künstler selten sind. Ich will nicht von der Behauptung Dr. Humes<sup>1)</sup> in Liverpool reden, der wahrscheinlich im Scherz gesagt hat, es müsse ein ge-

1. (Anm. d. H.) Darunter soll wohl der berühmte Philosoph David Hume (1711—1776) gemeint sein; derselbe lebte zwar in Edinburg; auch ist mir eine Äusserung desselben über Stenographie nicht bekannt; ebensowenig ist aber ein Stenograph Hume in den mir zugänglichen Werken erwähnt.

wisses Etwas in dem Arme liegen, um ein ganz vollendeter Geschwindschreiber zu werden, oder in neun Stunden dreißig Bogen überschreiben zu können; ich übergehe natürlich auch die hochtrabenden Anforderungen, welche die gelehrte Lady Hamilton<sup>1)</sup> in ihrem „System of Short-hand“, und eine andere englische Dame in ihrer „Homographie“<sup>2)</sup> an die fraglichen Zöglinge macht, welche letztere behauptete, es gehöre ein Engländer dazu, und sich daher, mich mit den schmeichelhaftesten Äußerungen überhäufend, nicht genug wundern konnte, als ich im Hotel de Russie in Frankfurt in ihrer Gegenwart mit von ihr selbst verbundenen Augen gar nach englischem Vortrag nachschrieb. Diese Fertigkeit ist nun allerdings nicht jedem Schnellschreiber ein Bedürfnis, allein das muß ich sagen, daß ich den Unterricht mit keinem anfangen möchte, der das fünf- und zwanzigste Jahr zurückgelegt hat, der nicht einen zusammenhängenden Satz von wenigstens fünfundzwanzig Worten, sowie zehn isoliert stehende Worte fehlerlos nachzusprechen vermöchte, sobald sie ihm einmal vorgesagt werden, der ferner nicht fünf Seiten gr. 8 mit Garmond-Schrift<sup>3)</sup> gedruckt in einer Stunde diktiert schreiben und von demjenigen, was vier Personen in einer Viertelstunde miteinander sprechen, mittelst aller Abkürzungen, die er für sich anwenden mag, auf einen vollen Bogen in gefälliger Form so zu Papier bringen kann, daß das Gesprochene, wie es rein geschrieben ist, in einem erträglichen Zusammenhang steht, wodurch man die Fassungskraft des Menschen am besten kennen lernt.“

---

1. (Anm. d. H.) Von der Lady Hamilton und ihrem „System of Shorthand“ ist weder in den mir zugänglichen Geschichtswerken der Stenographie (Lewis, Pitman, Zeibig, Faulmann, Moser), noch in den bibliographischen Werken von Rockwell und Westby-Gibson etwas zu finden. Dr. Mitzschke hatte die Güte, in dem großen Dictionary of National Biography nachzuschlagen, und schreibt darüber: „Da stehen etwa hundert Personen des Namens Hamilton, darunter etwa zehn Damen. Von all diesen kann am ehesten die Lady Elizabeth Hamilton in Betracht kommen, geboren 21. Juli 1758 in Belfast und gestorben 23. Juli 1816 in Harrogate. Sie war eine sehr gelehrte und bedeutende Dame, Schriftstellerin, Philanthropistin und schrieb über alle diese Gebiete, ferner über religiöse Fragen, Altertümer u. s. w. Der Artikel in der genannten Biographie, Band XXIV, S. 147, weiß aber von einer stenographischen Schriftstellerei der Dame nichts. Sonst könnte man noch an die Lady Anna Hamilton denken, die 1766 geboren war und 1846 starb. Sie war Hofdame bei der Königin Karoline von England und begleitete 1821 deren Leiche nach Braunschweig in die Fürstengruft. Sie hat eine Geheimgeschichte des englischen Hofes unter Georg III. und IV. verfaßt, die ohne ihr Wissen und Willen von anderen herausgegeben worden ist. Sonst ist nichts Litterarisches von ihr erwähnt.“ 2. (Anm. d. H.) Die Lady Sophie Scott gab 1831 zu Wien eine „Homographie“ heraus. Der Name gilt allgemein als Pseudonym. Sie selbst schreibt in der „Homogr.“ S. 105: „Wohl nie wird die Welt meinen wahren Namen erfahren“. Winter scheint nur mit der Scott zusammengetroffen zu sein. Die Erzählung von dem Schreiben mit verbundenen Augen erinnert an die gleiche Kunst Duponts, des Stenographen des Herzogs von Orléans (Gabelsb., Anleitung I S. 70; Mitzschke, Beiträge z. Gesch. der Kurzschr. 1876, S. 13). 3. Jetzt Corpus-Schrift genannt.

Trotz der hohen Anforderungen, welche Winter an seine Schüler stellte, ist es ihm doch gelungen, eine grössere Zahl von Kammerstenographen für die württembergischen Kammern auszubilden. Wir können uns nachträglich eines mitleidigen Gefühls über die armen Schüler nicht erwehren, die an die 6000 Kürzungen auswendig lernen und sich bei ihrem Studium, für das heute ein einfacher kleiner Leitfaden genügt, mit Handtabellen, Wörterbuch etc. ausrüsten mußten. Über die Schriftart Winters erfahren wir gleichwohl in diesem ganzen Schriftstück nichts besonderes. Winters Sohn sandte mir aus dem Nachlasse seines Vaters einige Stenogramme desselben vom Frankfurter Vorparlament, von denen einige Zeilen nebenstehend mögen wiedergegeben werden. Etwas davon zu entziffern, ist mir nicht gelungen, ebensowenig freilich auch dem nassauischen Stenographen Port<sup>1)</sup>, dem ich die Stenogramme vorlegte. Derselbe konnte wohl einige Worte in jeder Zeile lesen, aber keine vollständige Zeile wegen der vielen darin vorkommenden Siglen. An der Hand der gedruckten Verhandlungen würde man vielleicht das Stenogramm lesen können, indes waren mir diese zur Zeit nicht zugänglich.

Winters Kollege, Eduard Giavina<sup>2)</sup> in Karlsruhe, der Lehrer des genannten Port, hat indes nach Ansicht des letzteren so ziemlich dasselbe System angewandt wie Winter, mit dem er bekanntlich sehr viel zusammen arbeitete. Ebensowenig wie Winter hatte auch Giavina

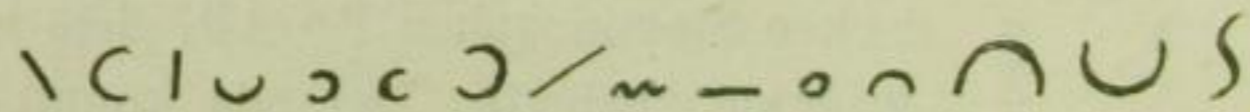
1. Über denselben siehe meine stenographischen Streifzüge, 2. Band, S. 7 ff. 2. Ebenda. Dort auch weitere Mitteilungen über andere Praktiker dieser Schule.

Drei Zeilen aus einem Winterschen Stenogramm.  
 ...  
 ...  
 ...

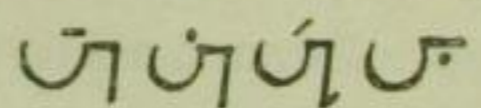
Drei Zeilen aus einem Winterschen Stenogramm.

ein gedrucktes Lehrbuch, nach welchem er seine Schüler hätte unterrichten können. Bei dem siebzehntägigen Unterricht, welchen der von der Herzoglich nassauischen Regierung nach Karlsruhe entsandte Kanzlist Port bei Giavina genofs, diktierte dieser seinem Schüler die Regeln und Zeichen. Herr Port hatte die Güte, mir diesen, von ihm damals in Karlsruhe geschriebenen Leitfaden zu überlassen, so dafs ich in der Lage bin, über das von Giavina gelehrte System, das, wie oben bemerkt, mit dem Winterschen ziemlich übereinstimmen soll, und das Port als die Schrift der „Karlsruher Schule“ bezeichnet, Näheres mitzuteilen.

Der gedachte „Leitfaden“ Ports besteht aus zwei losen Blättern in grossem Aktenformat; eines enthält „die Kombination der Konsonanten“, in der Art, wie sie die meisten Lehrbücher der geometrischen Kurzschrift bieten; das andere mit dem Datum „6. Mai 1848“ die Kürzungen für Vor- und Endsilben. Auf ersterem hat Herr Port jetzt die Bedeutung der Zeichen, auf letzterem die Zeichen der Vokale nachgetragen. Hieraus ergab sich zu meiner Überraschung, dafs das Alphabet und die Vokalbezeichnung ganz mit dem System Horstigs und der diesem von dem Pfarrer Heim 1820 gegebenen kleinen Abweichung<sup>1)</sup> übereinstimmen. Das Alphabet ist nämlich folgendes:

  
 b c d f g h k l m n r s sch w z  
 p ch t v (j)

Die Vokale werden vor den folgenden Konsonanten bzw. über die betreffende Silbe gesetzt und haben ganz dieselben Zeichen wie bei Heim und Horstig; auch der Punkt auf der Zeile oder über dem Worte = i, ü; unter der Zeile und dem Worte = ei, äu. Z. B.:

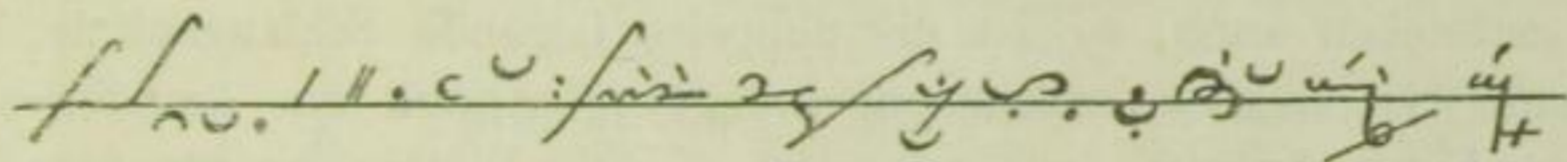
 = *Wand, Wind, Wunde, Wein.*

Die Heimsche Schrift ist eben nichts anderes als die Horstigsche mit der einzigen Änderung des Zeichens für **m**. Heim hat diese Änderung anscheinend nicht selbst erfunden. Er erzählt in der vom 1. August 1819 datierten Vorrede seines Lehrbuches: „Zufälliges Zusammentreffen mit einem Norddeutschen, der dieser Kunst mächtig war, hat mir in den

1. Siehe diese bei Faulmann, Historische Grammatik, S. 193. Die Heimschen Vokalzeichen für i und ei sind auf den Tafeln zwar mehr als Haken gezeichnet, sollen aber nach S. 6, 7 des Heimschen Lehrbuches Punkte sein; dieselben stimmen also genau mit denen von Giavina überein. (D. H.)

Universitätsjahren Gelegenheit gegeben, sie zu erlernen, und mittelst der Vorlesungen, in denen ich sie benutzte, hatte ich eine ziemliche Fertigkeit darin erhalten, ehe ich das Lehrbuch von Horstig zu Gesicht bekam. Daher finden sich in meiner Anweisung manche Abweichungen von den Horstigschen Regeln“. Später bemerkt er dann noch, dafs er statt des Horstigschen Zeichens für *m* den feingezogenen doppelten Schlangenstrich setze. Dieses zuerst bei Heim vorkommende Zeichen für *m* findet sich dann noch in dem 1830 bei Osiander in Tübingen erschienenen Lehrbuch eines Unbekannten, in den 1855 von Binder herausgegebenen „Vorlegeblättern“ und in dem 1872 bei Troschel in Trier veröffentlichten Lehrbuche, das gleichfalls von einem Unbekannten herrührt.

Die auf dem zweiten Portschen Blatte vorkommenden Zeichen für Kürzungen sind folgende: *ver, lich, sam, fach, heit, schaft, schaftlich, ein, haft, falt*. Man sehe die hier folgenden ersten zehn Zeichen:



Nur die Kürzung für *lich* wird dem letzten Buchstaben angehängt; die anderen stehen unverbunden vor oder nach dem Stamme, und zwar werden *sam* und *fach* unter den diesen Silben vorhergehenden Buchstaben gesetzt. Die Nachsilbe *keit* wird dadurch ausgedrückt, dafs man den der Silbe *keit* vorhergehenden Buchstaben durchkreuzt. Man sehe die oben hinter dem Doppelpunkte folgenden Beispiele: *Vermögen, gänzlich, vielfach, Feigheit, Einfachheit* (Ein der Punkt auf der Linie, darunter die Endung *fach*, darunter die Endung *heit*), *Sorgfalt, Munterkeit*. Eine nicht einzeln gezeigte Kürzung lehrt das letzte Wort: *Modifikation*. Alle diese Beispiele sind bei Anfertigung des Blattes, also am 6. Mai 1848, von Port geschrieben worden. Von den hier gelehrtten Kürzungen kennen Heim, Osiander und Binder nur die für *ver* und *lich*, letztere zwei auch die Kürzung für *ein*, die aus Horstig stammt.

Die Kurzschrift der sogenannten „Karlsruher Schule“ ist somit nur eine Anpassung der Horstigschen Kurzschrift an die Anforderungen der Parlamentsstenographie,<sup>1)</sup> eine Horstigsche „Schnellschrift“,

1. (Anm. d. H.) Diesem Zweck dient wohl auch die Änderung des *m*-Zeichens; Binder (Vorlegeblätter, Stuttgart 1855, 13. Blatt) bemerkt dazu: „Das *m* sollte eigentlich durch die liegende Schlangenlinie (das Zeichen des zweiten Mosengeilschen Systems = *n* bei Gabelsberger, Stolze, Schrey) bezeichnet werden; da aber beim Schnellschreiben gar leicht eine Verwechslung

wie sie Thon zu geben versprach. Auf den Horstigschen Unterbau — Alphabet und Vokalbezeichnung — ist eine zum Nachschreiben von Reden erst befähigende zweite Stufe der Schrift aufgebaut, bestehend aus einer Menge, wie wir von Winter selbst hörten, an 6000 Kürzungen. Auch Giavina besaß kein Verzeichnis dieser Siglen. Nach einer Mitteilung Ports wurden dieselben bei den Diktatübungen, sobald sich ein Sigl ergab, besonders bezeichnet und von den Lernenden notiert. Als derartige Siglen hat mir Port beispielsweise aufgezeichnet:

*V, V, V, L, ;, +, #8, P, , +, A, γ, λ, ·, o, φ, λ, a*

= Antrag, Antragsteller, Vorschlag, derjenige (auch die-, dasjenige), welcher (e, es), mehr, mehrere, mit, und, entweder — oder, zusammen, jeder (e, es), aufser, ihn (auch ihm), Person, nicht, Tagesordnung, Augenblick.

mit s-f entstehen kann, so ist die doppelte liegende Schlangenlinie, so eng und klein wie möglich zusammengedrängt (gleichsam ein krakeliges n der deutschen Kurrentschrift), vorzuziehen.“ — Die Wintersche Stenographie ist schon mehrfach als eine Unterart der Horstigschen bezeichnet worden, so von Gabelsberger (Briefwechsel mit Wigard, herausgegeben von Fischer, Leipzig 1886, S. 6: Winter schreibt nach Horstigs System, versucht sich aber mit selbstgebildeten Kürzungen), Stolze (Archiv für Stenographie No. 19 [1850], S. 6), Albert Löffler (Archiv für Stenographie No. 41 [1852], S. 6; an diesen Stellen findet man auch mehreres über Winter und seine Art zu stenographieren), Faulmann (Geschichte der Stenographie, S. 76). Der Ausdruck „Taylorianer“, den Zeibig anwendet, ist entweder ganz allgemein für Anhänger der „englischen“, d. h. der auf englischer Grundlage beruhenden Kurzschrift gebraucht, oder soll wirklich bedeuten, daß Winter das genaue Taylorsche Alphabet, wie Danzer, brauchte: im ersteren Falle zu allgemein, im letzteren unrichtig. Wahrscheinlich haben Winter oder Giavina dem Gabelsbergerianer Zeibig mit ihrem „Taylor“ zu imponieren gesucht, und letzterer hat sich nicht einmal ihr Alphabet aufschreiben lassen, an dem er sonst ebenso gut wie Gabelsberger, Stolze und Löffler den Horstigschen Ursprung hätte erkennen müssen. Nach dem Archiv 1850 No. 19, S. 7, hat ein Stenograph nach Winter, der beim Erfurter Parlament thätig war, den Entschluß gefaßt, zu dem Stolzeschen System überzugehen; derselbe habe versprochen, eine Bearbeitung der Winterschen Methode in Stolzescher Schrift dem Stenographischen Verein zu Berlin einzusenden. Nach freundlicher Auskunft der Fräulein Mellien zu Berlin war damit Port gemeint; die versprochene Bearbeitung der Winterschen Schrift findet sich aber nicht in der Bibliothek oder im Archiv des Vereins.

Als eine Probe des „Englischen (Taylor-) Systems nach dem Karlsruher Kammerstenographen Eduard Giavina zu Karlsruhe“ hat mir Port folgenden nebenstehenden Satz mitgeteilt:

Übertragung.

Diejenigen Gewerbetreibenden, welche mehrere  
 1. 2. 3. 4.  
 Erwerbszweige gleichzeitig mit Hilfspersonen u. s. w.  
 5. 6. 7. 8. 9.  
 betreiben, haben für jeden derselben einen Ge-  
 10. 11. 12. 13. 14. 15.  
 werbebogen aufzustellen. So muß z. B. ein Metzger  
 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22.  
 und Wirth, ein Bäcker und Wirth, Maurer- und  
 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30.  
 Zimmermeister, Besitzer einer Eisengießerei und  
 30. 31. 32. 33. 34.  
 Maschinenfabrik, Direktor einer Färberei und  
 35. 36. 37. 38. 39.  
 Spinnerei u. s. w., zwei Gewerbebogen ausfüllen,  
 40. 41. 42. 43. 44. 45.  
 wenn in jedem der beiden Erwerbszweige (Betriebe)  
 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52.  
 aufser ihm noch mindestens eine Person thätig ist.  
 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59.

Schriftprobe der Karlsruher Stenographie (Giavina, Port).

Handwritten stenographic notes in Giavina's shorthand, including numbers 1 through 59, arranged in columns and rows, corresponding to the printed text on the right.

Im großen und ganzen ist in der That diese Schrift auch die in den Niederschriften Winters angewandte gewesen; namentlich findet sich in denselben der „doppelte Schlangenstrich“ für **m**. Auch hat Winter die Horstigschen Vokalzeichen selbst in der Nachschreibeschrift häufig angewandt. Indes scheint Winter mehr und zum Teil andere Kürzungen als Giavina gehabt zu haben; so glaube ich mehrfach das Horstigsche Zeichen für *und* in seiner Schrift zu sehen, wofür Giavina ein Komma anwendet. Interpunktionen gab es übrigens in der Karlsruher Schrift keine.

Über die Beziehungen, die zwischen Winter und Horstig, insbesondere auch Heim bestanden, lassen sich zur Zeit höchstens Vermutungen aufstellen. Möglicherweise geht das neue **m**-Zeichen auf denselben unbekanntem Norddeutschen, den Heim erwähnt, oder dessen Lehrer zurück; möglicherweise hat sich auch Winter erst später das

Heimsche **m** angeeignet. Darüber, wie Winter die Stenographie erlernt hat, ist ja nichts näheres bekannt. Er selbst behauptete, wie seine Schüler und sein Sohn berichten, daß er sie in England (oder in Oxford) erlernt oder sich darin ausgebildet habe; indes hat Giavina immer bezweifelt, daß Winter wirklich in Oxford gewesen sei und dort die Stenographie erlernt habe.<sup>1)</sup> Möglicherweise hat er aus England nur seine Kürzungsart geholt, das früher erlernte Horstigsche Alphabet aber beibehalten, vielleicht auch einige willkürlichen englischen Kürzungen unmittelbar herüber genommen. Port teilt mir mit, daß er weder von Giavina noch von Winter, mit dem er auch nur einmal bei einer großen Katholikenversammlung in Frankfurt a. M. zusammengetroffen ist, etwas von Horstig oder Heim gehört habe. Giavina habe ihm gesagt, das System stamme aus England, und Port nennt es selbst jetzt noch das „Englische (Taylor-) System“.

Es seien indes hier noch einige Angaben über Heim mitgeteilt, die wir dessen Amtsnachfolger in Reichenbach verdanken. Friedrich Jakob Philipp Heim war am 13. Mai 1789 zu Hochdorf bei Waiblingen als Sohn des dortigen Pfarrers Georg Michael Heim und der Christine Margarethe geb. Hoffmann geboren. Er war vom Oktober 1816 bis Mai 1821 Pfarrer in Kloster-Reichenbach im Schwarzwalde. Von hier kam er nach Winnenden bei Waiblingen und ist in Tuttlingen 1850 als Dekan gestorben. Gleich nach seinem Amtsantritte in Reichenbach vermählte er sich am 19. November 1816 in Tübingen mit Johanna Heinrike geb. Vogt, die ihm zu Reichenbach noch drei Kinder schenkte, von denen freilich zwei noch in ihren ersten Lebensjahren starben.

---

1. (Anm. d. H.) Man bemerke, daß Winter, als er zuerst als Kammerstenograph auftrat, nämlich 1818 in Karlsruhe (Kronsbein, Streifzüge II, S. 18), erst vierzehn Jahre alt war; nach Mitteilung seines Sohnes war er 18. März 1804 geboren. Falls er erst in Oxford Stenographie, und zwar die Taylor-Stenographie gelernt hätte — Taylor wurde bekanntlich auf dem Titel sowohl seines eigenen als Bertins Werk als Professor der Wissenschaft zu Oxford bezeichnet, obwohl Sicheres darüber nicht zu ermitteln war, ist auch vermutlich erst um 1827 gestorben (Moser Geschichte, S. 215, 217) —, so würde er doch eher Taylors Alphabet, als das von diesem ganz verschiedene Horstigs benutzt haben. Selbst Engländer, z. B. Pitmann (History of Shorthand 3. Aufl. 1891, S. 59) sprechen von dem „original alphabet“ Horstigs; wie man zu Winters Zeit in England darüber urteilte, zeigt Lewis Historical Account (London 1816), S. 174: „The alphabet (Horstigs) is radically defective.“



In Tuttlingen gab er 1845 einen Band Bibelstunden heraus: „Auslegung über das Alte Testament, 1. Band, enthaltend das erste Buch Mose“. In der Vorrede dazu sagt er u. a., daß er in den Jahren 1823 bis 1831 die ganze Bibel übersetzte und niederschrieb. Das wird er wohl in seiner „Tachygraphie“ gethan haben. Seines stenographischen Werkes ist schon oben gedacht.<sup>1)</sup> Es sei nur noch auf einen Gegensatz zwischen der Heimschen und der Winterschen Schrift hingewiesen. Heim hat nämlich die Abkürzungen auf das geringste ihm mögliche Maß von acht Siglen beschränkt und begründet es ausführlich in seiner Anleitung, weshalb er weniger Kürzungen aufstelle, als seine Vorgänger. Zum eignen Gebrauch könne sich zwar jeder willkürliche Abkürzungen bilden, er selbst aber habe nie mehr als die acht angegebenen gebraucht. Und diese selbe Schrift dient dem Kammerstenographen Winter als Unterlage zu seinen 6000 Siglen, und wird von Port in der durch Giavina ihm überlieferten Form noch jetzt in der Darmstädter ersten Kammer verwendet. So kommt hier die längst erstorben geglaubte Horstigsche Stenographie noch heute zur Anwendung.

Wie Port von Giavina die „Karlsruher Stenographie“ lernte, habe ich nach dessen Mitteilungen schon anderswo erzählt;<sup>2)</sup> hier möge noch ein Histörchen Erwähnung finden, das Giavinas Charakter erkennen läßt, der nach seiner Thätigkeit in der Frankfurter Nationalversammlung einen längeren Aufenthalt in Wiesbaden nahm. Giavina war ein Lebemann, der sich wenig daraus machte, ob seine Ausgaben auch immer im richtigen Einklange mit seinen Einnahmen standen. Von seiner Sorglosigkeit liefert auch die Thatsache einen Beweis, daß er eines schönen Tages die ganze nassauische Kammer, deren Verhandlungen er zu stenographieren übernommen hatte, einfach auf sich warten liefs. Er blieb ganz ruhig in Frankfurt, von wo aus er an den Sitzungstagen der nassauischen Kammer sonst regelmäfsig nach Wiesbaden fuhr,

---

1. (Anm. d. H.) Es erschien in demselben Jahre 1820 in Leipzig bei Hartmann und in Reutlingen im Verlage des Litterarischen Comptoirs. Dr. Mitzschke scheint anzunehmen (in dem Aufsatze „Noch ein Horstigianer“ im Stenographischen Beobachter, 2. Jahrg. 1875, No. 16, S. 34), daß die 1830 in Tübingen bei Osiander erschienene „Tachygraphie“ auch von Heim herrühre. Der Verfasser der letzteren erwähnt aber mehrfach (Vorrede S. 1, § 1, S. 9) die „neuere 1820 erschienene Anleitung“ (also offenbar die Heimsche), als wäre sie das Werk eines Dritten; der Titel stimmt allerdings mit dem Heimschen Werke ziemlich überein. 2. Stenographische Streifzüge II, S. 8 ff.

indem er für Stellvertretung in der Nationalversammlung sorgte. Die schönen Diäten, die er für seine Thätigkeit in Frankfurt bezog, mögen wohl hauptsächlich die Veranlassung gewesen sein, daß er nach Schluß der Nationalversammlung den erwähnten Erholungsaufenthalt in Wiesbaden nahm, wo er im „Hof von Holland“ am Schillerplatz wohnte. Natürlich waren die Diäten bald zu Ende. Giavina machte sich hierüber keine Sorge, wohl aber der Besitzer des Holländischen Hofes, bei dem die Rechnung Giavinas immer mehr answoll. Da eine Begleichung der Rechnung nicht zu erwarten war, so versicherte der Hotelwirt bei einer Lebensversicherungsgesellschaft das Leben Giavinas zu einem größeren Betrage. Nicht lange darauf hatte Giavina das Unglück, beim Edelweißpflücken von einem Berge bei Freiburg herabzustürzen und hierbei sein Leben einzubüßen, worauf der Wiesbadener Hotelwirt die Versicherungssumme ausgezahlt erhielt.

Angesichts der oben dargelegten Beschaffenheit der geometrischen Systeme nimmt es nicht Wunder, daß Port, trotzdem er das von Giavina erlernte System für seine Praxis beibehielt, nicht danach unterrichtete. Er hatte, bevor er bei Giavina Unterricht nahm, die Gabelsbergersche Schrift schon etwas kennen gelernt. Diese mußte er aber liegen lassen, da sie Giavina mehr widersprach als die Stolzesche, und so benutzte er die letztere für den Unterricht,<sup>1)</sup> den er übrigens nach seiner Angabe sehr spärlich erteilte, da er zum Schulmeister keine Geduld gehabt habe. Andere, die das einmal eingeübte System für die Praxis nicht beizubehalten brauchten, wandten sich begeistert den neuen Kurzschriften Gabelsbergers und Stolzes zu. Ich nenne z. B. nur die Namen Heger, Posener und Jordan, von denen die beiden ersten hervorragende Vertreter der Gabelsbergerschen, und letzterer ein solcher der Stolzeschen Kurzschrift wurden. Stolze selbst hatte zuerst das zweite System Mosengeils erlernt und überall verwendet. Die geometrische Kurzschrift mußte der vollkommeneren Schrift, der kursiven, weichen. Das hindert uns aber nicht, dankbar der Männer zu gedenken, die überhaupt die Kurzschrift in Deutschland einführten und theoretisch wie praktisch zu ihrer Vervollkommnung beitrugen. Denn auch hier waren, wie überall, die ersten Schritte die schwersten, aber auch die verdienstvollsten.

---

1. (Anm. d. H.) In Franz Stolzes „Gabelsberger und Stolze“ mehrfach erwähnt: S. 37, 48; ebenso im Archiv für Stenographie 1854, No. 71, S. 208.

### Anhang.

Abdruck der Thonschen Kritik der Gabelsbergerschen Anleitung.

Als Zeichen, wie einer der hervorragendsten Theoretiker der geometrischen Schule die neue Schriftart Gabelsbergers aufnahm, lassen wir hier die oben angezogene Kritik der Gabelsbergerschen Anleitung durch Professor Thon wörtlich folgen. Sie steht im „Repertorium der gesamten deutschen Litteratur für das Jahr 1834“ von E. G. Gersdorf, Oberbibliothekar an der Universität zu Leipzig (Leipzig, F. A. Brockhaus 1834), 2. Band, 6. Heft (ausgegeben am 30. August 1834), unter der Überschrift „Schöne Künste“, Seite 579—582, und ist unterzeichnet „Dr. Thon“:

[1896]<sup>1)</sup> Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst oder Stenographie, von Fr. Xav. Gabelsberger, quiesc. Secret. und geh. Canzellisten im K. b. Staatsminist. des Innern, dann ersten Stenographen der K. b. Ständeversammlung. München (Fleischmann; Franz.) 1834. XII u. 142, 406 S. gr. 4. (n. 6 Thlr.)<sup>2)</sup>

Wenn man die bisher bekannt gewordenen, oft sogenannt „vollständigen“ Anweisungen zur Erlernung der Stenographie, die deutschen sowohl als französischen und englischen betrachtet, so findet man sie bei nur einiger Prüfung zu kurz abgefasst, daher ungenügend und namentlich zum Selbstunterricht kaum brauchbar. Es sind deshalb eben solche Werke nicht als Förderungsmittel, sondern nur als Hindernisse der Sache zu betrachten, indem sie dieselbe scheinbar als leicht, ohne Schwierigkeiten darstellen, indessen deren bei weiterem Verfolg immer mehr hervortreten und zuletzt das Studium verleiden. Ganz anders tritt uns das vorl. Werk entgegen, dessen Umfang schon eine grosse Ausführlichkeit verräth, das aber Rec. mit kurzem Worte als vortrefflich bezeichnen kann, und als dasjenige, welches gewiss die so lange in Deutschland vernachlässigte Stenographie fördern wird, insofern nicht bei dem Einzelnen die unerlässliche Bedingung eines tiefern Studiums und vielleicht auch der hohe, obgleich an sich durchaus billige Preis dieser Anweisung entgegenstehen. — Eine fernere Vergleichung des Werkes dem Inhalte nach darf sich nicht bloss auf die vorhandenen deutschen Systeme beziehen, sondern muss auch die ausländischen mit berücksichtigen, da der Vf. die Grundsätze und Lehren derselben nicht bloss prüfend gemustert hat, sondern selbst fremde

1. Dies ist die laufende Nummer der Rezension. 2. (Anm. d. H.) Gabelsb. drückt Wigard (Briefwechsel S. 34) seinen „Ärger und Erstaunen“ darüber aus, „dafs sein Werk statt um 6 fl. um 6 Thaler, sohin um 10 fl. 48 xr. angezeigt sei.“ Gabelsb. gab sein Werk an die Buchhändler mit 5 fl. ab; der Ladenpreis betrug vom 1. Dez. 1834 ab 8 fl. 6 xr. (ebenda S. 33). Gabelsb. beklagt sich mehrfach über das „Buchhändlervolk“, das seine Anleitung wirklich zu 10 fl. 48 xr. verkaufte (Brief an Posener. S. 63, 64). Antiquarische Preise waren z. B. 1886: 45 Mark (Schriftwart 1888, S. 105), 1892: 66,50 Mark (Jahrb. der Schule der Vereinf. Stenographie 1894, S. 94 Anm.).

Sprachen berücksichtigt. Jene Systeme trifft insgemein der Vorwurf, dass die Verfasser derselben oft genug die Grammatik und den Genius der Sprache zu wenig oder gar nicht kannten, dass meist einer dem andern auf die Schultern trat, obgleich die angeblichen Verbesserungen bei näherer Prüfung manchmal als Rückschritte sich zeigen, ja dass mancher nach kaum  $\frac{1}{4}$ jähriger Uebung ein neues System aufstellen zu können vermeinte. Rec., welcher sich seit dem Jahre 1809, so weit es seine übrigen Arbeiten gestatteten, unausgesetzt mit dem Studium der Stenographie beschäftigte und schon damals, die Mängel der zu jener Zeit vorhandenen Systeme Mosengeil's, Horstig's, Danzer's erkennend, zu seinem Privatgebrauche ein verbessertes entwarf und fortwährend zu vervollkommen strebte, ward im Verfolg dieser Bemühungen, gleich dem Vf., darauf hingeleitet, dass alle Verbesserungsversuche am Vorhandenen, alle Begründungsversuche eines Neuen in der Stenographie scheitern müssen, liegt ihnen nicht Sprachstudium und Schreibmechanik vereint zum Grunde. Der Vf. aber hat sein schönes Gebäude auf dieser Basis errichtet, wie schon der unstreitig sehr passende Name „Redezeichenkunst“ verräth, indem er andeutet, wie weit hier zurückgegangen ist auf den Ursprung der Schrift, welche ja nur bildliche Zeichen als Stellvertreter der hörbaren für die Gedanken bietet. Beide müssen daher im innigsten Zusammenhange stehen, und es wird nachgewiesen, dass und inwiefern diess auch der Fall ist, obgleich hundertjähriger Gebrauch der Schriftzeichen diese aufs Mannigfaltigste verändert, ihrer eigentlich bezeichnenden Gestalt beraubt hat. Ist aber jener Zusammenhang einmal anerkannt, so ist es nothwendig, die physiologische Seite der Sprache, den Mechanismus des Sprechens, der Töne aufzufassen, diese verwandtschaftlich zu ordnen und analoge Schriftzeichen für sie aufzustellen. Hier aber ist nun der Schreibmechanismus zu Rathe zu ziehen, um demnächst diejenigen bildlichen Zeichen aufzufinden, welche es möglich machen, dass die Hand mit eben der Schnelligkeit ihr Zeichen hinstellt, als der Mund das hörbare ausspricht. Man muss dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er diesen Gegenstand mit tiefem Eindringen in den Geist der Sprache und anziehend entwickelt habe. Es folgt aber hieraus gleich ein Grundsatz des Vfs., den er indessen mit den Franzosen und Engländern gemein hat, nämlich der, zu schreiben, wie man hört. Wenn sich auch hiergegen nicht grundlose Einwendungen machen lassen, so muss man doch auf der andern Seite zugeben, dass es nur auf diese Weise möglich wird, sogar dann eine Rede niederschreiben zu können, wenn sie in einer dem Schreibenden unbekanntem Sprache gehalten wird. Und in der That hat der Vf. seine Methode nicht bloss auf die lateinische und französische Sprache zum Theil mit erstreckt, sondern auch als Beispiel einen Satz in lateinischer, italienischer, französischer, spanischer, englischer, dänischer, schwedischer, russischer, griechischer, hebräischer und syrischer Sprache mit seinen Schriftzeichen lesbar dargestellt. In keinem der bisherigen Systeme ist diese Methode des Auffassens eines mündlichen

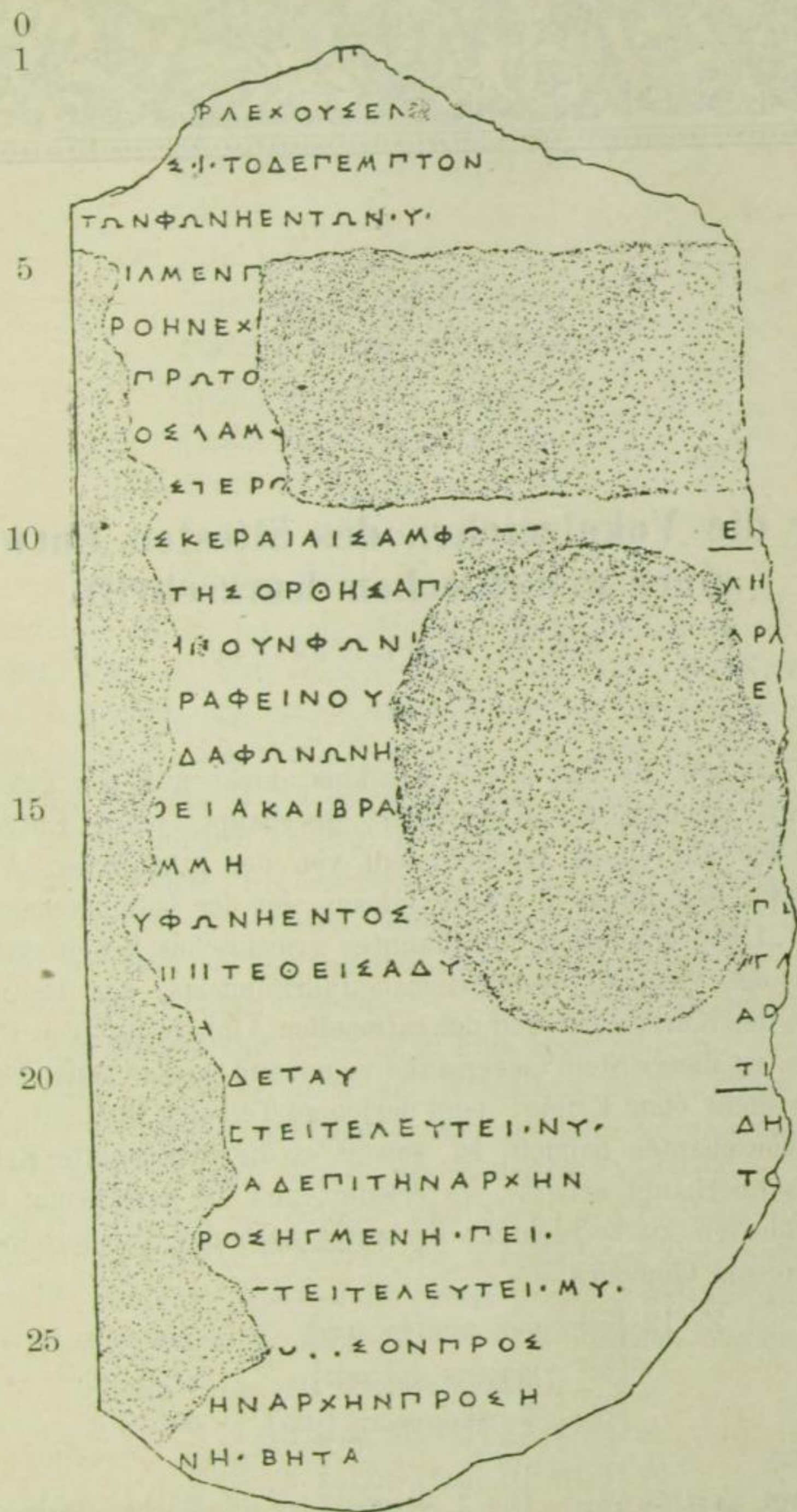
Vortrags so vollständig bearbeitet, ja die meisten sehen sogar sich genöthigt, bei Worten aus fremden Sprachen die Currentschrift zu Hülfe zu nehmen. Eine besondere Eigenthümlichkeit des Gabelsb. Systems sind die Schriftzüge. An den bisherigen der meisten deutschen, französischen und englischen musste man, trotz ihrer Einfachheit, worin sie allerdings unübertroffen, mit Recht tadeln, dass sie theils selbst, theils aber und diess besonders ihre Verbindung zu Wortzügen gar nicht in der Hand lagen, wodurch denn diese im schnellen Aufzeichnen gehemmt wurde. Die hier angegebenen Züge sind durchaus flüssig, lassen sich aufs Allerleichteste verbinden und gestatten die Laute, welche der Mund gleichzeitig ausspricht, eben so mit einem Zuge bildlich darzustellen. Es lassen sich zwar allerdings Einwendungen gegen diese Züge, gegen ihre Verbindung machen, wie denn ein da und dort sich einschleichender Ring zur Verwechslung mit dem Zeichen für S führen könnte, ferner die Schwierigkeit, so äusserst zarte Nüancen, als hier vorkommen, immer ganz bestimmt auszudrücken, die Stellung über oder unter der Linie richtig festzuhalten; indessen würden diess immer nur theoretische Einwürfe sein, welche Rec., mit der Stenographie lang vertraut, nicht machen will, und welche jedenfalls schon dadurch widerlegt werden, dass Gabelsb. System bereits vielfältig in der Praxis sich als durchaus haltbar erprobt hat, Irrungen bei demselben viel weniger möglich sind, als bei andern. Einen besondern Vorzug hat diese Methode auch noch in der sehr bestimmten Vocalbezeichnung und der leichten Verbindung der Vocale mit den Consonanten, anderer zu geschweigen, welche wir, um der Kürze willen, lieber in dem nachstehenden auszugsweisen Inhaltsverzeichnis durch Sperrschrift auszeichnen wollen. — I. Thl. Einleitung. — Ueber Schrift, als Darstellung der hörbaren Sprache in sichtbaren Zeichen. — Begriff, Namen und wissenschaftliche Begründung der höheren Geschwindschreib- oder Redezeichenkunst. — Entstehung, Geschichte und Literatur d. Redek. (hier hat der Vf. die „Deutsche Kurz- oder Linienschrift, Hamburg 1827“ und die holländische Preisschrift <sup>1)</sup> „Verhandelingen over de Stenographie, op de nederlandsche Taal toegepast, door het K. Genootschap Concordia te Brussel bekroond en in het Licht gegeven, Brüssel 1829“ nicht erwähnt). Interessant ist eine Vergleichungstafel sämmtlicher wichtigern deutschen und fremden Systeme. — Gebrauch und Nutzen der Redezeichenkunst. — Widerlegung der Bedenken und Einwürfe gegen die Redezeichenk. — Allgemeine Theorie der Redezeichenk. 1. Von der Schriftkürzung. 2. Von der Schreibkürzung. — II. Thl. I. Schriftkürzung. Alphabet. Zeichen für zusammengesetzte und fremde Buchstaben, welche manchmal die orthographische Schreibung fordert. Verbindung und Verschmelzung der geschwindschriftlichen Elemente. Practisches Combinationsverzeichnis. II. Schreib-

---

1. (Anm. d. H.) Über diese vergl. Steger im Panstenographikon I, S. 211 u. ff.

kürzung. Vorsilben, Nachsilben, Declination, Conjugation, „Brachylogie“, sonderheitlich gewählte Sprachkürzung (bei Andern: willkürliche Abbreviaturen), Zahlzeichen, Unterscheidungszeichen. Den Beschluss machen Leseübungen, darunter die (vollständige) Verfassungs-urkunde des Königreichs Baiern auf nicht ganz zwei Quartseiten! III. Anhang zum practischen Theile. Selbstunterricht (sehr gut! der Vf. empfiehlt mit Recht erst Lesen, dann Schreiben). Lesen. Schreiben (beim Redenachschreiben engl. Bleistift auf Pergament). Zuletzt Uebersetzung der gegebenen Uebungsstücke. — Der Stil ist gut, deutlich, selten läuft ein Provincialism unter, wenige Druckfehler! Der practische Theil zeigt eine schöne Handschrift. Ausstattung vorzüglich, schöner Druck auf feinem Velin. Dr. Thon.





Der Stein der Akropolis mit der ältesten griechischen Kurzschrift.  
(Aus der Zeit um 350 vor Chr.)



## Über die Vokalzeichen des ältesten Entwurfs einer griechischen Kurzschrift.

Von Dr. Karl Wessely.

Wir können als das älteste Denkmal nicht nur der griechischen Kurzschrift, sondern der Kurzschrift überhaupt, jenen Entwurf bezeichnen, der auf einem Inschriftstein von der athenischen Akropolis erhalten ist. Seit nunmehr zwölf Jahren, seit der bahnbrechenden Abhandlung „Über ein bisher unbekanntes griechisches Schriftsystem aus der Mitte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts, ein Beitrag zur Geschichte der Kurzschrift und der rationellen Alphabetik“ von Professor Gomperz, ist dieser Stein Gegenstand neuer und wieder neuer Studien.<sup>1)</sup> Und zwar nicht ohne Erfolg; denn derjenige Teil der Inschrift, welcher von den Konsonanten handelt, ist, soweit es die lückenhafte Erhaltung des Steines überhaupt erlaubt, als erledigt und die Erörterung darüber als abgeschlossen zu betrachten: er lautet nach der Wiederherstellung durch Professor Gomperz:<sup>2)</sup>

Z. 12 [τ]ῆν οὖν φων[ῆν μὲν]  
[δεῖ γ]ράφειν οὐ[τως.]  
[τῶν] δ' ἀφώνων ἡ [μὲν]

1. Vergl. Gitlbauer, „Die 3 Systeme der griechischen Tachygraphie“ (Wiener Akademie 1894) S. 2 f. 2. „Neue Bemerkungen über den ältesten Entwurf einer griechischen Kurzschrift“ (Wiener Akademie 1895), S. 10.



- 15 [εὐ]θεῑα καὶ βρα[χεῑα]  
 [γρα]μμῆ  
 [το]ῦ φωνήεντος [ἐπὶ τεῖ ἀρ-]  
 [χεῑ μὲν] τεθεῑσα δού[ναται]  
 [δέλτ]α,  
 20 [μέση] δὲ ταῦ,  
 [πρὸς δ]ὲ τεῖ τελευτεῖ νῦ.  
 [πλαγί]α δ' ἐπὶ τὴν ἀρχὴν  
 [μὲν π]ροσηγγμένη πεῑ,  
 [πρὸς δὲ] τεῖ τελευτεῖ μῦ,  
 25 [κατὰ δὲ τ]ὸ [μέ]σον πρὸς  
 [μὲν τ]ὴν ἀρχὴν προση-  
 [γμέ]νη βῆτα

und weiter: πρὸς δὲ τεῖ τελευτεῖ oder πρὸς δὲ τὴν τελευτὴν σάν. „Die Vokalzeichen also soll man so schreiben. Was aber die Konsonanten betrifft, so bezeichnet die kurze Horizontallinie, an den Anfang des Vokals gesetzt Δ, an die Mitte T, an das Ende aber N; eine Schräge, an den Anfang gezogen Π, an das Ende aber M, in der Mitte angesetzt gegen den Anfang hinauf (schräg) Β, gegen das Ende hinunter Σ.“

Wie man aus dieser Probe ersieht, hat die Inschrift ungleich große Zeilen, deren Anfang fast immer einen Verlust von einigen Buchstaben erlitten hat, während auf der rechten Seite der Schriftzeilen bald sehr große, bald keine Lücken bestehen.<sup>1)</sup> Nach Z. 12 zu schließen, ist bis dorthin die Darstellung des Vokalismus abgeschlossen, — φωνή ist das Wort dafür, welches auch bei Athenæus p. 453 Ende (ἐκ τῶν φωνηέντων ῥῆσις τῶν ἐπτὰ φωνῶν) mit φωνήεντα korrespondiert, wie hier im vorangehenden Teile der Inschrift, welcher so aussieht: — wir bezeichnen mit [ ] Anfang und Ende der Lücken, und deren Größe durch die ungefähre Anzahl der ausgefallenen Buchstaben, wenn es möglich ist; denn am Anfange der Zeilen stehen zwar die Buchstaben senkrecht untereinander, zu Ende aber sind die Zeilen ungleich —

- Zeile 1 [ca. 10 Buchstaben]Π[. . . . .]  
 2 [4—5 B.]ΡΛΕΧΟΥΣΕΝ[////][. . .]  
 3 [3—4 B.]Σ·Ι·ΤΟΔΕΠΕΜΠΟΝ

1. Vergleiche die Abbildung des Steines auf Seite 75.

- 4 ΤΩΝΦΩΝΗΕΝΤΩΝ·Υ·  
 5 [2 B.]ΙΑΜΕΝΠ[. . . . .  
 6 [1 B.]ΡΟΗΝΕΧ[. . . . .  
 7 [2 B.]ΠΡΩΤΟ[. . . . .  
 8 [2 B.]ΟΣΛΑΜΒ[. . . . .  
 9 [3—4 B.]ΣΤΕΡΟ[. . . . .  
 10 [2—3 B.]ΣΚΕΡΑΙΑΙΣΑΜΦΟΤΕ  
 11 [3—4 B.]ΤΗΣΟΡΘΗΣΑΠ[. . . .

Einige Ergänzungen verlangt gebieterisch der Sinn, die Grammatik und die Gröfse der Lücken. So werden wir denn lesen:

- Zeile 5 τρ]ια  
 6 ο]ρθην  
 8 πρ]οσλαμβ[αν . . .  
 10 ται]ς κεραιαις αμφοτε  
 11 ραις]

Das ist aber so ziemlich alles Sichere: und nun beginnen Schwierigkeiten, von deren Gröfse man sich am besten eine Vorstellung machen kann, wenn wir die beiden Ergänzungen von Gomperz (1884) und Gitlbauer (1894) gegenüberstellen.

- Gomperz 1884.** Zeile 1 —ζυγός oder ὄζος ἐ]π[ι μέ-  
 2 σου στε]λέχους ἐν[κάρ-  
 3 σιο]ς ·Ι· τὸ δὲ πέμπτον  
 4 τῶν φωνηέντων ·Υ·  
 5 τρ]ί(α) μὲν π[ρὸς τὴν  
 6 ὀ]ρ(θ)ῆν ἔχ[ει κέρα · τὸ  
 7 δὲ] πρῶτο[ν τῶν μακρῶν  
 8 πρ]οσλαμ[βάνει μὲν ἐν  
 9 τὸ δ' ὄ]στερο[ν δὲ ἐπ' ἄκ-  
 10 ραι]ς κεραίαις ἀμφο[τέ  
 11 ραις,] τῆς ὀρθῆς ἀπ[ρούσ-  
 12 ης · τ]ῆν etc. s. oben.

Übersetzung: Der auf der Mitte eines Stammes schräge ruhende Ast (oder Querbalken) ist Ι. Der fünfte der Vokale aber, Υ, besitzt drei gegen die Senkrechte gezogene schräge Strichelchen; der erste der langen Vokale erhält als Zuthat e i n solches, der zweite z w e i, je eines

auf der Spitze jedes der beiden Schenkel, wobei die Senkrechte hinwegfällt. Die Vokalzeichen also u. s. w.

- Gitlbauer 1894.** Zeile 0 [ῆ μὲν οὖν τρίτη τῶν φω]  
 1 [νῶν δίφθογγα] π[οιεῖται]  
 2 [τέσσα]ρα ἔχουσ' ἐν[μόνον]  
 3 [κέρα]ς ·Ι· τὸ δὲ πέμπτον  
 4 τῶν φωνηέντων ·Υ·  
 5 [τρ]ία μὲν, π[ρότερον δὲ τήν]  
 6 [ὀ]ρθήν ἔχ[ον κεραίαν]  
 7 [τὸ] πρῶτο[ν, τὸ δεύτερον]  
 8 [πρ]οσλαμβ[άνον αὐτεῖ κέ-]  
 9 [ρας ὅ]στερο[ν, τὸ τρίτον]  
 10 [ταῖ]ς κεραίαις ἀμφο(τέ)  
 11 [ραις] τῆς ὀρθῆς ἀπ[οκλι-]  
 12 [νον] etc. s. oben.

Übersetzung: „Der dritte der Vokale nun bildet 4 Diphthonge, indem derselbe, das Jota nämlich, nur ein einziges Hörnchen hat. Der fünfte der Vokale υ (bildet) drei (Diphthonge), und zwar, indem er vorne die Vertikale gehört hat, den ersten, den zweiten, indem er an derselben hinten ein Hörnchen annimmt, den dritten, indem er mit den beiden genannten Hörnchen von der Vertikalen abzweigt“.

Verhältnismäßig am besten ist Zeile 3/4 erhalten mit den sonderbaren Worten τὸ δὲ πέμπτον τῶν φωνηέντων Υ, denen unmittelbar die Erörterung über Ι vorangeht; denn da unsere Inschrift nach dem Archontat des Eukleides geschrieben ist — das lehrt die Epigraphik — so müßte in der uns geläufigen Reihe der sieben Vokale α ε η ι ο υ ω unserem υ die sechste Stelle zukommen. Professor Gomperz, der in dem Verfasser unserer Inschrift nicht nur einen kühnen Neuerer auf dem Gebiete der Schrift, sondern auch auf dem der Alphabetik sieht, meint, daß derselbe die Vokale zuerst taktisch geändert habe, und zwar in der auf- oder absteigenden Reihe α ε

ο ι  
 υ ο

Dann allerdings stünde Ι gleich neben Υ, und von ο gezählt ist υ der fünfte der Vokale. Dieser geistreiche Wiederherstellungsversuch der Vokal-

zeichen ist aber gegenwärtig nicht mehr haltbar, da für die einfachen Vokale selbst schon gestrichelte Formen angesetzt würden, während nach Erledigung des auf die Konsonanten bezüglichen Teiles der Inschrift von Zeile 12 ab so umständliche Formen ausgeschlossen erscheinen. So hatte denn ferner Paul Mitzschke („Eine griechische Kurzschrift aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert“, 1885) seine Vokalzeichen mit Hilfe einer schrägen Linie aufgebaut; auch G. Weifs hatte damals ein anderes Vokalsystem versucht (die einschlägige Litteratur siehe bei Gitlbauer, drei Systeme, S. 2 f.).

Ganz anders behandelte das Problem Gitlbauer. Er, wie schon früher U. Köhler (Mitteilungen des deutschen archäologischen Instituts in Athen, VIII. 359 ff.) erklärt τὸ δὲ πέμπτον τῶν φωνηέντων ·Υ· so, daß bei Unterscheidung von langen und kurzen Vokalen, nicht nur von ε-η, ο-ω allein, nunmehr die Vokalreihe sich ergibt  $\ddot{a}$   $\ddot{e}$   $\ddot{i}$   $\ddot{o}$   $\ddot{y}$ . Diese Ansicht hat etwas Bestechendes an sich; jedenfalls ist der Sprung von dem Herkömmlichen bis zur Zeit unseres Neuerers im vierten Jahrhundert nicht so ungeheuer, wenn er Kürzen- und Längen-Unterscheidung allgemein durchführt bei jedem Vokal (und nicht wie bis dahin folgewidrig nur bei zweien), als wenn er gar einer Errungenschaft der Lautphysiologie und Akustik vorgriffe. So viel, erstens, über unser τὸ δὲ πέμπτον τῶν φωνηέντων. Was hat aber, zweitens, I hart neben Υ zu thun? Gitlbauer versucht eine Erklärung aus der Lautlehre: ι und υ sind insbesondere Elemente der Diphthongbildung, und er rekonstruiert danach die Beschreibung der graphischen Bezeichnung der Diphthongreihe. — Aber ist unser Neuerer nur ein Alphabetiker, ist er nicht in erster Linie ein Neuerer auf dem Gebiete der Schrift? Ist es nicht denkbar, daß I aus graphischen Gründen neben Υ steht und behandelt wird? Ich bringe für diese meine Ansicht ein analoges Beispiel: die Alphabetvase von Caere (Franz, Elementa 21 f.) übt die Konsonanten, mit Vokalen verbunden, in folgender Reihe: BIBABYBE ΓΙΓΑΓΥΓΕ ΙΙΙΑΙΥΙΕ ΗΙΗΑΗΥΗΕ ΘΙΘΑΘΥΘΕ ΜΙΜΑΜΥΜΕ u. s. w. Warum folgen hier ΙΑΥΕ in der Übung, obwohl das Ο durchaus nicht unbekannt ist, wie das Alphabet an der Basis des Gefäßes zeigt? Der Grund ist jedenfalls graphischer Natur: man sieht das leichteste Zeichen, das Ι, eine Senkrechte, an erster Stelle; die Senkrechte nach rechts mit Ansätzen erweitert ist die Form des Α in dieser Übung;

mit einem Aste bald nach rechts, bald nach links versehen, giebt  $\Upsilon$ ; endlich mit drei unter einander Parallelen an rechter Stelle, giebt E.

So ist denn die Annahme Gitlbauers, wir hätten I mit  $\Upsilon$  zusammen als Diphthonge bildende Vokale neben einander behandelt zu sehen, nicht zwingend. Seine Ergänzungen und Annahmen können denn auch, weil nicht von einer zwingenden Voraussetzung ausgehend, den scharfen Einwendungen von Prof. Gomperz (neue Bemerkungen S. 2 bis 4) gegenüber nicht leicht Stand halten.<sup>1)</sup>

Der Abschnitt über die Vokale (Z. 1—12) unserer Inschrift ist also noch immer unerledigt; aber aus der Besprechung über denselben lassen sich einige mehr oder minder wahrscheinliche Ansätze gewinnen:

Es ist von I unmittelbar vor  $\Upsilon$  die Rede, vielleicht aus graphischen Gründen.

Bei Unterscheidung von langen und kurzen Vokalen ist  $\upsilon$  das πέμπτον τῶν φωνηέντων; also ist  $\alpha$  das πρώτον.

Die ersten Zeilen sind wahrscheinlich so zu ergänzen:

- 2 . . . .]ρα ἔχουσ' ἐν[μόνον κέρα]ς oder στελε  
3 χο]ς ·Ι· τὸ δὲ πέμπτον  
4 τῶν φωνηέντων ·Υ·  
5 τρ]ία μὲν

und zu τρια, Neutrum wie ἐν, ist am leichtesten κέρα oder στελέχη zu ziehen.

In Zeile 5 weist μὲν auf δέ und eine längere Erörterung hin; es wäre daher nicht unmöglich, auch noch προ]σλαμβ[αν . . . in den Kreis der Erörterung über  $\Upsilon$  hineinzuziehen. Sehen wir uns aber dieses προσ-λαμβαν . . . genauer an, so liegt es nicht fern, an einen Begriff zu denken, der das Hinzunehmen örtlich genauer ausdrückt, und wir verfallen auf ἐξ Z. 9 ἀρι]στερο[ῦ oder sogar ἐκ τ' 9 ἀρι]στερο[ῦ καὶ δεξιῦ 10 ταῖς] κεραίαις ἀμφοτέ[ραις] τῆς ὀρθῆς ἀπ[. . ., so daß es erlaubt erscheint, auch noch dieses letztere zu dem Paragraphen zu ziehen, der mit τὸ δὲ πέμπτον etc. (Z. 5) begonnen hatte, dem fünften und letzten Vokal, worauf der Vokalismus für abgeschlossen erklärt wird: „so soll man die Vokale schreiben“.

1. Vgl. den hier folgenden Aufsatz von Gitlbauer mit seiner Entgegnung auf die Gomperzsche Kritik. (D. Herausg.)

Also nochmals: von I heißt es: ἔχουσ' ἐν [στέλεχο]ς ·Ι·

bei Υ̅ lesen wir, als mögliche Elemente der Beschreibung seiner Schriftform: τρία (Z. 5) — ὀρθήν Z. 6 — ταῖς κεραίαῖς ἀμφοτέραις τῆς ὀρθῆς (. . . Z. 10 f.).

Aber was sollen denn das für besondere Schriftformen sein? Nur wer von dem Gedanken befangen ist, daß wir durchaus besondere Kurzschrift-Zeichen hier zu suchen haben, kann es überhören, daß die festgestellten Wörter auch ganz gut auf die gewöhnlichen alphabetischen Formen des I und Υ̅ unserer Inschrift passen:

I hat in der That nichts als einen Haken.

Υ̅ hat ihrer drei (τρία), davon ist einer eine Senkrechte (ὀρθή); dazu kommt ein Paar (ἀμφοτέραις) von „hornartigen Hervorragungen“ (κεραίαῖς). Ich führe nunmehr andere antike Beschreibungen des Υ̅ an, so von Euripides (Athenæus pag. 454)

X  
 τὸ πέμπτον δ' οὐκ ἐν εὐμαρεῖ φράσαι  
 γραμμαὶ γὰρ εἰσιν ἐκ διεστώτων δύο,  
 αὗται δὲ συντρέχουσιν εἰς μίαν βάσιν.

und Agathon:

ἐφ' ἐνός τε κανόνος ἐζυγωμένοι δύο

und Theodektes von Phaselis:

πέμπται δ' ἄνωθεν ἰσόμετροι ῥάβδοι δύο  
 αὗται δὲ συντείνουσιν εἰς βάσιν μίαν.

Überall ist natürlich übereinstimmend die Rede von einer βάσις, der ὀρθή in unserer Inschrift, auf welcher zwei gleichsam angejochte Spitzen hervorragen. Dieses Paar ist jedoch bei Υ̅ der erste, wichtigste Bestandteil, in ihrer Vereinigung verlaufen die δύο γραμμαί, κανόνες, ῥάβδοι endlich als eine Senkrechte. Wie nun, wenn wir diese Senkrechte wegliessen? entstünde da nicht eine einfache Form, die geradezu nach allen Seiten hin sich mit der größten Leichtigkeit verbinden läßt? Da fällt mir ein, daß von Professor Gomperz die 11. Zeile ergänzt wurde mit τῆς ὀρθῆς ἀπούσης, und diese Lesart muß wieder als Rückwirkung und Seitenstück hervorrufen in Z. 5 f. π[εριττήν δὲ τὴν ὀ]ρθήν ἔχ[ει]. Wir lesen also die ganze Stelle so:

3 τὸ δὲ πέμπτον  
 4 τῶν φωνηέντων ·Υ̅·  
 5 [τρ]ία μὲν, π[εριττήν δὲ τὴν]

- 6 [ὀ]ρθὴν ἔχ[ει, ὡσπερ καὶ]  
 7 [τὸ] πρῶτο[ν ·Α· τὴν εὐθειᾶν·]  
 8 [πρ]οσλαμβ[άνει δ' ἔκ τ']  
 9 [ἀρι]στερο[ῦ καὶ δεξιῶ]  
 10 [ταῖ]ς κεραταῖς ἀμφοτέρωθεν  
 11 [ραις], τῆς ὀρθῆς ἀπ[οῦ-]  
 12 [σης].

„I erleidet keine Veränderung, da es) nur einen Haken hat; der fünfte der Vokale, Y, hat zwar deren drei, aber die Senkrechte ist überflüssig, sowie bei dem ersten Vokal A die Wagrechte es ist; er verbindet sich nach rechts und links mit seinem Hörnerpaar, indem die Senkrechte wegfällt.“

Also | V Λ für I Y A. Um nochmals auf die graphische Zusammengehörigkeit der drei Zeichen zurückzukommen, so haben wir diese Trias beieinander auf dem genannten Gefäß von Caere in der Anordnung BIBABY u. s. w.

Wie leicht verbinden sich nun unsere Vokalzeichen mit den Zeichnungen der Konsonanten: eine kleine Wagrechte oben, in der Mitte, oder am Fusse links an I verbunden, giebt δι, τι, υι; eine schiefe Linie in verschiedenen Stellungen bald πι, bald μι, bald βι . . . . . Dann breitet Y seine Fühlhörner zu leichtester Verbindung aus, die ihm von aufsen, rechts oder links, zugeführt wird.<sup>1)</sup> Ähnlich so unser Λ.

„Man hätte ja von vornherein sehr wohl erwarten können, der Anonymus werde mit den historischen Vokalzeichen ebenso verfahren, wie die Urheber der bisher bekannten tachygraphischen Schreibweisen mit den Buchstaben überhaupt verfahren.“ Sie „verkürzten“ diese nämlich, „d. h. sie behielten von jedem Buchstaben das eigentlich Entscheidende und Charakteristische bei“. „Nicht sowohl eine Kürzung freilich, als vielmehr eine modifizierende Anpassung hätte in einigen Fällen Platz greifen müssen, . . . A mochte seines Mittelstrichs verlustig gehen . . . allein nahezu gegen jede Anfechtung war — durch seine Einfachheit — I, und noch weit mehr — durch seine geradezu

1. Nicht in der Innenseite, sondern „von rechts und links her“ ligiert sich V. Dafs diese Bemerkung gemacht wird, steht nicht im Widerspruch mit der allgemeinen, von Gitlbauer aufgestellten Regel, dafs durch die Stellung der Ansatz des Konsonanten vor und nach dem Vokal angezeigt wird.

ideale Eignung für die Leistung eines Zeichenträgers —  $\Upsilon$  gefeit“, sagt Gomperz (über ein griechisches Schriftsystem p. 19), wie wir zu unserer Freude bemerken können.<sup>1)</sup> Ich möchte noch einen anderen Gedankengang darlegen, der mich geführt hatte: ich schloß meine Darstellung des zu Anfang unserer Zeitrechnung gebräuchlichen Systems altgriechischer Tachygraphie<sup>2)</sup> mit der Vermutung, daß die griechische Kurzschrift in ihren einzelnen Phasen deren allgemeinen Zusammenhang erkennen lasse; einmal erfunden, erlitt das System wohl immer neue Änderungen, so daß zuletzt ganze Schichten sich abheben lassen, aber die innere Verknüpfung tritt noch immer zutage. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß wir feststellen können, daß I sowohl als auch  $\Upsilon$ , Jahrhunderte lang immer die gleiche Form behielten, I und V sind ebenso bekannt aus den Papyrussyllabaren wie aus der mittelalterlichen Tachygraphie. Wenn also überhaupt jener gedachte Zusammenhang in den Erscheinungsformen der Tachygraphie besteht, wenn je ein Zeichen so ständig dasselbe geblieben ist wie unser I und V, wenn sich je eine Form leichter zur Schnellschrift und Ligierung eignete, so dürfte die Ansicht geäußert werden, daß von dieser Seite her unserem Wiederherstellungsversuch eine Stütze erwächst.

Gehen wir also von den beiden festen Punkten aus, nämlich 1. daß  $\Upsilon$  der fünfte Vokal sei, 2. daß I unmittelbar vor  $\Upsilon$  behandelt wird, so führt der Weg entweder weiter zu der Annahme einer besonderen taktischen Vokalreform, oder, wenn wir vielmehr an der alten Vokal-

---

1. Da wir das Maß der Änderungen unseres Anonymus bei O und E nicht kennen, dürfte uns der Einwand nicht schaden, daß τὴν μὲν οὖν φωνὴν δεῖ γράφειν οὕτως auf viel größere Neuerungen zu deuten scheint, als jene praktischen Modifikationen es sind. Für uns spricht, daß es in Z. 17 einfach τοῦ φωνήεντος heißt, und nicht τοῦ σημείου τοῦ φωνήεντος. [Zus. d. Herausg.: Neben die Wesselyschen Zeichen würden die von Gitlbauer für O und E vermuteten, nämlich der links- und rechtsschräge Strich, gut passen. Auch sei auf die Ansicht Dr. Franz Stolzes „Von der Bilderschrift zur Stenographie“ (I. Teil, Berlin 1891) hingewiesen, wonach Zeile 13 des Steines eine Regel enthalte, wonach die Bezeichnung des Vokalunterschiedes ganz unterbleiben könne. Es wäre dann etwa zu lesen: τὴν οὖν φωνὴν μὲν ἀεὶ γράφειν οὐ δεῖ. Auf einige Ähnlichkeitsfälle dazu habe ich im Schriftwart (Berlin 1894) S. 4 u. S. 61 aufmerksam gemacht.] 2. „Ein System altgriechischer Tachygraphie“ (Wiener Akademie, Band XLIV, 1895).



reihe ä ë ĭ ö ŷ festhalten, zu der Annahme, daß l und γ sich als Hauptbestandteile der Diphthongbildung zusammengefunden haben. Wollen wir auch diesen Ausweg nicht einschlagen, so bleibt noch die Erklärung übrig, daß die graphische Ähnlichkeit unser l und γ zusammengebracht haben, und wir finden eine Stütze für diese Behauptung an der Analogie der Alphabetvase von Caere, ferner an der Beobachtung, daß die Tachygraphie in ihrer späteren Entwicklung immer die vom gewöhnlichen Alphabet abzuleitenden Formen l und V festgehalten hat.





## Zur ältesten Tachygraphie der Griechen.

Eine Antwort auf Gomperz' Kritik.

Von Dr. Michael Gitlbauer.

Hofrat Professor Dr. Theodor Gomperz hat voriges Jahr im 132. Bande der „Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften“ zu Wien (XIII.) „Neue Bemerkungen über den ältesten Entwurf einer griechischen Kurzschrift“ erscheinen lassen. Da dieselben ausschließlich gegen die von mir in der Abhandlung „Die drei Systeme der griechischen Tachygraphie“ (Denkschriften der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, 1894, Bd. XLIV) gegebene Lösung des steinernen Rätsels der Akropolis gerichtet sind, sehe auch ich mich meinerseits veranlaßt, zur Verteidigung meiner Aufstellungen abermals das Wort zu ergreifen.

Um es gleich zu sagen: nur in einem Punkte muß ich Gomperz recht geben, nämlich, daß ich die Autorschaft Xenophons nicht bewiesen habe (allerdings habe ich sie auch nur vermutungsweise ausgesprochen), und daß ich besser gethan hätte, den Namen „Xenophontisches System“ nicht zu gebrauchen. Das will ich nun gutmachen und dieser ältesten Kurzschrift den Namen „Unciales System“ geben.

Damit bin ich aber mit meinen Zugeständnissen auch schon fertig. Wer Gomperz' „Neue Bemerkungen“ liest, könnte freilich fast den Eindruck gewinnen, als ob ich auf dem Gebiete der griechischen Sprache ein Stümper wäre. Aber die Sache ist nicht so schlimm. Es

ist z. B. viel wahrscheinlicher, daß der Verfasser der Inschrift *δίφθογγον* statt *ἡ δίφθογγος*, sowie daß er den Plural *φωνῶν* gebraucht, als daß er Wörter verwendet habe, wie sie ihm Gomperz zumutet: *ζυγός* oder *ῥζος* (Zeile 1), *στελέχους*, *ἐνκάρσιος* (Zeile 2) und erst gar *μετεώρα* (Zeile 22), ein Femininum, für das Gomperz wohl vergeblich nach einer Belegstelle suchen wird!

Nun zur Sache selbst. Thatsache ist, daß seit meiner Veröffentlichung niemand mehr an Gomperz' Lösung des Problems festhält — auch Gomperz selbst nicht. Den Teil der Inschrift, welcher über die Konsonanten handelt, hat er eingeständenermaßen unrichtig gelesen, weil er sich ja selbst meiner Einführung der schrägen Linie auf Grund meiner Ergänzung von *πλαγί]α* (Zeile 22) nicht verschließen kann; den ersten Teil über die Vokale hat er nicht mehr ausführlich wiedergegeben, und nur einiges festzuhalten sich bemüht, nebenbei aber ebenfalls zugegeben, daß sein Rekonstruktionsversuch „gewiß nicht als ein vollständig gelungener gelten“ kann. Ja, er ist nicht nur nicht vollständig gelungen, sondern gänzlich mißlungen — man braucht sich ja nur die Vokalzeichen von Gomperz anzusehen!<sup>1)</sup> Ein solches System soll ein „gewitzter Kopf“ als „Kunst- und Kurzschrift“, und noch dazu als „rationelle,“ erfunden und in Stein eingegraben auf der Akropolis aufgestellt haben?

Gomperz hat nun unter Annahme der *πλαγία* eine Umarbeitung seines „Systems“ vorgenommen, welches mit dem von ihm selbst eingestandenen Fehlgriff, daß er „Anfang“ und „Ende“ von der horizontalen, von links nach rechts gezogenen Linie, die „Mitte“ aber von der vertikalen genommen hatte, unmöglich geworden war. Leider kann ich auch diese Umarbeitung nicht als gelungen bezeichnen.

So verstümmelt die Inschrift ist, so bietet sie doch hinreichende Fingerzeige, um die Konsonantenzeichen des Systems unfehlbar feststellen zu können. Das System ist so streng logisch, daß man, wenn man nur einen sicheren Ausgangspunkt gefunden hat, dann nicht mehr fehlgehen kann. Dieser Ausgangspunkt liegt darin, daß laut Zeile 21 und 24 *ν* und *μ* an derselben Ansatzstelle des Vokals, nämlich am „Ende“, also unten, antreten, mit anderen Worten: das untere Ende ist bei der **kleinen** horizontalen und schrägen Linie für die Nasallaute bestimmt. Es ist geradezu unbegreiflich, wie man nach diesem unzwei-

1. Vgl. den Anhang zu diesem Aufsätze unter II (unten S. 100).

deutigen Wegzeiger dann für die dentale Tenuis die „Mitte“, für die labiale den „Anfang“, also das obere Ende, und umgekehrt für die dentale Media den „Anfang“, für die labiale die „Mitte“ als Ansatzstelle annehmen kann.

Nein, das steht fest und das Zeugnis wird mir jedermann geben, daß es a priori gewiß nur den einen Schluss giebt: wie den Nasalen, muß auch den Tenuis und den Mediae eine und dieselbe Ansatzstelle zugewiesen werden. Als Kronzeugen dafür, daß ich mit dieser Forderung im Recht bin, habe ich keinen Geringeren als Gomperz selbst vorzuführen, welcher 1884 in seiner ersten Abhandlung „Über ein bisher unbekanntes griechisches Schriftsystem“ (Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien, Band 107) S. 7 schrieb: „Es muß ein zweites Prinzip hinzutreten, welches ich wohl kurzweg das der korrespondierenden Anordnung des Artgleichen nennen darf, und vermöge dessen eine Tenuis der anderen, eine Media der anderen u. s. w. örtlich entspricht. Daß dieses Prinzip, ohne welches die Ansammlung der Zeichen ein wirrer Haufe geblieben wäre, zur Anwendung kam, darf uns als unzweifelhaft gelten“.<sup>1)</sup> In diesem Sinne muß also die Textesergänzung erfolgen.

Und sie kann auch erfolgen. Gomperz hat gegen meine Lesung von Z. 16 und 17 [ἐν μέ|σω] geltend gemacht, daß das iota adscriptum in dem Zeitalter des Steines fast nie fehle. Auch ich habe dasselbe Bedenken gehabt, glaubte es aber unterdrücken zu sollen angesichts der gebieterischen Notwendigkeit, welche uns der Ausgangspunkt auferlegt, auch die dentale Media in die Mitte zu versetzen, da ja laut Z. 25—27 die labiale Media ihre Ansatzstelle unleugbar dort hat, ebenso wie die labiale Tenuis laut Z. 22—23 ganz sicher den „Anfang“, also das obere Ende der Vertikalen zugewiesen bekommt. Ich bin nun durch Gomperz' Einwurf auf die, wie ich glaube, richtige Lösung gekommen. Wie unser Autor ständig T E I schreibt statt T H I, obwohl er sonst das H verwendet, so

---

1. Als Verbesserung seines 1884 aufgestellten Systems hat Gomperz jetzt einen „wirren Haufen“ von Zeichen geliefert (vergl. den Anhang unter III, unten S. 101). Wie der Leser hier auf den ersten Blick sieht, haben weder die Tenuis noch die Mediae immer die gleiche Ansatzstelle, noch die Labialen ein einheitliches Zeichen!

haben wir Z. 16—17 zu schreiben [ἐν μέ | σοι], was nun mit dem verfügbaren Raum, der σοι ausschließt, ebenso stimmt, wie es der Sinn erfordert. Z. 20 muß nun unbedingt notwendig durch ἀρχεῖ] ergänzt werden; es muß sich eben in diesem Falle unsere grammatische Kenntnis vom Steine belehren lassen, statt daß wir dem Autor unsere Anschauung aufnötigen.

Mit dieser Rekonstruktion fällt auch — und darum mag sich wohl Gomperz so sehr gegen dieselbe sträuben — das „Heptadensystem“, das ohnehin ein Loch hat, da Gomperz für  $\swarrow$  keine sichere Verwendung weiß (er vermutet hier ein σ!).

Der Beweis liegt in Z. 25—28, deren Rekonstruktion Gomperz annimmt. Diese Zeilen besagen nämlich im Zusammenhalte mit 17—19, daß in der Mitte drei Konsonanten ihre Ansatzstelle hatten,

deren Zeichen waren  $\dashv$   $\swarrow$   $\searrow$ , was Gomperz selbst zugiebt. Liegt es da nicht auf der Hand, auch auf die beiden anderen Ansatzstellen drei Zeichen zu verlegen? Mir scheint dieser Schluss sogar zwingend wie nur irgend einer, umsomehr als wir auf diese Art alle drei Konsonantengruppen, die Dentalen, Labialen und Gutturalen, in ihren drei Species, der Tenuis, Media und Nasalis (bekanntlich unterscheidet ja die griechische Sprache das nasale γ von ν) mit der kurzen horizontalen und schrägen Linie in ihrer doppelten Richtung nach aufwärts und abwärts (= πρὸς τὴν ἀρχήν und πρὸς τὴν τελευταίην) versorgen können! Auch hier hat Gomperz wieder einen Mißgriff gethan, indem er für β, welches ausdrücklich als κατὰ δὲ τὸ μέσον πρὸς | μὲν τ]τὴν ἀρχήν προση | γμέ]νη, also an der mittleren Ansatzstelle in der Richtung gegen den Anfang, d. h. das obere Ende gezogen (Z. 25—26) beschrieben wird, die von links oben nach rechts abwärts gezogene Linie, mithin gerade das Gegenteil annimmt, obwohl er dadurch selbst wieder mit dem Zeichen für π in Widerspruch kommt, wofür er selbst richtig die von links nach rechts aufwärts gezogene Linie aufstellt. Also zum Widerspruch in der Ansatzstelle der Tenuis und Mediae auch ein Widerspruch in den Zeichen selbst, nämlich ein anderes für die labiale Tenuis, ein anderes für die labiale Media, während er doch selbst für die dentale Tenuis, Media und Nasalis ein und dasselbe Zeichen annimmt.

Da also auf meine „Enneadenkonstruktion“ „in der erhaltenen Partie der Urkunde“ nicht etwa „nicht das Mindeste“, sondern alles

„hinweist“, so glaube ich auch für die restlichen neun Konsonanten  $\theta \varphi \chi, \zeta \psi \xi, \sigma \lambda \rho$  die zweite „Enneade“, welche die lange horizontale und in doppelter Richtung schräge Linie mit den drei entsprechenden Ansatzstellen bildet, richtig verwendet zu haben. Wenn in der Mathematik am Schlusse einer verwickelten Rechnung Null von Null aufgeht, so sieht man darin für gewöhnlich mit Grund ein Anzeichen, daß die Rechnung richtig ist — dasselbe gilt wohl auch hier.

Gehen wir nun zum Vokalismus über.

Hier wartet unser zuerst die Lösung der Frage: Wer hat Recht, Gomperz, der in dem ersten Teil unserer Inschrift die Anweisung über die Zeichen für  $\iota$  und  $\upsilon$  sowie über die langen Vokale sucht, oder ich, der ich behauptete, es sei darin von den Diphthongen die Rede?

Entscheidend ist für meine Theorie der Satz (Z. 12—13)  $\tau\eta\nu$   $\omicron\delta\nu$   $\varphi\omega\nu$  [ $\eta\nu$   $\mu\acute{\epsilon}\nu$  |  $\delta\epsilon\acute{\iota}$   $\gamma$ ]  $\rho\acute{\alpha}\varphi\epsilon\iota\nu$   $\omicron\upsilon$  [ $\tau\omega\sigma$ . Denn damit steht fest, daß im Vorausgehenden die Darstellung der Vokalzeichen vollständig zum Abschluss gelangt ist. Damit ist Gomperz' Annahme schon gerichtet. Bildet der Anfang des ersten Teiles unseres Steines den Abschluss der kurzen Vokalreihe mit  $\iota$  und  $\upsilon$ , das Ende derselben die Darstellung der langen Vokale, dann ist kein Platz mehr für die Diphthonge; denn daß er dieselben vor den Vokalen behandelt, wird wohl niemand behaupten wollen. Daß sie aber nicht fehlen dürfen, muß ebenso jedermann zugeben. Es giebt eben nur eine naturgemäße Abfolge der Darstellung: kurze Vokale, lange Vokale, Diphthonge. Wir gelangen a priori zu dem notwendigen Schluss: Der Teil unmittelbar vor der Konsonantenlehre hat gewiß die Darstellung der Diphthonge enthalten. Wie stellen sich nun die Überreste der steinernen Urkunde dazu?

In dem Umstande, daß  $\upsilon$  Zeile 3 und 4 der fünfte Vokal genannt wird, liegt, wie schon Köhler hervorgehoben hat, der Beweis, daß der Autor  $\gamma$ , also die langen Vokale, nicht mitzählt; wenn aber das, so hat er sie gewiß auch in der Zeichendarstellung entweder gar nicht oder doch nur sehr untergeordnet bedacht, und zweifelsohne eher sie, als die Diphthonge übergangen. Mit anderen Worten, Zeile 5 bis 12 a ist entschieden nicht den langen Vokalen gewidmet.

Aber vielleicht bilden überhaupt  $\iota$  und  $\upsilon$  den Schluss der Vokalzeichendarstellung? Gomperz redet nämlich einer Abfolge nach der „natürlichen Vokalreihe“  $\omicron, \alpha, \epsilon, \iota, \upsilon$  (1884, S. 20) das Wort. Dies ist schon aus dem Grunde unwahrscheinlich, weil der Autor die Vokale eben ganz mechanisch unter Zugrundelegung des herkömmlichen Alpha-

betes (ohne die langen Vokale) zählt. Außerdem kann die Darstellung des υ-zeichens bei dem knappen Stil des Schrifterfinders unmöglich Zeile 6 bis 12a ausgefüllt haben, was aber der Fall sein müßte, wenn nach Gomperz daselbst nicht von den Diphthongen die Rede sein soll, von den langen Vokalen aber, wie wir ausgeführt, unmöglich die Rede sein kann.

Es muß also die gemeinsame Anführung von ι und υ am Schlusse der Besprechung des Vokalsystems einen anderen Grund haben und zwar in einem Gesichtspunkte, den die beiden Vokale gemeinsam haben. Dieser Gesichtspunkt liegt aber auf der Hand: es ist der Umstand, daß ι und υ die zur Diphthongbildung unerläßlichen Vokale sind. Wenn wir bedenken, daß υ drei Vokale bildet, αυ, ευ und ου, und daß thatsächlich in Zeile 5 mit zwingender Notwendigkeit das erste Wort zu τρ]ία zu ergänzen ist — Köhler hat dasselbe schon ergänzt und Gomperz diese Ergänzung gebilligt —, daß ferner Zeile 5 πρώτο[υ eine folgende Zweigliedrigkeit ausschließt, weil es sonst πρότερον heißen müßte (Gomperz bringt ganz harmlos πρώτον und ὕστερον zu einander in Beziehung!), heißt es da nicht sich selbst die Augen verbinden, um nicht sehen und zugeben zu müssen, es könne hier, wo alles so zutrifft, nur von den τρία δίφθογγα, welche υ bildet, und von den Zeichen des πρώτον, [δεύτερον und τρίτον] dieser δίφθογγα die Rede sein? Wie kleinlich erscheint doch das Bedenken ob der neutralen Form des terminus technicus für „Doppellaut“ unter der Wucht so zwingender Umstände! Ist somit nicht gerade unsere Stelle ein klassischer Zeuge, daß das Wort δίφθογγον als terminus technicus bestand, und verdient, wer dies behauptet, den Vorwurf des Zirkelschlusses? Aber auch in Zeile 2 entspricht meine Ergänzung τέσσα]ρα dem Raume ausgezeichnet; und bildet nicht ι thatsächlich vier Diphthonge αι, ει, οι, υι? <sup>1)</sup>

Aber vielleicht gehen doch τρία Zeile 5 und πρώτον Zeile 7, ja selbst auch das von mir Zeile 2 ergänzte τέσσα]ρα auf die Zeichenbeschreibung und sind von χέρα zu verstehen? Diese Annahme verbietet schon die

1. Daß wir von den uneigentlichen Vokalen absehen dürfen, ja vielleicht müssen, dafür spricht wohl der Umstand, daß der Autor stets τει statt τηι schreibt, ihm also thatsächlich α=αι, ηι=ει und gewiß auch ωι=οι war. Es kommt mir daher auch jetzt wahrscheinlicher vor, daß in der uncialen Tachygraphie beide Diphthongengruppen graphisch nicht unterschieden waren, obwohl es das System, wie ich in meiner Abhandlung gezeigt, zuläßt.

Einfachheit, welche die Darstellung der Konsonanten kennzeichnet, selbst wenn nicht Zeile 10 f. ταῖ]σ κεραίασ ἀμφο[τέ|ραισ] von „beiden“ Hörnchen die Rede wäre, womit doch indirekt gesagt ist, daß das Gewöhnliche die Anwendung eines Hörnchens (vergl. Zeile 2 bis 3 ἔχουσ' ἐν[μόνον|κέρα]σ), das Äußerste aber die Verwendung „beider“ Hörnchen war. Da in dieser Stelle zweimal die Senkrechte erwähnt wird (Zeile 5 bis 6 τῆν] | ὀρθῆν und Zeile 11 τῆσ ὀρθῆσ), so sind natürlich zweifellos die Hörnchen mit ihr in Verbindung zu bringen, offenbar einmal (πρῶτον) oben, einmal unten (Zeile 9 ὀ]στερο[ν, was ganz dem Substantiv τελευτή entspricht, das ja das untere „Ende“ der Linie bedeutet, woraus naturgemäß folgt, daß das obere Ende, entsprechend dem ἀρχή hier Zeile 5 durch π[ρότερον ausgedrückt sein muß), und einmal so, daß die Senkrechte (Zeile 11 τῆσ ὀρθῆσ) an beiden Enden, oben und unten mit Hörnchen versehen ist (Zeile 10 bis 11 ταῖ]σ κεραίασ ἀμφο[τέ|ραισ]). Diese drei Fälle entsprechen dem τρία Zeile 5 und dem τὸ πρῶτο[ν Zeile 7, welches also ein [τὸ δεύτερον Zeile 7 und [τὸ τρίτον Zeile 9 im Gefolge haben muß. So viel steht fest, selbst wenn die Ergänzungen nicht in das grammatische Gefüge zu bringen wären (angenommen, aber nicht zugegeben!), in welches ich sie gebracht habe. Was insbesondere das Asyndeton betrifft, welches Gomperz für unglaublich hält, so stehen wir hier wieder vor dem Fall, daß dem Autor zugemutet wird, er dürfe sich absolut nie außerhalb der Schablone bewegen.

Soll ich noch erwähnen, daß für die vier ι-Diphthonge thatsächlich ein Hörnchen (Zeile 2 bis 3 ἔχουσ' ἐν[μόνον|κέρα]σ|) ausreicht, je nachdem das | (wohlgemerkt Zeile 2 bis 3 ist es unmöglich ὀρθῆ zu ergänzen; es steht eben dafür das Zeichen | selbst, mit anderen Worten, hier liegt indirekt ausgesprochen, daß sich das tachygraphische Zeichen mit dem ι der gewöhnlichen Schrift deckt!) oben oder unten und zwar nach links oder rechts mit dem Hörnchen versehen wird? Für nähere Ausführung brauche ich doch wohl nur auf meine Schrift: „Die drei Systeme der griechischen Tachygraphie“ zu verweisen.

Hiermit könnte ich eigentlich schließen. Die 1884 gegebene Darstellung der Konsonantenzeichen hat Gomperz zurückgezogen und durch eine neue ersetzt, die er schon 1884 selbst als einen „wirren Haufen von Zeichen“ verurteilt hat, die Rekonstruktion der Vokalzeichen „kann“ nach seinem eigenen Urteil „gewiß nicht als ein vollständig gelungener Versuch gelten“. Es ist also von seinem System that-



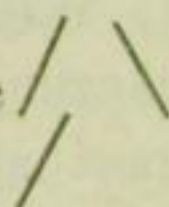
sächlich nichts übrig geblieben. Ich will aber doch auch meine Darstellung des Vokalismus auch hier noch einmal in Kürze wiedergeben, um zu zeigen, daß ich vollen Grund habe, an derselben festzuhalten.

Die Darstellung der Vokalzeichen liegt außerhalb der Überreste des Steines, läßt sich aber mit völliger Sicherheit geben. Sind die Konsonanten durch die horizontale oder ungefähr horizontale Linie dargestellt — und dies giebt Gomperz ja selbst zu —, so müssen die Vokale durch die vertikale (oder ungefähr vertikale) Linie dargestellt worden sein. Die Gründe dafür sind: 1. Wie sich aus Z. 17—21 ergibt (selbst aus der fehlerhaften Ergänzung Gomperz'), waren die Vokalzeichen alle (es heißt Z. 17 ganz allgemein τὸ φωνήεντος) so beschaffen, daß man von Anfang, Mitte und Ende in derselben Richtung sprechen konnte; diese Richtung kann aber nur die vertikale sein, weil es sich um ein Ansetzen von horizontalen Linien an dieses, Anfang, Mitte und Ende habende Zeichen handelt. Gomperz läßt alles dies jetzt selbst gelten und hat auch zu seiner Darstellung die vertikale Linie als Vokalzeichen gewählt (wie er auch meiner Annahme beistimmt, die Konsonanten vor dem Vokal seien vor dem Vokalzeichen, die nach dem Vokal hinter dem Vokalzeichen angefügt worden). 2. In dem ersten Teile des Steines, welcher unleugbar zur Behandlung des Vokalismus (im Allgemeinen) gehört, ist unzweifelhaft von einer Modifizierung der Vertikalen (Z. 5—6 [τῆν | ὀ]ρθῆν und Z. 11 τῆσ ὀρθῆσ) durch Hörnchen die Rede, offenbar zu dem Zwecke, um die Laute, um die es sich in diesem Teile handelt (wie ich behaupte, die Diphthonge oder, wie Gomperz behauptet, die langen Vokale), in ihren Zeichen von denen der fünf Grundvokale zu differenzieren. Es war also, was auch ganz zu der zweiten Zeile des Steines stimmt, jeder Vokallaut durch eine rein vertikale (oder ungefähr vertikale) oder durch eine, mittelst eines oder zweier Hörnchen differenzierte vertikale Linie dargestellt. 3. Habe ich recht in dem Sinne, daß der Anfang unseres Steines die Lehre der Diphthongzeichen enthält, so liegt daselbst indirekt die Angabe vor, daß das Zeichen für *ο* eine einfache Vertikale ist, wie auch der Umstand, daß bei den *ι*-Diphthongen nur einfach gesagt ist, | habe dann ein Hörnchen (Z. 2—3 ἔχουσ' ἐν [μόνον | χέρα]σ.), darauf hindeutet, daß das tachygraphische und das Zeichen der gewöhnlichen Schrift identisch gewesen.

Waren *ι* und *ο* durch die einfache Vertikale (ihrer „Artgleichheit“ als weiche Vokale entsprechend, durch das gleiche Zeichen) ausgedrückt,

so müssen sie durch die Stellung unterschieden gewesen sein (wie ja auch die dentalen Konsonanten, um nur die eine, dem Widerspruch auch seitens Gomperz nicht unterliegende Gruppe zu nennen, nur ein Zeichen haben, welches durch die Stellung unterschieden wird),  $\iota$  also durch eine Vertikale auf,  $\upsilon$  durch eine Vertikale unter der Linie dargestellt worden sein. Es war mithin von I die obere, von Y die untere Hälfte verwendet.

Es ist nun sozusagen selbstverständlich, dafs wie für den Konsonantismus die schräg-horizontale, so auch für den Vokalismus die schräg-vertikale Linie herangezogen werden mußte. Ich habe



für  $\alpha$ ,  $\varepsilon$  und  $\sigma$  angenommen und mich, wie bei den Zeichen für  $\iota$  und  $\upsilon$ , so auch bei den für  $\alpha$  und  $\varepsilon$  darauf berufen, dafs diese Linien den ersten Bestandteil von A und E (welches in Inschriften auch in geneigter und unter die Linie reichender Form  $\text{Æ}$  erscheint) bilden.

Gomperz wendet ein, dafs „bei den Konsonantenzeichen von einer Anlehnung an das historische Alphabet mit keinem Worte die Rede sei“. Ausdrücklich brauchte dieselbe ja weder hier noch dort erwähnt zu werden; die Zeichen selbst, die ja der Autor gewifs auch bildlich darstellte, brachten dies genau zum Ausdruck. Ich kann tatsächlich, durch Gomperz' Einwand aufmerksam gemacht, einen Mangel meiner Beweisführung ergänzen und nunmehr darauf hinweisen, dafs das Zeichen für  $\tau$  die Hälfte des Querstrichs des T und das Zeichen für  $\delta$  die Grundlinie von  $\Delta$  ist, mit anderen Worten, dafs die horizontale Linie in dem Zeichen der dentalen Tenuis und Media auch in der gewöhnlichen Schrift vorkommt. Und ist nicht das Schlufs- $\nu$  schon in alten Uncialhandschriften durch einen horizontalen Strich ausgedrückt worden? Derselbe dürfte entweder auf alte Überlieferung zurückgehen oder eben dem tachygraphischen System entlehnt sein.

Damit komme ich auf die letzte Quelle zu sprechen, aus welcher ich zum Zwecke der Rekonstruktion des uncialen tachygraphischen Systems geschöpft habe, wofür mir Gomperz einen „circulus vitiosus“ vorwirft.

Die Minuskeltachygraphie birgt in ihren Endsilbenzeichen altüberliefertes Gut. Merkwürdigerweise zeigen diese für  $\nu$  dasselbe Zeichen, welches auch unser Autor als  $\nu$  verwendet, ebenso weisen sie auch in

Verbindung mit  $\nu$  für  $\alpha$  und  $\varepsilon$  die Zeichen  $\diagup$  auf und bieten  $\diagdown$  als

Zeichen für  $\alpha\nu$ . Und nun frage ich: Ist das ein Zirkelschluss, wenn ich aus einem Systeme, welches unbestritten aus einem uralten Stadium ein Konsonantenzeichen (für  $\nu$ ) bewahrt hat, das sich mit einem Konsonantenzeichen unseres Steines an Form und Bedeutung vollständig

deckt, auch die zwei Vokalzeichen ( $\diagup = \alpha$  und  $\varepsilon$ ), mit denen ver-

bunden das genannte Konsonantenzeichen sich findet, Vokalzeichen,

welche unstreitig uralt sind und dem System selbst (wenigstens  $\diagup = \alpha$ ), zeitlich vorausliegen, auf das alte System zurückführe, d. h. annehme, daß sie aus unserem Steinsystem in das spätere hinüber sich gerettet haben? Und bin ich dazu nicht umsomehr berechtigt, als die Analogie der Konsonantenzeichen, welche sich aus der horizontalen und schräg horizontalen Linie bilden, auch bezüglich des Vokalismus uns so wie so

auf die Verwendung der beiden schräg vertikalen Linien  $\diagup$   $\diagdown$  neben der streng vertikalen mit zwingender Notwendigkeit hinweist? Ich habe also nichts gethan, als für die Linien, die ich unter allen Umständen

als Vokalzeichen verwenden mußs, die Bedeutung ( $\diagup$   $\diagdown = \alpha, \varepsilon, \sigma$ ,

letzteres mit Rücksicht auf seine Bedeutung  $\alpha\nu$  in den Endsilben des späteren Systems, welches in diesem Fall eben nur die Ansetzung des

$\nu$ -Zeichens fallen gelassen hat, da ja  $\diagdown = \alpha\nu$  und  $\varepsilon\nu$  auch  $\diagdown = \alpha\nu$

voraussetzen läßt) aus einem System geholt, das diese Zeichen noch in einzelnen Verbindungen ( $\diagup = \varepsilon$  überall) mit einem ebenfalls unserem

alten System entsprechenden Konsonantenzeichen gerettet hat. Ich wiederhole: Ist das ein Zirkelschluss.

Wenn ich noch die Bemerkung hinzufüge, daß ich aus der Analogie der Konsonantenzeichen, wo für die dem gemeinen Manne jedenfalls komplizierter erscheinenden Konsonanten, die Aspiraten und Doppelkonsonanten (dazu kommen dann noch die übriggebliebenen  $\sigma, \lambda, \rho$ ) die  $\gamma\rho\alpha\mu\mu\eta\ \varepsilon\theta\theta\alpha$

καὶ μακρά verwendet war, was ja auch Gomperz als wahrscheinlich anerkennt, auch auf die Unterscheidung der langen Vokale — wohl-gemerkt aller, nicht blofs von ε und ο — durch Verlängerung des Zeichens schliesse, so kann ich meine Erwiderung als beendet betrachten; ich darf ja wohl den freundlichen Leser für alle Einzelheiten über das unciale System auf meine Abhandlung „Die drei Systeme der griechischen Tachygraphie“ verweisen.

Nur noch ein paar Worte zum Schlusse. Gomperz schreibt S. 13 f.: „Ebenso gleichgiltig läfst mich der von manchen Kurzschriftlern gegen meinen Rekonstruktionsversuch vorgebrachte Einwand, es fehle dem System an „Schreibflüchtigkeit“. Denn einmal kennen wir, wie schon oben bemerkt ward, in diesem Betracht ganz und gar nicht die Absichten des Schrifterfinders. Es ist eben nur eine unter mehreren Möglichkeiten, dafs seine Erfindung einen Behelf der Schnellschrift liefern sollte. Und selbst wenn dieser Zweck so unumstößlich feststünde, wie er zweifelhaft ist, was gäbe uns das Recht, vorauszusetzen, dafs derjenige, der in so früher Zeit und wahrscheinlich als der Erste solch einen Zweck ins Auge gefafst hat, nunmehr auch sofort die seiner Erreichung dienlichsten Mittel ersonnen hat? Nicht ein System von idealer Vollkommenheit, sondern einen ersten tastenden Versuch auf dem Wege, der allmählich und stufenweise zu dieser führen kann, hätten wir auch in diesem Falle aller Wahrscheinlichkeit nach zu erwarten“.

Man sollte, dünke ich, doch glauben, eine Schrift müfste auch geeignet sein, Proben ihrer Möglichkeit zuzulassen, um so mehr, da es sich doch um „die merkwürdige Erfindung eines gewitzten Kopfes“ handelt. Gomperz hat es wohlweislich unterlassen, selbst derlei Proben zu entwerfen, und die nach ihm einzelne derartige schüchterne Versuche machten, haben ihm gewifs nur einen schlechten Dienst erwiesen. Ich kann auch in dieser Beziehung getrost auf die meiner Abhandlung in den Denkschriften der Wiener Akademie beigegebenen Probetafeln verweisen.

Polemik ist stets eine unangenehme Sache. Zehn Jahre hatte ich gewartet, bis ich das Ergebnis meiner Überprüfung der Gomperzschen Rekonstruktion veröffentlichte, obwohl ich dasselbe bald nach Erscheinen der letzteren Herrn Hofrat Gomperz auf sein Ersuchen mündlich mitgeteilt hatte. Als ich es 1894 bekannt gab, geschah es — mein erbittertster Feind wird mir dies zugeben müssen — in der aller-schonendsten Form unter ausdrücklicher Anerkennung dessen, was

wirklich anzuerkennen war. Zum Danke dafür hat Gomperz nicht nur in schonungsloser Weise bis ins kleinlichste meine Schrift bekrittelt, sondern auch das ganze von mir aufgestellte System als unhaltbar hingestellt. Unter solchen Umständen war ich es nicht nur vor allem der Wissenschaft und der Klarstellung der Wahrheit, sondern auch meiner eigenen wissenschaftlichen Ehre schuldig, die mir gemachten Vorwürfe von „Zirkelschlüssen“ und von einem „auf Flugsand gebauten System“ nicht auf mir ruhen zu lassen.

### Anhang.

Die bisherigen Lesungen der Steininschrift  
und ihr System.<sup>1)</sup>

#### I.

#### Gitlbauer 1894.

ἡ μὲν οὖν τρίτη τῶν φω	0
νῶν δίφθογγα ποιεῖται	1
τέσσαρα, ἔχουσ' ἓν μόνον	
κέρας ·Ι· τὸ δὲ πέμπτον	
τῶν φωνηέντων ·Υ·	
τρία μὲν, πρότερον δὲ τὴν	5
ὀρθὴν ἔχον κεραίαν	
τὸ πρῶτον, τὸ δεύτερον	
προσλαμβάνον αὐτεῖ κέ	
ρας ὕστερον, τὸ τρίτον	
ταῖς κεραταῖς ἀμφοτέ	10
ραις τῆς ὀρθῆς ἀποκλι	
νον. τὴν οὖν φωνὴν μὲν	
δεῖ γράφειν οὕτως.	
τῶν δ' ἀφώνων ἡ μὲν	
εὐθεῖα καὶ βραχεῖα	15
γραμμῆ	
τοῦ φωνηέντος ἐν μέ	

1. Vergl. die Abbildung des Steines auf Seite 75 dieses Festbuches. Die ergänzten Buchstaben sind oben kleiner gedruckt.

σοι μὲν τεθεῑσα δύναται  
 δέλτα,  
 ἀρχεῖ δὲ ταῦ, 20  
 πρὸς δὲ τεῖ τελευτεῖ· νῦ·  
 πλαγία δ' ἐπὶ τὴν ἀρχὴν  
 μὲν προσηγγμένη· πεῖ·,  
 πρὸς δὲ τεῖ τελευτεῖ· μῦ·  
 κατὰ δὲ τὸ μέσον πρὸς 25  
 μὲν τὴν ἀρχὴν προση  
 γμένη· βῆτα,  
 πρὸς δὲ τὴν τελευτὴν  
 γάμμα.

Auf K(öhler), W. Scott und G(omperz) gehen folgende Ergänzungen des Textes zurück:

5 τρία K τὴν G 7 πρῶτον G 9 ὕστερον K und G 10—11  
 ταῖς — ὀρθῆς K 12 τὴν — μὲν G 13 W. Scott 14—16 (μὲν G) K  
 17 τοῦ K 18 f. δύναται δέλτα G 21 πρὸς δὲ K 23 μὲν G 24 πρὸς  
 δὲ K 25 G 26 μὲν G 28 πρὸς δὲ τεῖ τελευτεῖ G.

Übersetzung:

Der dritte der Vokale nun bildet vier Diphthonge, indem derselbe, das I (nämlich), nur ein einziges Hörnchen hat, der fünfte der Vokale, das Y, drei, indem er vorne die Senkrechte gehört hat, den ersten, den zweiten, indem er an derselben hinten ein Hörnchen annimmt, den dritten, indem er mit den beiden (genannten) Hörnchen von der Senkrechten abzweigt.

Die Vokalzeichen nun muß man so darstellen. Von den Konsonanten aber bedeutet die wagrechte und kurze Linie in der Mitte des Vokales angebracht, δ, am oberen Ende τ, am (unteren) Ende ν, die schräge gegen das obere Ende hin gezogen π, am (unteren) Ende μ, mitten in der Richtung gegen das obere Ende gezogen β, in der Richtung gegen das (untere) Ende γ.

System:

$\frac{\alpha}{\epsilon} \frac{\lambda}{\nu} \circ$ .  $\frac{\alpha}{\epsilon} \frac{\alpha}{\epsilon} \frac{\epsilon}{\eta}$  |  $\frac{\iota}{\epsilon} \frac{\iota}{\epsilon} \frac{\lambda}{\nu} \frac{\omega}{\nu}$  |  $\frac{\upsilon}{\nu} \frac{\upsilon}{\nu}$ . |  $\frac{\iota}{\epsilon} \frac{\lambda}{\nu} \frac{\epsilon}{\eta} \frac{\iota}{\epsilon} \frac{\lambda}{\nu} \frac{\omega}{\nu}$   
 $\frac{\nu}{\eta} \frac{\alpha}{\epsilon} \frac{\lambda}{\nu} \frac{\omega}{\nu}$ . }  $\frac{\pi}{\mu}$  }  $\frac{\tau}{\mu}$  }  $\frac{\kappa}{\mu}$  }  $\frac{\rho}{\sigma}$  }  $\frac{\xi}{\sigma}$  }  $\frac{\psi}{\sigma}$  }  $\frac{\chi}{\sigma}$  }

II.

Gomperz 1884.

ζυγός oder ὄζος ἐπὶ μέ	1
σου στελέχους ἐνκάρ	
σιος ·Ι· τὸ δὲ πέμπτον	
τῶν φωνηέντων ·Υ·	
τρία μὲν πρὸς τὴν	5
ὀρθὴν ἔχει κέρα, τὸ	
δὲ πρῶτον τῶν μακρῶν	
προσλαμβάνει μὲν ἔν,	
τὸ δ' ὕστερον οὐ' ἐπ' ἄκ	
ραισ κεραίαισ ἀμφοτέ	10
ραισ, τῆσ ὀρθῆσ ἀπούσ	
ησ τὴν οὖν φωνὴν μὲν	
διαγράφειν οὐ δέον.	
τῶν δ' ἀφώνων ἡ μὲν	
εὐθεῖα καὶ βραχεῖα	15
γραμμῆ	
τοῦ φωνήεντος κα	
τω μὲν τεθεῖσα δύναται	
δέλτα,	
ἐπάνω δὲ ταῦ,	20
πρὸς δὲ τεῖ τελευτεῖ νῦ·	
μετεώρα δ' ἐπὶ τὴν ἀρχὴν	
μὲν προσηγμένη πεῖ,	
πρὸς δὲ τεῖ τελευτεῖ μῦ·	
κατὰ δὲ τὸ μέσον πρὸς	25
μὲν τὴν ἀρχὴν προση	
γμένη βῆτα	
πρὸς δὲ τεῖ τελευτεῖ ψεῖ.	

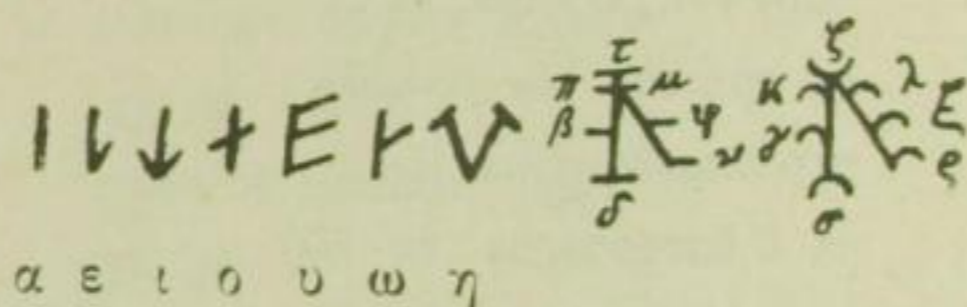
Übersetzung:

Der auf der Mitte eines Stammes schräg ruhende Ast (oder Quer-  
balken) ist I. Der fünfte der Vokale aber, Υ, besitzt drei gegen die  
Senkrechte gezogene schräge Strichelchen; der erste der langen Vokale

erhält als Zuthat ein solches, der zweite zwei, je eines auf der Spitze jedes der beiden Schenkel, wobei die Senkrechte wegfällt.

Die Vokale nun soll man also schreiben. Von den Konsonanten aber bedeutet das Horizontalstrichelchen, wenn es unterhalb des Vokalzeichens gestellt wird, Delta, oberhalb desselben Tau, am Ende aber Ny; oben an den Anfang gesetzt Pi; am Ende My; in der Mitte an den Anfang gesetzt Beta, am Ende Psi.

Zeichen:



III.

Gomperz 1895.

τὴν οὖν φωνὴν μὲν	12
δεῖ γράφειν οὕτως.	
τῶν δ' ἀφώνων ἡ μὲν	
εὐθεῖα καὶ βραχεῖα	15
γραμμῇ	
τοῦ φωνήεντος ἐπὶ τεῖ ἀρ	
χεῖ μὲν τεθεῖσα δύναται	
δέλτα,	
μέση δὲ ταῦ,	20
πρὸς δὲ τεῖ τελευτεῖ νῦ·	
πλαγία δ' ἐπὶ τὴν ἀρχὴν	
μὲν προσηγμένη πεῖ,	
πρὸς δὲ τεῖ τελευτεῖ μῦ,	
κατὰ δὲ τὸ μέσον πρὸς	25
μὲν τὴν ἀρχὴν προση	
γμένη βῆτα, —	

Übersetzung:

Die Vokale nun soll man also schreiben. Von den Konsonanten aber bedeutet das kurze Horizontalstrichelchen am oberen Ende des



Vokals angebracht Delta, mitten Tau, am (unteren) Ende Ny, schräg gegen das obere Ende gezogen Pi, am (unteren) Ende My; in der Mitte gegen das obere Ende gezogen Beta.

Zeichen:

Υ Τ Γ Δ Γ Τ Λ

δ τ γ π μ β ?

Auf die Rekonstruktion der übrigen Konsonanten- und der Vokalzeichen hat Gomperz jetzt verzichtet.





## Zwei Tironiana.

Von Wilhelm Schmitz.

### I. Ein biblisches Tironianum.

Herrn Alfred Wotquenne, Secrétaire adjoint et Bibliothécaire du Conservatoire royal de musique de Bruxelles, verdanke ich eine Photographie von 9 Zeilen tironischer Noten aus einer Pariser Handschrift. Herr Wotquenne schreibt mir: „Le volume dont fait partie cette page, est un Ms. du X<sup>e</sup> siècle, venant de l'Eglise de Compiègne, et se trouvant actuellement à la Bibliothèque nationale à Paris, No. 17436. Ce volume contient le *Liber antiphonarius* et le *Liber responsalis*, attribués au pape Gregoire I<sup>er</sup>. C'est d'après ce ms. que l'édition de ces 2 ouvrages a été faite par les Bénédictins en 1705, et reproduite par Migne dans sa Patrologie latine“.

Damit über den Inhalt dieser Noten niemand im Ungewissen bleibe, setze ich die Umschrift hierher:

1 *Sequentia sancti Evangelii secundum Lucam.*<sup>1)</sup>

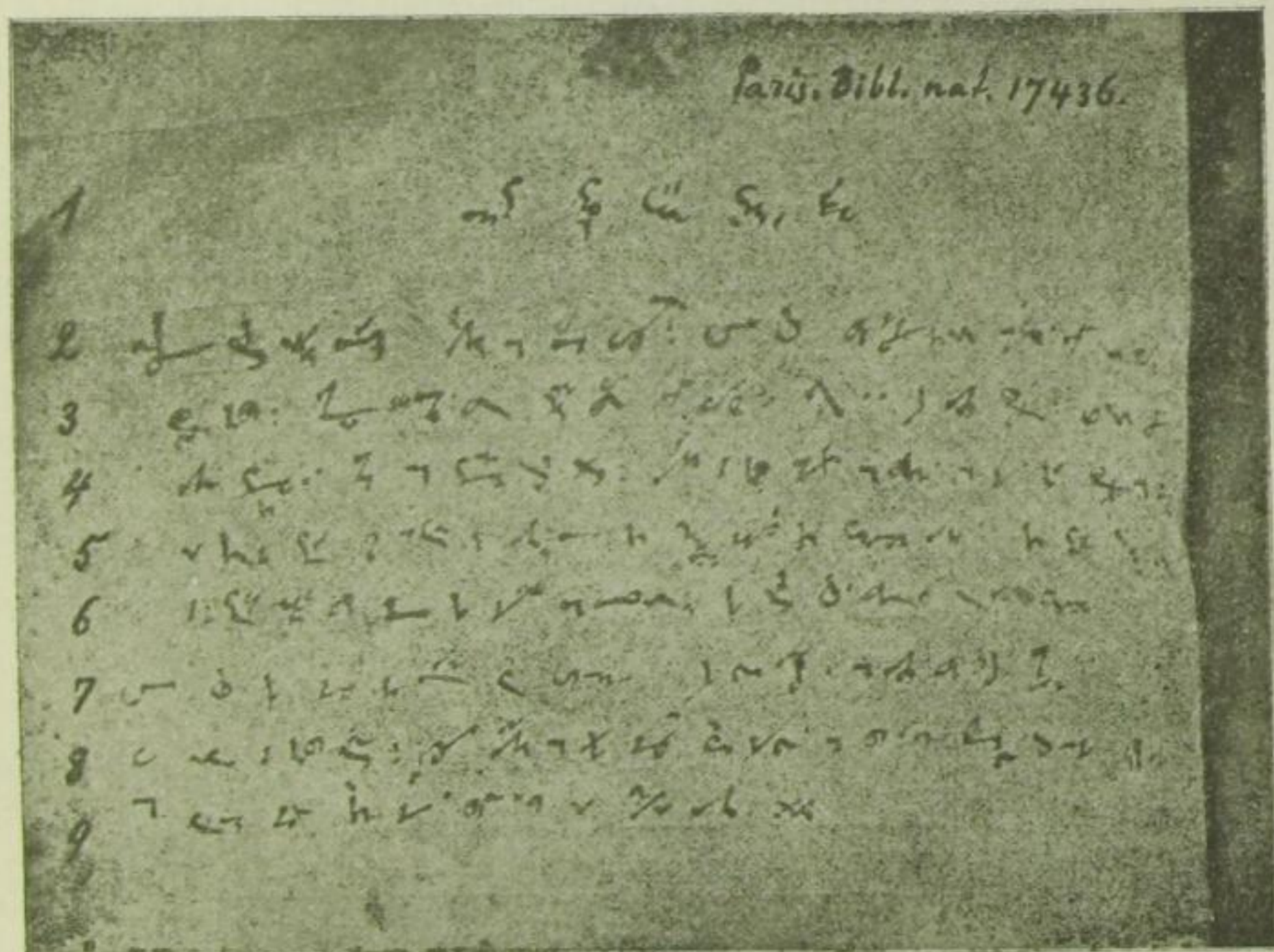
2 *In illo tempore*<sup>2)</sup> *dicebat Hiesus*<sup>3)</sup> *turbis Farisaeorum et principibus sacerdotum: Vae vobis, qui aedificatis monumenta Profetarum, patres autem vestri*

3 *occiderunt illos: Profecto testificamini, quod consentitis operibus patrum vestrorum: quoniam quidem ipsi*<sup>4)</sup> *eos occiderunt, vos autem aedificatis*

4 *eorum sepulcra: Propterea et sapientia Dei dixit: Mittam ad illos profetas et Apostolos, et ex illis occident et persequentur,*

1. Vergl. Commentarii notarum tironianarum tab. 124, 23. 2. das. 20, 23 c.  
3. 60, 20. 4. ipsi quidem *Vulgata*.

- 5 ut inquiratur sanguis omnium Profetarum, qui effusus est a constitutione mundi a generatione ista: a sanguine Abel usque  
6 ad sanguinem Zacharie, qui periit inter altare et edem: 1) Ita dico vobis: Requiretur ab ac<sup>2)</sup> generatione:  
7 Vae vobis Legis peritis,<sup>3)</sup> quia tulistis clavim scientie: Ipsi non introistis, et eos qui introibant, prohibuistis:  
8 Cum haec ad illos diceret: coeperunt Farisei et Legis periti<sup>4)</sup> graviter insistere,<sup>5)</sup> et os eius obprimere<sup>6)</sup> de multis, insidiantes ei,  
9 et quaerentes kapere aliquid<sup>7)</sup> ex<sup>8)</sup> ore eius, ut accusarent eum. XX<sup>9)</sup>



Paris. Bibl. nat. 17436.

Der Text entspricht Luc. cap. XI, 47—54. Er bietet, wie die Anmerkungen zeigen, mehrfache, wenn auch unbedeutende, Abweichungen von der Vulgata und durch die Schriftbilder für *peritus* und *insistere* zwei Bereicherungen unserer Notenverzeichnisse.

1. *edem*] gebildet nach *edit* 102, 82, nicht nach *aedis* 81, 58. 2. statt *haec*, vergl. 18, 56; 8, 78. 3. Die Note für *peritus* ist neu. 4. *Cum autem haec Vulgata*. 5. Die Note für *insistere* ist neu, aber entsprechend gebildet wie *adsistit* 46, 98. 6. Irrtümlich scheint in der titula *rent* notiert zu sein. 7. *aliquid capere Vulgata*. 8. *de ore Vulgata*. 9. Worauf die Ziffer XX sich bezieht, weiss ich nicht.

## II. Ein medizinisches Tironianum.

Die vatikanische lateinische Miscellanhandschrift 846, früher zur Bibliothek der Königin Christina gehörig, aus dem neunten Jahrhundert stammend, ist auf den später angebundenen sechzehn Pergamentblättern 99—114 überwiegend in tironischen Noten geschrieben. Sie enthält auf den Blättern 108v—114v eine große Anzahl medizinischer Rezepte, die meines Erachtens belangreich sind nicht nur für die Geschichte der Arzneimittellehre, sondern auch für die Kenntnis des tironischen Schriftwesens und für Grammatik und Lexikographie späteren Medizinerlateins, welches, mit seiner weitgehenden Gleichgültigkeit gegen Flexionsunterschiede, offenbar auf dem Übergange in das Romanische begriffen ist. In medizinischer Beziehung berühren sich diese Verordnungen vielfach mit dem Kräuterbuche des Pseudo-Apulejus; ein äußerer Unterschied besteht aber darin, daß, während bei Pseudo-Apulejus an erster Stelle das Medikament und dann die Aufzählung der Krankheiten gegeben wird, die es heilen soll, in diesen vatikanischen Rezepten umgekehrt zuerst die Krankheit oder die Plage und dann das bezügliche Heilmittel genannt wird. Ich setze einige dieser ärztlichen Verordnungen mit Umschrift der tironischen Noten hierher:

Vat. lat. 846 Fol. 110v Col. 1:	Vat. lat. 846 Fol. 110v Col. 2.
1 <i>Cor si cui dolet aut pectus, semen lu(pini)<sup>1)</sup> coctum, aqua eius ieiunus bibat.</i>	<i>Ad inflationem ruta, paululum edito vel cum melle in potione sumito.</i>
2 <i>Kaput dimidium si cui dolet, nasturcium, semen contritum, (in) cataplasma facito et inpones in kaput.</i>	<i>Ad inguinum dolores ruta viridis coquatur ex oleo, conmixta</i>
3 <i>Ad arSIONem<sup>2)</sup> stomachorum herba apii de cocta aqua bibat; sitim sedat.</i>	<i>cere, ut cerotum in linteolum utatur.</i>
4 <i>Ad ignis agrum<sup>3)</sup> herba menta, quod Graece daedios(mos),<sup>4)</sup> sucus expressus.</i>	<i>Ad epiforas oculorum ruta cum polenta bene trita et super inposita.</i>

1. Die Silben „pini“ sind durch eine Pergamentfalte verdeckt. 2. Vergl. Wölfflins Archiv VII, 271 (arsionem sonst nicht bezeugt). 3. Sinn: ad ignem sacrum; die Breslauer Hds. des Ps. Apulejus kommt der Wahrheit schon näher (Fol. 64r): „ad ignem acrum“. 4. d. i. hediosmos (ἡδύσμος).

Vat. Reg. Christ. 846 fol. 110v

1	...	...
2	...	...
3	...	...
4	...	...
5	...	...
6	...	...
7	...	...
8	...	...
9	...	...
10	...	...
11	...	...
12	...	...
13	...	...
14	...	...
15	...	...
16	...	...
17	...	...
18	...	...
19	...	...
20	...	...
21	...	...
22	...	...
23	...	...
24	...	...
25	...	...
26	...	...

Vat. lat. reg. Christ. 846 fol. 110v.

- |   |   |
|---|---|
| <p>5 cum sulphore et aceto penna<br/>linito; miraberis effectum.</p> <p>6 Ad tussem herba finiculi, radices<br/>tonsas<sup>1)</sup> in mero ieiunus bibat<br/>per dies novem.</p> <p>7 Ad nervorum dolores herba petro-<br/>silinum tonsa et facta malac-</p>   | <p>Ad kanis rabidum morsum ruta cum<br/>vino bibatur et eius folia trita<br/>cum melle et pice inpones.</p> <p>Ad aciem oculorum ruta, folia ieiunus<br/>subinde manducet et trita cum<br/>vino potui data; antidotum est.</p> <p>Ad kapitis dolorem ruta ex vino<br/>bibatur et ius eius stillatur kapite<br/>cum aceto et oleo rosaceo.</p> <p>Ad auris dolores sucus de mentastro<br/>cum vino austero ciathum aures<br/>invectus vermes negare creditur.</p> <p>Ad calculum ebulum tenerum cum<br/>foliis tritum cum vino<br/>bibatur; calculus pellet.</p> <p>Ad spleñ. ebuli radices coctas usque<br/>ad tertias da bibere, et sanatur.</p> <p>Ad hidropiċ. ebuli radices, sucus<br/>coclearia quattuor</p> |
| <p>8 ma super nervos inposita dolorem<br/>sedat.</p> <p>9 Elelisfascos,<sup>2)</sup> id est, salvia,<br/>ad sanguinis reijectionem</p> <p>10 ad tísicos, ad matricis (cursum), ad<br/>alienosos,<sup>3)</sup> ad genitalium dolores.</p> <p>11 et ad pruriginem circa anum,<sup>4)</sup><br/>in aqua decocta fomentabis.</p> <p>12 Ad lumbricos absentium,<sup>5)</sup> ma-<br/>rubium et lupini mistum</p> <p>13 aequis ponderibus in aqua mulsa<br/>vel in vino austero inposita in<br/>umbilico</p> <p>14 negat<sup>6)</sup> lumbricos.</p> <p>15 Ad pulices coriandrum in aqua<br/>macerabis fortiter et ipsa</p> <p>16 aqua in domo sparge.</p> <p>17 Ad percussum serpentis lilium<br/>tritum et potui dabis</p> <p>18 et illum bulbum tritum super<br/>inpone.</p> | <p>in vin. heminam semel potui datum<br/>validissime proderit; per<br/>anũ. enim omnis humor retrahitur.</p> <p>Ad dolores intestinorum infancium<br/>puledium et cuminum tritum cum<br/>aqua et umbilicum inpositum<br/>continuo sanat.</p> <p>Si cor dolet aut pectus, puledium in<br/>aceto, ciathus duos ieiunus bibet.</p> <p>Ad stomachi dolorem, inflationem<br/>aut intestinorum puledium ex</p>  |

1. d. i. tunsas. 2. d. i. „elelisfacos“ (ἐλελίσφακος). 3. d. i. „lienosos“.  
4. = „anum“. 5. = absinthium. 6. d. i. negat.

- aqua kalida tritum (aut) per se dato<sup>3)</sup> bibat.
- 19 *Ad luxum lilium tritum et inpositum efficaciter sanat.* *Ad hisciam<sup>4)</sup> vel coxarum dolores puledium viridem et papaver aequis ponderibus tritum in balneo perf(r)icabis ubi dolet; mire facit.*
- 20 *Ad rocitudinem<sup>1)</sup> piper tritum in ore tene diutissime et*
- 21 *salivam sorbeat et postea oleo gargarizat, item porri* *Ad tertianas sive quartanas nepeta trita in aqua kalida sub accessione dato bibere.*
- 22 *suco cum pusca gargarizet et oleum in ore teneat, et si* *Ad morsum serpentis herba lingua kanis trita cum vino bibatur; sanat.*
- 23 *in<sup>2)</sup> balneo fuerit, melius erit.* *Ad pituitam poterit: galbano super inpone; cum haesitaverit, non dimittis,*
- 24 *Ad urinae difficultatem sucus de millefolio cum aceto bibatur; sanat.* *nisi cum pituitam exhalat; signum autem mori est, si non haesitaverit.*
- 25 *(Ad) sanguinem fluentem nimium de naribus ruta* *Ad calculum herba saxifric. trita ex vino potui data*
- 26 *mire stringit.* *febricitanti in aqua kalida eodem die sanat.*

1. d. i. „raucitudinem“ = „raucitatem“, anderswo nicht bezeugt, vergl. Wölfflins Archiv VII, 271, wo, statt *papaver*, zu lesen ist *piper*. 2. vor *in* ist ein dittographisches *etsi* wieder ausgewischt. 3. = *datum*. 4. d. i. *ischiam* = „*ischiada*“.





## Beiträge zur älteren Geschichte der Stenographie in Frankreich.<sup>1)</sup>

V. Das erste Lustrum der Stenographie von Bertin (1792—1797).

Von Alfred Junge.

Im Jahre 1792 begann die Stenographie Samuel Taylors ihren Eroberungszug auf dem Festlande Europas damit, daß sie von Théodore Pierre Bertin, der sich bereits durch verschiedene Übersetzungen englischer Werke bekannt gemacht hatte, auf die französische Sprache übertragen wurde. Das Werk Bertins, dessen erste Anzeige sich, soviel festzustellen, im Supplement No. 36 des Jahrgangs 1792 vom „Journal de Paris“ findet, hat folgenden Titel:<sup>2)</sup>

Systeme universel et complet de sténographie ou manière abrégée d'écrire applicable à tous les idiômes et fondée sur des principes si simples et si faciles à saisir, qu'on peut connoitre en un jour les

1. Früher erschienen No. I, II und III im „Archiv für Stenographie“ No. 600 und 601 vom November und Dezember 1895, Seite 162—164, 177—183. No. IV erscheint im laufenden Jahrgange des „Archivs f. St.“ und behandelt die Logographie und die Logotachygraphie (siehe auch oben). 2. Zeibig giebt in seinem Geschichtswerke, 2. Auflage, Seite 252, den Titel der dritten Ausgabe von 1796 als denjenigen der ersten, obwohl er in demselben die Worte: Troisième édition und den dann folgenden weiteren Zusatz mit abdruckt! Die erste Ausgabe von 1792 befindet sich z. B. auf der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

/8



élemens de cet art et se mettre en état, dans très peu de tems, de suivre la parole d'un orateur, inventé par Samuel Taylor, professeur de sténographie à Oxford et dans les universités d'Ecosse et d'Irlande et adapté à la langue française par Théodore Pierre Bertin, traducteur des satyres d'Young et autres ouvrages anglais. Paris, de l'imprimerie de P. Didot l'ainé. 1792.

Für uns deutsche Stenographen hat Bertins System, wie bekannt sein dürfte, ein besonderes Interesse deshalb, weil der Altvater der deutschen Stenographie, Friedrich Mosengeil, dasselbe während der Vorarbeiten zu seinem vor nunmehr hundert Jahren veröffentlichten System kennen lernte und benutzte. Es soll nun nicht Zweck dieser Zeilen sein, Bertins System ausführlich darzulegen oder auf des Erfinders Lebensschicksale des näheren einzugehen.<sup>1)</sup> Dieselben sollen vielmehr nur von einigen bisher wenig oder gar nicht bekannten Thatsachen aus den ersten Jahren des Systems Kunde geben.

Bertin hatte für die Veröffentlichung seines Werkes einen günstigen Zeitpunkt gewählt. Vierzehn Jahre früher war die erste Ausgabe der Tachygraphie von Jean Felicité Coulon de Thévenot erschienen. Mindestens seit 1782 hatte dieser gewandte Propagandist mit allen Kräften für die Verbreitung seines Systemes gewirkt und die Aufmerksamkeit der Pariser auf dasselbe und die Geschwindschrift überhaupt zu lenken sich bemüht. Die große Revolution hatte naturgemäfs das Bedürfnis, eine brauchbare Kurzschrift zur Aufnahme der Verhandlungen der verschiedenen Nationalversammlungen zu besitzen, stärker hervortreten lassen, und da Praktiker der Tachygraphie Coulon de Thévenots anscheinend trotz des fleifsig erteilten Unterrichtes doch nicht vorhanden waren, so hatte man sich bislang mit dem sogenannten logographischen oder logotachygraphischen Verfahren beholfen. Dieses bestand darin, dafs mehrere Schreiber mittels der gewöhnlichen Schrift, einander sich abwechselnd, den Reden zu folgen suchten.

---

1. Vergl. über diese aufser den Angaben in Michaud's Biographie universelle ancienne et moderne etc., Paris 1811—1853, und in der nouvelle biographie générale etc. publiée par F. Didot frères sous la direction de Höfer, Paris 1852—1877, den interessanten Artikel über Bertin in dem Dictionnaire de conversation et de la lecture, Paris und Berlin 1837, der von Breton, dem bekannten Schüler und Freund Bertins, auf den ich weiter unten zu sprechen komme, verfaßt ist.

Unter diesen Verhältnissen trat Bertins System an die Öffentlichkeit und fand deshalb alsbald eine günstige Aufnahme. Bereits im Mai 1792 hatte es an einer höheren Schule der Hauptstadt, dem collège des Grassins, Eingang gefunden und wurde dort von Jean Jérôme Roussel gelehrt. Dieser Roussel war einer der ersten gewesen, der das Bedürfnis nach einem für die Zwecke der parlamentarischen Berichterstattung brauchbaren, die wörtliche Aufnahme der Verhandlungen ermöglichenden Schreibverfahren zu befriedigen versucht hatte. Wir wissen, daß er bereits am 5. Juni 1790 zusammen mit fünf anderen Männern von der Nationalversammlung die Erlaubnis erbeten und erhalten hatte, auf einer besonderen Tribüne die Verhandlungen mittelst der Logographie aufzunehmen. Aus uns unbekanntem Gründen hatte er sich jedoch von diesem Unternehmen bald zurückgezogen und ward nun nach dem Erscheinen des Bertinschen Systemes ein thätiger Anhänger dieses ihm wohl vollkommener erscheinenden Verfahrens. Während Bertin selbst für die Verbreitung seiner Stenographie nur wenig bemüht gewesen zu sein scheint,<sup>1)</sup> versuchte Roussel sehr

1. Als eine auf Bertin selbst zurückzuführende Propagandamaßregel ist mir eigentlich nur die im *Moniteur* (Supplement No. 211 vom 29. Juli 1792) und im *Journal de Paris* (Supplement No. 113 von 1792) abgedruckte Besprechung seines Werkes bekannt. Sie umfaßt im *Moniteur* (großes Folioformat) eine Spalte, trägt in beiden Fällen den Vermerk: *extrait communiqué* und dürfte daher den beiden Blättern durch Bertin zum Abdruck übergeben sein. Sie beginnt mit einer Art historischer Einleitung, in der neben Xenophon, der Aufnahme der Catonischen Reden gegen Catilina, und Tiro auch die bekannte Stelle aus dem Briefe von Molineux an Locke erwähnt und zum Beweise dafür, daß der unglückliche Karl I. von England der Schnellschrift kundig war und sich mit derselben im Gefängnis beschäftigte, auf dessen Briefe No. 111, 118 und 120 hingewiesen wird. Nach der Behauptung, daß Taylors System in England am meisten verbreitet sei, werden die Vorteile, die die Stenographie bietet, näher geschildert. Es heißt: „Die Männer der Wissenschaft werden in ihr eine Erleichterung gegen den ermüdenden Mechanismus der gewöhnlichen Schrift finden, reiche Leute eine nützliche Erholung, Personen, die den Beruf des Barreau erwählt haben, ein promptes und unfehlbares Mittel, um die Argumente ihrer Gegner, die Erklärungen der Angeklagten und die Aussagen der Zeugen festzuhalten. Diejenigen, die den Vorlesungen folgen oder Auszüge aus den Bibliotheken machen, werden ihr große Unterstützung verdanken, ebenso der Handel und die Finanz. Freunde werden durch sie für ihre Korrespondenz ein leichtes Mittel erhalten, sich ihre

bald, auch die Volksvertretung für die neue Erfindung zu interessieren, indem er ihr dieselbe vorlegte.<sup>1)</sup> In der Sitzung vom 25. Mai 1792 erschien er an der Barre des Saales, in dem die Nationalversammlung tagte, teilte mit, dafs er mit Erfolg „ein System der Stenographie nach Taylor“ lehre, und übergab eine Petition nebst stenographisch geschriebenen Schriftstücken der Versammlung. Der Wortlaut der ersteren, die von einem der Sekretäre verlesen wurde, ist uns erhalten und in den Archives parlementaires de 1787—1860, recueil complet des débats législatifs et politiques des chambres françaises etc. sous la direction de J. Mavidal et E. Laurent (série I, Bd. 45, S. 577, 578) wiedergegeben. Dieselbe ist nach Stil und Inhalt charakteristisch genug, um sie hier wörtlich in Übersetzung mitzuteilen:

„Meine Herren! Das geschriebene Wort giebt nur das mit einer verzweifelten Langsamkeit gesprochene Wort wieder; es fällt uns dies umsomehr lästig, als wir mehr als je die Zeit schätzen, aus der sich unser Leben zusammensetzt. Glücklicherweise bereichert man soeben die Wissenschaft mit einem System der Stenographie, das der französischen Sprache nach dem Werke und den Prinzipien von Samuel Taylor, diesem berühmten englischen Stenographen, angepaßt ist, der in seinem Vaterlande die Kunst, das Wort, so schnell als es gesprochen wird, zu malen, zur Vollendung gebracht hat. Die zwei wesentlichen Punkte seines Systems bestehen darin, die mittleren Vokale aller Wörter wegzulassen und sich zur Darstellung aller Buchstabenverbindungen äußerst kleiner und verbindungsfähiger Zeichen zu bedienen. Die Schnelligkeit des geistvollen Verfahrens von Taylor wird Sie, meine Herren, lebhaft interessieren, und ich zweifle nicht, dafs Sie von den Vorteilen dieses neuen und vollendeten Mittels durchdrungen sein werden. Ich lehre schon, meine Herren, und ich

---

Gedanken mitzuteilen, Liebende ihre geheimsten Empfindungen. Man mufs doch zugeben, dafs das Studium der Stenographie von unbedingtem Nutzen ist und dafs dieselbe die Ergänzung einer sorgfältigen Erziehung bilden mufs“. Die weiter folgende Behauptung, dafs Bertins Stenographie achtmal kürzer sei als die gewöhnliche Schrift, und dafs man mittelst derselben in einem Tage ein Buch von vierhundert Oktavseiten kopieren könne, dürfte der Wahrheit nicht ganz entsprechen. Der Artikel schliesst mit der Angabe der Adresse, bei der das Werk zu kaufen ist.

1. Dies war damals nichts Ungewöhnliches. Vor ihm hatte F. E. Guiraut aus Bordeaux in der Sitzung vom 29. Januar 1792 dasselbe mit dem von ihm angeblich erfundenen logotachygraphischen Verfahren, das übrigens dem logographischen auf ein Haar glich, gethan, und beiden folgte einige Zeit später Coulon de Thévenot.

wage zu sagen, mit Erfolg diese wirklich neue Wissenschaft. Ich halte einen Unterrichtskursus in derselben in einer der Schulen der Hauptstadt ab, deren Lehrer und Vorsteher es sich zum Ruhme anrechnen, sich unter ihre Schüler zu mischen, um mit ihnen über den Vorteil der Aneignung dieser Kunst zu disputieren, und ich würde Ihnen mehr als einen Schüler jedes Geschlechts vorführen können, dessen schnelle Fortschritte die Vorzüglichkeit dieser Methode zu beweisen vermöchten. Diese neue Kunst wird eines der größten Gebiete der nationalen Erziehung werden, wenn Sie, meine Herren, diese Wissenschaft begünstigen wollen, und, getragen von dem Wunsche, allenthalben ihre Anwendung zu befördern und ihre Praxis und kostbaren Vorteile zu verbreiten, bittet ihr Lehrer Sie inständig, einen ermutigenden Blick auf diese Arbeiten und Bemühungen zu werfen. Hier ist, meine Herren, ein durch Herrn Leclerc, einen meiner Schüler, nach dem System von Taylor auf Pergament stenographiertes Werk. Es ist die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. Ich habe von meiner Hand ein kurzes Beispiel der Stenographie in der Anwendung der neuen Kunst auf die lateinische und französische Sprache hinzugefügt. Geruhen Sie die Widmung derselben anzunehmen. Die Nationalversammlung wird darin einen fühlbaren Beweis der dreifachen Ersparnis der Zeit, des Raumes und des Stoffes sehen. Im Schoße der Vertreter der Nation weihe ich ihr meine Talente und mein Leben. Alles, was dem Vaterlande gehört, gehört auch uns. Möge alles, was uns gehört, auch dem Vaterlande gehören.“

Diese großartige Erklärung wurde von der Nationalversammlung günstig aufgenommen. Man bewilligte Roussel „die Ehre der Sitzung“, d. h. er durfte auf der Tribüne der Petitionäre der Sitzung beiwohnen, und auf Antrag eines Abgeordneten wurde eine ehrenvolle Erwähnung seiner Petition im Sitzungsberichte, im übrigen aber die Überweisung derselben an das Komitee des öffentlichen Unterrichtes beschlossen. Ob Roussels Schritt für Bertins Stenographie irgendwelche günstige Folgen hatte, wissen wir nicht, ebensowenig, ob die übergebenen Schriftstücke noch vorhanden sind. Möglich wäre es, daß dieselben vielleicht in der Bibliothek des corps législatif aufbewahrt würden. Offenbar kam es Roussel nur darauf an, auf Bertins System und besonders auf den von ihm erteilten Unterricht aufmerksam zu machen. Er liefs es denn auch bei diesem Schritt nicht bewenden. Denn als er bald darauf einen neuen Kursus begann, wufste er sich Zutritt zu der sechsundachtzigsten Sitzung des Komitees des öffentlichen Unterrichtes, die am 4. Juli 1792 stattfand, zu verschaffen, um die Komiteemitglieder zur Teilnahme an der Eröffnung des Unterrichtes feierlichst einzuladen. Auch hier fanden seine Bestrebungen wohlwollendes Entgegenkommen. Der Präsident

dankte ihm im Namen des Komitees für die Einladung und versprach, sein Unternehmen thunlichst zu unterstützen.<sup>1)</sup> — Im Jahre 1894 ging die den französischen Tagesblättern, leider ohne deren Quelle anzugeben, entnommene Nachricht durch die stenographischen Zeitungen,<sup>2)</sup> dafs sich 1792 ein Pariser an den Gemeinderat mit der Bitte gewendet habe, man möge ihm die Empfängniskirche<sup>3)</sup> zur Abhaltung eines unentgeltlichen stenographischen Unterrichtskursus überlassen, und dafs der berüchtigte Revolutionsmann Jacques René Hébert in der Gemeinderatssitzung vom 5. Oktober desselben Jahres dieses Gesuch des citoyen sténographe mit der Bemerkung befürwortet habe: „Es ist nützlich und wichtig, dieses Talent zu ermutigen, denn die Tagesschriftsteller sind es, die über die öffentliche Meinung entscheiden“. Der Name des Bittstellers war nicht genannt. Wir vermögen aber nachzuweisen, dafs es sich auch hier um einen Kursus Roussels handelte. Coulon de Thévenot fügte der 1794 erschienenen Ausgabe seiner *L'art d'écrire aussi vite qu'on parle ou la tachygraphie française dégagée de toute équivoque etc.* auf vier Seiten ein Verzeichnis seiner Anhänger bei und druckte zugleich eine Reihe Briefe von Schülern ab, die Lobeserhebungen seiner Tachygraphie enthielten. Darunter befindet sich nun auch das Schreiben eines gewissen Vélaine, employé à l'agence nationale de la Navigation, das Nachrichten über einen von Roussel in der Empfängniskirche abgehaltenen Unterrichtskursus enthält, gleichzeitig aber auch den Charakter desselben in wenig vorteilhaftem Lichte erscheinen läfst. Der aus Paris vom 1. brumaire des Jahres III der frz. Republik datierte Brief lautet:

„Immer bemüht, mich zu unterrichten, ergriff ich begierig die sich vor etwa achtzehn Monaten darbietende Gelegenheit, einem öffentlichen Unterrichtskursus beizuwohnen, der in der Empfängniskirche abgehalten wurde und in dem eine Geschwindschriftmethode vorgeführt werden sollte, die, so sagte man, derjenigen des Bürgers Coulon unendlich überlegen sei. Diese Methode war diejenige des Engländers Samuel Taylor, die der Bürger Bertin, der sie Stenographie nennt, der französischen Sprache angepafst hat und die ein gewisser Roussel, in der Section der Tuileries wohnhaft, ein gewandter Charlatan, der

1. Collection des documents inédits sur l'histoire de France publiés par les soins du Ministre de l'instruction publique. Procès-verbaux du comité d'instruction publique de l'Assemblée législative par M. J. Guillaume. Paris 1889, S. 345. 2. cf. z. B. Magazin für Stenographie 1894, S. 103. 3. église de l'Assomption, nicht: Gefängniskirche, wie das Magazin schreibt.

Leiter dieses Kursus, auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht zu haben behauptete. Dieser Roussel, ein ebenso großer Spitzbube wie Charlatan, beendete seinen Unterrichtskursus in der Stenographie damit, daß er den Kaufpreis einer großen Anzahl von Subskriptionen auf sein Werk, das im Laufe des Dezember 1792 erscheinen sollte und bis heute noch nicht erschienen ist, einstrich. Ich habe mir in meinem Taschenbuch das Anerkenntnis meiner Subskription aufgehoben.“

Das Ende dieses stenographischen Kursus, dessen in der Bezahlung des Lehrbuches bestehende „Unentgeltlichkeit“ uns fast modern anmutet, war also für seine Teilnehmer recht unangenehm. Daß Roussel auch sonst unzuverlässig war, darauf deutet weiter der Umstand hin, daß der oben erwähnte Guiraut in seiner Petition vom 29. Januar 1792 ihm vorwarf, er habe das logotachygraphische Verfahren, dessen Geheimnis er ihm anvertraut habe, unberechtigterweise auf der ihm und seinen Genossen bewilligten Tribüne angewendet. Und ähnlich wie an Guiraut scheint Roussel an Bertin gehandelt zu haben, indem er sich völlig grundlos den Ruhm der Erfindung oder wenigstens der Vervollkommnung der Stenographie Bertins anzueignen suchte. Jedenfalls ist es auffällig, daß er in seiner ganzen oben wiedergegebenen Petition Bertins Namen nirgends erwähnt, und offenbar bezieht sich auch eine Anzeige Bertins, die sich in No. 279 des *Moniteur* vom 5. Oktober 1792 (also dem Tage, an dem Roussels Petition im Pariser Gemeinderat verhandelt wurde) befindet, auf niemand anders als auf Roussel. Dieselbe lautet:

„Seit der Veröffentlichung des *Système universel et complet de sténographie ou manière abrégée d'écrire inventée par Samuel Taylor anglais et adoptée à la langue française par Théodore Pierre Bertin* haben es Personen unternommen, einen Unterrichtskursus in dieser Kunst abzuhalten, obwohl nachgewiesen ist, daß das einfache Durchlesen des Werkes genügt, um es vollständig kennen zu lernen. Indem sie durchaus eine „*affaire d'intérêt*“ aus diesem neuen Verfahren machen wollen, dessen Verdienst sie sich anzueignen versucht haben, behaupten sie, die Klarheit und Einfachheit der Prinzipien, auf denen es aufgebaut ist, zu vergrößern und verbergen so ihr Plagiat unter dem Schleier einer chimärischen Vollendung. Man hofft, daß das Publikum sich durch die gebrauchte List, die mit allen Fehlern des Plagiats den Nachteil verbindet, der Kunst zu schaden, nicht täuschen lassen wird. Das System der Stenographie von Théodore Pierre Bertin, von dem noch fast 100 Exemplare vorhanden sind, und das all den Erfolg gehabt hat, den man von den Vorteilen erhoffen mußte, die es den Wissenschaften, dem Handel und den Armeen bietet, wird für 6 livres für Paris und 6 livres 10 sous für die Departements franco bei dem Autor rue de la Sonnerie au coin du quai de la Mégisserie, maison de M. Gentil verkauft“

Nach dieser Zeit hören wir von Roussel nichts mehr. Die Ausbreitung der „Stenographie“ — man verstand unter dieser Bezeichnung ausschließlich das System Bertins im Gegensatz zur „Tachygraphie“ des citoyen Coulon — muß aber trotz der aufgeregten Zeiten doch Fortschritte gemacht haben, denn wir sind des näheren darüber unterrichtet, daß zwei Jahre später, Ende 1794, bereits Praktiker desselben vorhanden waren, die die erste, im amtlichen Auftrage erfolgende stenographische Aufnahme von Verhandlungen ausführen konnten. Um für ganz Frankreich eine einheitliche Unterrichtsmethode zu schaffen, beschloß die Nationalversammlung am 9. brumaire des Jahres III der Republik (dem 30. Oktober 1794), in Paris eine Normalschule zu errichten, in der erwachsene, nicht unter 21 Jahre alte Franzosen aus allen Departements von den bedeutendsten Gelehrten in der Kunst, in den einzelnen Fächern des Wissens Unterricht zu erteilen, unterwiesen werden sollten. Die Dauer des Kursus war auf drei bis vier Monate berechnet, und nach seinem Schlusse sollten die Schüler in ihre Heimat zurückkehren und dort ihrerseits Kurse für diejenigen eröffnen, die sich dem Lehrerberufe widmen wollten. Der Unterricht in der Normalschule sollte nicht bloß kostenlos sein, sondern jeder Schüler auch noch 1200 Franken aus Staatsmitteln erhalten. Das Komitee des öffentlichen Unterrichts wurde mit der Ausarbeitung eines genauen Planes für den Unterricht betraut (Moniteur an III, No. 42). Das Verzeichnis der in der Sitzung vom 19. brumaire gewählten Lehrer wies die glänzendsten Namen des damaligen gelehrten Paris auf. Zu denselben gehörten: Lagrange, Charles Bonnat, Bertholet, Garat, Bernardin de Saint-Pierre, Daubenton, Häuy, Volney, Sicard, Monge, Thouin, Hallé, Laharpe und Laplace. Der arrêté des représentants du Peuple près les écoles normales du 24 nivôse, l'an III de la République française une et indivisible, der sich in der No. 122 des Moniteur vorfindet und den E. Guénin in seinem Aufsätze: *La sténographie à l'école normale* wörtlich wiedergiebt,<sup>1)</sup> besteht aus einer längeren Auseinandersetzung über die Zwecke der Normalschule und die zu deren Erreichung in Aussicht genommenen Mittel und aus einem zehn Paragraphen umfassenden Reglement. Die uns interessierenden Stellen sind folgende:

„Es entstand in dem Schoße der Nationalversammlung die Absicht, dem französischen Volke ein Unterrichtssystem, würdig seiner neuen Bestimmungen,

---

1. Revue de sténographie 1884, No. 5.

zu geben; aber die Lehrer und Professoren zur Ausführung eines so großartigen Planes fehlten. Die Versammlung hat nun solche Lehrkräfte für die Ausdehnung der ganzen Republik ausbilden wollen. Das ist der Zweck der Einrichtung der Normalschulen . . . In den anderen Schulen läßt das, was die Lehrer vortragen, nur Spuren in dem Gedächtnis der Hörer zurück. Und dieselben können schlecht hören und schlecht verstehen, ihr Gedächtnis vermag das Gehörte nur unvollkommen und unvollständig zu behalten. Man hat nun gewollt, daß in den Normalschulen dasjenige, was beim Anhören der Vorträge nicht gut hat verstanden oder behalten werden können, verstanden werden kann, indem man sie liest . . . Man hat gewollt, daß die Aufklärung, die in die Normalschulen getragen wird und die dort geschaffen wird, nicht auf dieselben beschränkt bleibt, daß sie vielmehr fast in demselben Augenblick über alle anderen Schulen und über ganz Frankreich verbreitet werde. Nachstehend folgen nun die sehr einfachen Vorschriften, welche das Komitee des öffentlichen Unterrichtes anwenden zu müssen geglaubt hat, um alle diese Wirkungen zu erzielen: Stenographen, d. h. Leute, die so schnell schreiben, als man spricht, werden in den Normalschulen angestellt, und alles dort Gesprochene wird aufgenommen werden, um gedruckt und in einer Zeitschrift veröffentlicht zu werden. In einer ersten Sitzung werden die Lehrer allein sprechen; in der nächsten Sitzung derselben Kurse wird man dieselben Gegenstände behandeln und alle Schüler werden reden können. Das stenographische Journal wird ihnen ein oder zwei Tage zuvor das, was die Lehrer in der vorhergehenden Sitzung vorgetragen haben, vor die Augen gebracht haben“.

Das folgende Reglement enthält die Bestimmungen über die Dauer des Unterrichtes, die zu behandelnden Fächer und ähnliches, sowie in seinem letzten Paragraphen nachstehende uns besonders interessierende Bestimmung: „Die Vorlesungen, die Debatten und die Beratungen der Normalschulen werden in einem stenographischen Journal gesammelt; dieses Journal wird an die Mitglieder der Nationalversammlung, an die Lehrer und Schüler der Normalschulen verteilt und den Distriktsverwaltungen der Republik, ihren Ministern, Konsulen und Agenten zugesandt werden“. Am 1. pluviöse (dem 20. Januar 1795) wurde das neue Institut mit einem Vortrage des berühmten Laplace in feierlicher Sitzung eröffnet. Die Begeisterung hielt aber nicht lange vor. Bereits in der Sitzung vom 27. germinal (dem 16. April 1795) wurden Stimmen laut, die über die Einrichtung und die Schüler sehr abfällig urteilten, den beabsichtigten Zweck für vollständig verfehlt erklärten und die Auflösung der Anstalt forderten. Der Abgeordnete Romme behauptete, die Normalschule sei der organisierte Charlatanismus, während andere angaben, der Misserfolg rühre daher, daß die meisten Schüler



nicht die erforderliche Vorbildung besäßen, um den Vorträgen folgen zu können, und dafs viele von ihnen die Sitzungen überhaupt nicht besuchten, angeblich weil zu wenig Raum für die Hörer vorhanden sei. In der Sitzung vom 7. floreal (dem 26. April 1795) wurde nach einem eingehenden Bericht des Mitgliedes der Unterrichtskommission Lacanal daher der Beschlufs gefafst, die Normalschule am 30. desselben Monats zu schliessen.

Wie schon erwähnt, waren es Anhänger Bertins, die mit den stenographischen Arbeiten beauftragt wurden. Nach der Angabe Coulon de Thévenots in der 1795 erschienenen Ausgabe seiner Tachygraphie nahmen drei die Verhandlungen auf, während ein vierter die Namen niederzuschreiben hatte. Den Nâchforschungen E. Guénins verdanken wir die Namen von zweien dieser ersten französischen Praktiker. Der eine war der bereits genannte und auch noch später zu erwähnende J. B. Breton,<sup>1)</sup> einer der berühmtesten Stenographen Frankreichs. Wie Guénin aus der von Breton selbst geschriebenen Vorrede zu den von ihm veröffentlichten *Débats relatifs à un faux quaterne, de la somme de 814200 fr. réunis par le citoyen Breton, sténographe, Paris, an VII de la République* mitteilt, hatte Breton erst acht bis zehn Monate Übung hinter sich und war kaum siebzehn Jahr alt. Der andere Stenograph, dessen Namen Guénin nachweist, war Théodore Lorin, der damals neunzehn Jahr alt, später Lehrer der Stenographie am Lyceum zu Rheims war.<sup>2)</sup> Das stenographische Journal, das die Verhandlungen der Normalschule veröffentlichen sollte, wurde in derselben Nummer des *Moniteur*, die den oben besprochenen Beschlufs der Nationalversammlung enthält, angekündigt. Es führt den Titel: *Journal de l'École normale*

- 
1. Breton, mit seinem vollen Namen Breton de la Martinière, starb am 7. Januar 1852. Er hat ein halbes Jahrhundert hindurch die stenographische Praxis ausgeübt, übrigens auch eine große Anzahl von litterarischen Werken, namentlich Reisebeschreibungen, hinterlassen. Vergl. über ihn Anders, Entwurf u. s. w. S. 30, und Zeibig, Geschichte und Litteratur, S. 105. Zu den Schülern Bretons gehörten auch der Oberstlieutenant Danzer, der 1800 ein deutsches System herausgab (vergl. sein Lehrbuch von 1800, S. XII), dagegen wird als ein unmittelbarer Schüler Bertins Christian Streber bezeichnet (Anders, Entwurf, S. 52; Faulmann, Geschichte und Litteratur der Stenographie, S. 70).
  2. Lorin geboren am 21. Oktober 1775 zu Saint-Quentin, starb 1857 zu Soissons. Er war später Sekretär bei Pougens und widmete sich ganz litterarischen Arbeiten.

rédigé sur des notes sténographiques par les professeurs de cette école. Dasselbe sollte nach der Anzeige in der Stärke von wenigstens einem Bogen täglich erscheinen und wurde von L. Reynier verlegt. Es wurde später übrigens in Buchform und zwar mehrere Male herausgegeben.<sup>1)</sup>

Die Leistungen dieser ersten französischen Praktiker scheinen freilich nicht hervorragend gewesen zu sein. Wenigstens teilt Blanc in dem discours préliminaire (S. LVI) zu seiner 1801 erschienenen Okygraphie<sup>2)</sup> mit, daß der Abbé Sicard, der berühmte Taubstummenlehrer, der sich für die Kurzschrift sehr interessierte, in einem von A. Pront in seinem Werke: *Éléments d'une typographie etc.*<sup>3)</sup> abgedruckten Berichte über die Okygraphie sage, daß er die Professoren an der Normalschule über die Leistungen der Stenographen befragt und von ihnen die Antwort erhalten habe, daß die Nachschriften derselben sehr mangelhaft und voll Dunkelheiten und Zweideutigkeiten gewesen seien. Daß übrigens diese Unvollkommenheiten lediglich in der mangelnden praktischen Erfahrung der jungen Stenographen ihren Grund hatten, ergibt sich schon aus dem Umstande, daß nur wenige Jahre später namentlich Breton glänzende praktische Leistungen aufweisen konnte, von denen noch die Rede sein wird.

Ende des Jahres 1794 konnte Bertin bereits die zweite Auflage seines Lehrbuches erscheinen lassen. Dieselbe findet sich in der Nummer des Journal de Paris vom 30. Dezember 1794 und in derjenigen des Moniteur vom 31. Januar 1795 angekündigt, und hat den Titel: *Système universel et complet de Sténographie ou manière abrégée d'écrire, applicable à tous les idiômes, et fondée sur des principes si simples et si faciles à saisir, qu'on peut connaître en un jour les élémens de cet*

---

1. Eugène Hatin (*Bibliographie historique et critique de la presse périodique française*) fand in der Bibliothek zu Neufchatel: *Séances des écoles normales, recueillies par des sténographes et revues par les professeurs. Ans 3—6, 9 Bände in 8<sup>o</sup>, und Guénin führt dasselbe Werk unter folgendem etwas abweichenden Titel an: Les écoles normales. Livre national. Séances des écoles normales recueillies par des sténographes et revues par les professeurs, nouvelle édition. Paris, à l'imprimerie du cercle social, 1800, an IX de la République française. Ein Exemplar dieses Werkes befindet sich auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin.*

2. Der genaue Titel findet sich bei Zeibig, *Geschichte und Litteratur der Geschwindschreibekunst*, 2. Aufl., auf S. 253.

3. Vergl. Zeibig a. a. O. S. 252; eine eingehende Besprechung von Pronts Werk befindet sich in der Nummer 252 des Jahres VII des Moniteur.

art, et se mettre en état dans très-peu de tems, de suivre la parole d'un orateur; inventé par Samuel Taylor, professeur de Sténographie, à Oxford et dans les universités d'Écosse et d'Irlande et adopté à la langue française, par Théodore Pierre Bertin, traducteur des satyres d'Young et autres ouvrages anglais; deuxième édition revue et augmentée de deux<sup>1)</sup> planches, dont l'une présente un Index d'adversaria, ou de répertoire littéraire plus avantageux que celui de Locke, avec lequel il est comparé. — A Paris, de l'imprimerie de P. Didot l'aîné. 8°. 106 Seiten.

Die dritte Ausgabe, deren Titel Zeibig a. a. O. richtig wiedergiebt, erschien bereits 1796. Auch sie findet sich in dem Journal de Paris angezeigt und zwar in der Nummer vom 4. August 1796. Aus dieser Anzeige ist die am Schlusse befindliche Bemerkung hervorzuheben, daß das Werk auch in Provins, in der Landschaft Brie, bei der Schwester Bertins käuflich zu haben sei. Eine Besprechung dieser Ausgabe enthält das Journal de Paris in der Nummer 47 vom 17. Dezember 1796. Es werden zuerst kurz die Mittel aufgeführt, deren sich Bertin zur Erreichung seines Zieles bedient. Auch findet sich hier die Behauptung wiederholt, daß Bertins System eine acht mal gröfsere Geschwindigkeit als die gewöhnliche Schrift gewährleiste. Dann heifst es weiter:

„Den Beweis für diese Behauptung (der ungewöhnlichen Vorteile, die die Stenographie bietet) liefert das Vorhandensein des Journals der Normal-schulen, deren Sitzungen stenographisch aufgenommen worden sind, und der Vorteil, den verschiedene Minister aus der Anwendung der Stenographie in ihren Bureaus ziehen. Der Nutzen, den diese Methode den Leuten der Wissenschaften, den Personen, die Anzüge in den Bibliotheken machen, wie denen, die den Verhandlungen der Gerichte und der gesetzgebenden Versammlungen folgen, bietet, läfst nicht daran zweifeln, daß das Studium dieser wahrhaft nützlichen Kunst sich in Frankreich in allen Klassen der Gesellschaft verbreiten wird“.

Auch aus dieser Nachricht vermögen wir zu erkennen, ein wie bedeutendes Anwendungsgebiet sich die Kurzschrift in jener Zeit, wenigstens in Paris, zu erobern verstanden hatte.<sup>2)</sup>

Um dieselbe Zeit begann Bertin die Herausgabe eines zum Übungsbuch für seine Schüler bestimmten Werkchens, über das bis heute so gut wie gar keine näheren Nachrichten in der stenographischen

---

1. Der Moniteur sagt unerklärlicherweise: vingt-quatre. 2. Die vierte und letzte Ausgabe des Bertinschen Werkes erschien 1803 im Jahre XII der Republik.

Litteratur vorhanden sind. Es ist dies die Übertragung der berühmten Fabeln von de Lafontaine in seine Stenographie, übrigens, um es gleich hier zu sagen, wohl die am schönsten und elegantesten ausgestattete Übertragung, die jemals erschienen ist.<sup>1)</sup>

In dem Supplement No. 52 zur No. 307 des Journal de Paris vom 7. Thermidor des Jahres III (dem 25. Juli 1795) treffen wir auf die erste Nachricht von dem Werkchen. Es wird dort angekündigt, daß Bertin gegenwärtig die Fabeln von Lafontaine in stenographischen Charakteren in Kupfer stechen lasse, daß das gesamte Werk, ein alphabetisches Register eingeschlossen, höchstens 48 Seiten in 16<sup>o</sup> umfassen und in zwölf Lieferungen, jede ein Buch der Fabeln enthaltend, erscheinen werde. Es würde in zwei Ausgaben auf Velin und auf feinem Papier gedruckt werden. Der Preis werde später angekündigt werden und die Abzüge werde man nach der Reihenfolge der Subskriptionen liefern.

Leider ist es Bertin anscheinend nicht möglich gewesen, sein Unternehmen zu vollenden. — In der No. 153 desselben Blattes vom 3. ventôse des Jahres IV (dem 22. Februar 1796) wurde das Erscheinen der ersten Lieferung angezeigt. Sie kostete in der besseren Ausgabe, von der hundertundfünfundzwanzig numerierte Exemplare abgezogen wurden, 6 livres, in der anderen 3 livres oder 300 livres, das ganze Werk 48, bzw. 24 oder 2500 livres.<sup>2)</sup> Eine Anzeige der ersten und zweiten Lieferung finden wir in der Nummer 58 des Moniteur vom 28. brumaire des Jahres VI (dem 18. November 1797) und diejenige der dritten in demselben Blatte, in der Nummer 164 vom 14. ventôse des Jahres VII. Das Erscheinen der vierten Lieferung wurde zwar

---

1. Anders behauptet in seinem Entwurf einer allgemeinen Geschichte und Litteratur der Stenographie (S. 32), daß auch noch andere Werke wie J. J. Rousseaus *Émile*, J. Racines und J. B. Molières Theater, Bernards Kunst zu lieben, Bernardin de Saint-Pierres Paul und Virginie, eine Übersetzung des Virgil u. s. w. in stenographischen Übertragungen erschienen seien. Dies ist jedoch ein Irrtum, der sich offenbar auf die Angabe Bertins in der Introduction zur vierten Ausgabe seines Werkes (S. 43) gründet, daß er diese Werke und die Fabeln von de Lafontaine kopiert habe. 2. Die großen Beträge von 300 und 2500 livres beziehen sich auf die Zahlung mit Papiergeld, den berüchtigten Assignaten, die damals schon so sehr entwertet waren, daß 100 livres in ihnen etwa 1 livre baren Geldes gleich kamen.

in der vierten Ausgabe des Bertinschen Werkes vom Jahre 1803 (S. VII) in Aussicht gestellt, dieselbe hat aber in Wirklichkeit die Presse wohl niemals verlassen. In dem auf der Großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe vorhandenen Exemplar unseres Werkchens,<sup>1)</sup> das aus der Bibliothek des berühmten Diplomaten Johann Ludwig Klüber stammt, fehlen nämlich die Seiten 37—48, und an deren Stelle findet sich auf einem Blatte die „Note“: „die IV<sup>me</sup> livraison ist nicht erschienen, nach Herrn Bertins mündlicher Versicherung“. Es ist dies um so verwunderlicher, als das Exemplar noch die Seiten 49—60, also die fünfte Lieferung enthält. Ob weitere Lieferungen erschienen sind, vermag ich nicht festzustellen. Es ist aber wenig wahrscheinlich, da Klüber, der in seiner 1809 erschienenen Kryptographik auch die Geschwindschreibekunst ziemlich ausführlich behandelt,<sup>2)</sup> sicher sich auch die weiteren Lieferungen verschafft oder mindestens das Fehlen derselben in seinem Exemplare vermerkt haben würde.

Die vorhandene Übertragung umfaßt Buch 1—3 der Fabeln vollständig, von Buch 4 Fabel 1—11, von Buch 5 Fabel 10 bis zu Ende, von Buch 6 Fabel 1—21. Es fehlt somit, da die gesamten Fabeln zwölf Bücher umfassen, fast die Hälfte des Ganzen. Das Format ist 16<sup>o</sup>, das Buch ist vollständig in Kupfer gestochen und auf ganz starkem Kupferdruckpapier äußerst sauber gedruckt. Dem Titel vorgesetzt ist ein Blatt, auf dem sich ein Medaillonporträt Lafontaines befindet, das nach einem Bilde H. Rigaulds von J. P. M. Dupréel gestochen ist und 28 mm in der Höhe und 22 mm in der Breite mißt. Über und unter dem Bilde befinden sich je zwei Zeilen stenographischer Schrift. Das Titelblatt trägt zunächst den Titel in stenographischer Schrift. Unter demselben befindet sich eine Vignette, die auf einer mit Guirlanden geschmückten Konsole eine brennende antike Lampe darstellt. Darunter folgen in Stenographie die Worte: première partie und in Druckschrift:

1. Aufser ihm ist mir trotz vielfacher Nachforschungen nur noch ein Exemplar auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar bekannt geworden, das indessen nur die Seiten 1—24, also wohl die beiden ersten Lieferungen enthält. 2. Klüber erwähnt hier (Bibliographie S. 14) neben der Sammlung der Gedichte von der Mad. Coulon: „Auch Th. P. Bertin hat zu Paris die Fabeln von Lafontaine stenographisch in Kupfer stechen lassen, in fünf Lieferungen, 1796 uff. 8<sup>o</sup>“. (D. Herausg.)

Paris. Chez T. P. Bertin, éditeur et Libraire. Der Wortlaut des Titels ist nach der Lesung von Dr. Johnen: „Fables choisies mis en vers par Jean de Lafontaine“. Der Titel befindet sich in gewöhnlicher Druckschrift auf den Umschlägen der einzelnen Lieferungen, die dem Karlsruher Exemplar beigegeben sind. Er lautet dort: Fables de La Fontaine, gravées en caractères sténographiques, et ornées du portrait de l'auteur, et de vignettes représentant les attributs de la célérité. A Paris, chez T. P. Bertin, éditeur et libraire, rue de la Sonnerie



Titelblatt der Fabeln Lafontaines von Bertin.

No. 1, où se trouve le Système de Sténographie. Seite 2 enthält in gewöhnlicher Schrift, aber auch gestochen, ein: Lectori überschriebenes Citat aus Horaz L. I, E. III:

Non tibi parvum ingenium non incultum est?

Der Text selbst ist auf das geschmackvollste durch allerliebste erfundene Vignetten verziert, die am Anfang und am Schluss eines Buches angebracht sind, und zwar befindet sich am Beginn eines jeden eine zierliche Rosenguirlande mit verschlungenen Bändern, die die betreffende Seite des Textes umrahmt, während am Schlusse der Bücher die sinnbildlichen Darstellungen der Schnelle ihren Platz haben. Am Schluss des ersten ist die Schnelligkeit des Vogelfluges dargestellt. In einem auf Rasen liegenden Neste sitzt ein junger Vogel, auf den

ein anderer zugeflogen kommt. Das Ganze ist von Baumbeschlag reizend umrahmt. Die Vignette am Schluss des nächsten Buches zeigt ein mächtiges Schiff, das die Wellen durchschneidet, und auf seinen geschwellten Segeln die stolzen Worte trägt: „Orbem perlustrat stenographia“ = den Erdkreis durchwandert die Stenographie.<sup>1)</sup> Am Ende des dritten Buches

1. Die stenographischen Zeichen über dem Schiffe bedeuten: „Fin du seconde livre“. Der darüber stehende Text bildet den Schluss der Fabel

sehen wir eine winterliche Scene: ein Knabe, den Kopf mit einer Pelzmütze bedeckt, fährt auf einem von einer Gemse gezogenen Schlitten, dessen Bewegung er mittelst zweier Stachelstöcke unterstützt, während ein zweiter Knabe, auf Schlittschuhen dahingleitend, den Schlitten schiebt. Die Schlußvignette des fünften Buches endlich, die letzte vorhandene, zeigt in einer Waldlandschaft einen von Hunden gehetzten Fuchs.

Die Absicht, die Übertragung in zwei verschiedenen Ausgaben erscheinen zu lassen, gab Bertin schon nach dem Erscheinen der ersten Lieferung auf. Auf dem Umschlage der zweiten teilt er mit, er habe in der Erkenntnis, daß ein Werk, das den Stenographen so nützlich werden solle wie dieses, nicht sorgfältig genug ausgeführt werden könne, sich entschlossen, es nur auf Velinpapier drucken zu lassen. Freilich scheint der Absatz zuerst nicht gar zu groß gewesen zu sein. Denn er fügt hinzu:

„Wir würden gewünscht haben, die Lieferungen dieser Ausgabe, die einzig in ihrer Art ist, schneller aufeinander folgen lassen zu können, aber die Unkosten, die sie verursacht, erfordern mehr Ermutigung, als sie bis jetzt vom Publikum erhalten hat; wir verpflichten uns indessen, an die Vollendung dieses Unternehmens alle Mittel zu wenden, über die wir verfügen können“.

Auch die beiden übrigen uns erhaltenen Umschläge der dritten und



Aus Bertins Fabeln Lafontaines.

„Testament expliqué par Ésope“. Derselbe lautet (am Schlusse jedes Verses steht ein Doppelpunkt): Qui suit les personnes buveuses: La biberonne eut le bétail: La ménagère eut les coiffeuses.: Tel fut l'avis du Phrygien: Alléguant qu'il n'était moyen: Plus sûr pour obliger ces filles: A se défaire de leur bien: Qu'elles se mariaient dans les bonnes familles: Quand on leur verrait de l'argent: Païraient leur mère tout comptant: Ne posséderaient plus les effets de leur père: Ce que disait le testament.: Le peuple s'étonna comme il se pouvait faire: Qu'un homme seul eût plus de sens: Qu'une multitude de gens. — Die zwei Wörter in der ersten Zeile oben rechts heißen wohl „livre deux“. (Anm. d. Herausg.)

fünften Lieferung enthalten Bemerkungen Bertins. So spricht er sich auf dem letzteren über die Vorteile aus, die seine Übertragung der Fabeln dem Schüler bei der Erlernung des Systems gewähre, und fügt hinzu, daß die Vorteile der Stenographie schon hinreichend bekannt seien, so daß unterrichtete Leute nicht mehr zögerten, sie bei der Erziehung ihrer Kinder zu berücksichtigen, und daß er stolz darauf sei, sie in Frankreich eingeführt zu haben. Und auf dem Umschlage der dritten Lieferung erklärt er, eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen, wenn er die beiden Männer, die zuerst seine Erfindung durch Unterrichtserteilung verbreitet hätten, nämlich die Bürger Ygonel und Breton als die geschicktesten Stenographen Frankreichs bezeichne. Besonders der letztere, der die Stenographie zu seinem Berufe erwählt habe, nehme bei den Gerichtshöfen die Plaidoyers der schnellsten und lebhaftesten Redner auf. Seine Wohnung befinde sich in der rue du cherche-midi No. 790.

Von diesen beiden haben wir Breton schon oben als Stenographen an der Normalschule kennen gelernt. Von Ygonel oder richtiger Igonel war bisher nur bekannt, daß Amanti ihm zusammen mit Bertin, Breton und einem gewissen Deshaies seine Übertragung des Taylorschen Systemes auf das Italienische zur Prüfung vorgelegt hat.<sup>1)</sup> Wir erfahren aber aus einer Anzeige in No. 337 des Journal de Paris vom 7. fructidor des Jahres IV (dem 24. August 1796), daß er und Breton am Lycée-des-Arts die Stenographie lehrten. Denn dieselben zeigen an dieser Stelle an, „daß sie am 5. fructidor einen Unterrichtskursus eröffnet haben, der achtzehn Stunden umfassen und an den ungeraden Tagen jeder Dekade (die republikanische zehntägige Woche) abgehalten werde. Preis 12 livres“.

Dafür, daß Anhänger Bertins<sup>2)</sup> Gerichtsverhandlungen stenographisch aufnahmen, sind uns eine Reihe von Zeugnissen bekannt, die zugleich erkennen lassen, daß dieser Zweig der stenographischen Praxis in ganz

1. Faulmann, Geschichte und Litteratur der Stenographie. Wien 1895, S. 136. 2. Bertin selbst ist niemals praktisch als Stenograph thätig gewesen. Vergl. die im Eingang dieser Arbeit angezogene Biographie desselben im dictionnaire de la conversation et de la lecture, die von seinem Freund und Hauptschüler Breton herrührt, der sicher gut unterrichtet war. Die Angabe von Ernst Choullier (im „Archiv f. Stenogr.“ 1878, S. 558), daß Bertin als Stenograph der gesetzgebenden Versammlung angestellt gewesen sei, muß danach als irrig bezeichnet werden.



bedeutendem Umfange, mehr, möchte man fast sagen, als dies jetzt der Fall ist, gepflegt wurde. Die Zeugnisse bestehen in den von den Stenographen auf Grund ihrer Aufnahmen in Buchform veröffentlichten Verhandlungen der großen politischen Prozesse, an denen die letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts in Frankreich, die Zeit des Direktoriums, so reich war. Oben ist bereits einer solchen, von Breton im Jahre VII der Republik stenographisch aufgenommenen Sache Erwähnung gethan worden. Aber auch bereits aus dem Jahre V sind uns derartige von Bertinschen Stenographen aufgenommene und im Druck erschienene Prozeßverhandlungen bekannt. Zwei große politische Prozesse, die ungeheures Aufsehen erregten, waren es, die im Frühling jenes Jahres verhandelt wurden: derjenige gegen La Villeheurnois,<sup>1)</sup> Brotier, Duverne de Presle, Poly und noch achtzehn Angeklagte, und der berühmte Prozeß Baboeuf, auch der des Lagers von Grenelle genannt.

Die erstgenannten hatten eine royalistische Verschwörung geplant. Es war beabsichtigt, sich der Pariser Arsenale und der hervorragendsten öffentlichen Gebäude zu bemächtigen, die Mitglieder des Direktoriums, des Rates der Alten und des Rates der Fünfhundert zu verhaften und dann Ludwig XVIII. als König von Frankreich auszurufen. Ihr Plan wurde verraten, sie selbst verhaftet und als Hochverräter vor das Kriegsgericht der 17. Division gestellt. Der Prozeß begann am 22. ventôse (dem 12. März 1797), und am 18. germinal (dem 7. April) wurde das Urteil gesprochen, durch das zwar die Mehrzahl der Angeklagten freigesprochen, die oben namentlich genannten aber zum Tode verurteilt wurden, eine Strafe freilich, die das Direktorium bereits am folgenden Tage für alle vier in Freiheitsstrafen von verschiedener Dauer umwandelte. Die Verhandlungen dieses Prozesses sind von Stenographen aufgenommen und nachher veröffentlicht worden unter dem Titel: *Débats du procès instruit par le conseil de guerre permanent de la 17<sup>e</sup> division militaire contre les prévenus Brotier, Berthelot de La Villeurnoy et autres, recueillis par des sténographes.* 35 Nos in 8<sup>o</sup>.

Ich habe leider ein Exemplar dieses Berichtes nicht auffinden können. Wir erfahren aber aus der schon erwähnten bei Guénin a. a. O. teilweise wiedergegebenen Vorrede zu den *Débats relatifs à un faux quaterne etc.*, daß einer der bei demselben beteiligten Stenographen der damals fünfzehnjährige Bruder Bretons war. Die Namen der

---

1. Der Name findet sich sehr verschieden geschrieben.

übrigen sind nicht bekannt; dafs es überhaupt mehrere gewesen sein müssen, ergibt sich daraus, dafs nach dem Bericht des *Moniteur* (No. 182 des Jahres V) in der Sitzung vom 29. ventôse der Präsident des Gerichtshofes, als einer der Angeklagten eine Abschrift eines dem Gerichtshofe vorgelegten Schreibens für sich verlangte, dies für überflüssig erklärte, weil die Stenographen über den Brief schon berichten würden.

Weit wichtiger noch, aber auch bedeutend umfangreicher war der zweite Prozeß, der Prozeß Baboeuf. Baboeuf, nach dem von ihm herausgegebenen Blatte, *le tribun de peuple*, vielfach Gracchus genannt, war früher ein Parteigänger Robespierres gewesen und vertrat später in seinem Blatte kommunistische Ideen. Auch er wurde zusammen mit vierundsechzig anderen Personen, unter ihnen der Abgeordnete Drouet, Robert Lindet, der frühere General Rossignol, aber auch mehrere Frauen, des Hochverrats angeklagt, weil er eine Verschwörung gegen die bestehende Staatsverfassung geplant hatte. In der Nacht vom 22. zum 23. floréal des Jahres IV sollte die Erhebung losbrechen, abends zuvor wurden jedoch die Verschwörer, deren Plan durch einen Eingeweihten verraten worden war, sämtlich verhaftet. Verhandelt wurde der Prozeß vor dem *Haute-Cour de justice* zu Vendôme, der durch die Konstitution des Jahres III eingesetzt worden war, um über Attentate gegen die Sicherheit des Staates und über kriminelle Anklagen gegen Deputierte zu entscheiden. Er begann am 2. ventôse des Jahres V (dem 20. Februar 1797), und erst am 5. praerial (dem 24. Mai) wurde das Urteil gesprochen, das Baboeuf<sup>1)</sup> und Darthé zum Tode, sowie eine Anzahl anderer Angeklagten zur Deportation verurteilte. Während dieser Zeit hat der Gerichtshof nicht weniger als sechsundfünfzig Sitzungen abgehalten, von denen sechsundvierzig auf das Verhör der Angeklagten und die Beweisaufnahme entfielen, während die übrigen durch die Plaidoyers des öffentlichen Anklägers, der Angeklagten und Verteidiger, sowie durch das *Resumé* des Vorsitzenden in Anspruch genommen wurden. Oft nahmen die Verhandlungen einen außerordentlich stürmischen Charakter an, da die Angeklagten alles thaten, um den Prozeß in die Länge zu ziehen, mit großer Kühnheit dem Vorsitzenden Gandon und namentlich den öffentlichen Anklägern Viellart und Bailly

---

1. Baboeuf brachte sich nach der Urteilsverkündung mehrere Dolchstiche bei und wurde schon sterbend auf das Schaffot geschleppt.

entgegentraten und diesen oft unerhörte Beleidigungen und Schimpfworte entgeschleuderten, ohne daß es dem Vorsitzenden immer gelungen wäre, sie zu zügeln. Ebenso gehörte es wenigstens in den ersten Wochen des Prozesses zu den regelmäßigen Ereignissen einer jeden Sitzung, daß an ihrem Schlusse die Angeklagten sich unter dem Absingen von Freiheitsliedern aus dem Gerichtssaale zurückzogen.

Auch die Verhandlungen dieses Prozesses wurden stenographisch aufgenommen und dann veröffentlicht. Wir sind hinsichtlich derselben in einer besseren Lage, als dies bezüglich des zuvor erwähnten Prozesses der Fall ist. Denn ein Exemplar dieser Verhandlungen ist auf der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg vorhanden. Das Werk besteht aus sechs Bänden in 8<sup>o</sup>, von denen die ersten drei den Titel führen: *Débats du procès instruit par la Haute-Cour de justice*,<sup>1)</sup> *contre Drouet, Baboeuf, et autres; recueillis par des sténographes*. A Paris, de l'imprimerie nationale (bei Band II und III: à Paris, chez Baudouin, imprimeur du Corps législatif, place du carrouzel, No. 662). Dieselben enthalten das Verzeichnis der beteiligten Beamten, der Geschworenen, der Angeklagten und ihrer Verteidiger und in einhundertundzwei offenbar zunächst einzeln erschienenen Nummern das Verhör der Angeklagten und die Beweisaufnahme bis zum Schlusse der eigentlichen Verhandlung. Band IV ist betitelt: *Discours des accusateurs nationaux, Défenses des accusés, et de leurs défenseurs, faisant suite aux débats du procès instruit contre Drouet, Baboeuf et autres*. Dazu kommen zwei Bände: *Copie des pièces saisies dans le local que Baboeuf occupait lors de son arrestation*. A Paris, de l'imprimerie nationale. Nivôse, an V.

Die Stenographen, die diese große<sup>2)</sup> und gewifs unter den oben berührten Verhältnissen schwierige Arbeit leisteten und zwar gut leisteten, sind die schon erwähnten Igonel und Breton. Am Schlusse einer jeden Sitzung finden wir den Vermerk: *Certifié, Igonel et Breton, sténographes*. Die in dem vierten Bande enthaltenen Plaidoyers scheinen vielfach nicht aufgenommen, sondern nach den Manuskripten der Redner gedruckt worden zu sein. Wenigstens heißt es dort auf S. 362: „Wir bedauern, daß die Stenographen (in der Hoffnung, sich die Manuskripte

---

1. Bei Band II und III den Zusatz: *séante à Vendôme*. 2. Band I enthält 472, Band II 514, Band III 631 Seiten, Band IV umfaßt 378 und 134 Seiten.

zu verschaffen) die Reden der Verteidiger Bürger Lasteuterie und Réal nicht aufgenommen haben“. Übrigens war es gerade die Thätigkeit der Stenographen, die bei Beginn der Zeugenvernehmungen äußerst heftige Proteste der Angeklagten und ihrer Verteidiger, lang ausge-spinnene Debatten und zwei Gerichtsbeschlüsse hervorrief. Da diese Debatten gleichzeitig interessante Streiflichter auf die näheren Umstände werfen, unter denen die Stenographen arbeiteten, so wollen wir dieselben zum Schluß ein wenig näher betrachten.

Die Veranlassung zu den Protesten gab der Artikel 352 des code des délits et des peines, der besagte: der Zeuge giebt seine Aussage mündlich ab, ohne dafs dieselbe niedergeschrieben werden darf. Als nun der erste Zeuge in der Sitzung vom 13. ventôse vernommen werden sollte, berief sich der Verteidiger Réal auf diese Bestimmung. „Ich sehe“, rief er, „an einem offiziellen Platz mit einem fast offiziellen Charakter Stenographen, und doch ist klar, dafs das Gesetz nicht will, dafs die Zeugenaussagen niedergeschrieben werden.“ Er führte dann weiter aus, dafs, da weder die Angeklagten noch der Gerichtshof oder die Geschworenen die Stenographen beauftragt haben könnten, dies notwendigweise von Seiten der Regierung, des Ministers, des Direktoriums geschehen sein müsse, dem es nicht genüge, dafs es seine Kreaturen und Spione als Zeugen in die Verhandlung geschickt habe, das nun auch noch die Geschworenen beeinflussen oder die Angeklagten einschüchtern wolle. „Ich weiß, dafs als Kuriere auf der ganzen Linie von Relais zu Relais sechs Dragoner bereit stehen, die die Briefe erwarten, die ihnen der Gerichtshof giebt, und zweifellos muß man vermuten, dafs die stenographische Übertragung eher im Direktorium angekommen ist, als wir Verteidiger aus unseren spärlichen Notizen die Sitzung des vorhergehenden Tages uns vergegenwärtigen können.“

Dagegen erklärte der öffentliche Ankläger Viellart, dafs, wenn in der Anwesenheit der Stenographen etwas Tadelnswertes liege, er diesen Tadel völlig auf sich nehme. Er habe, seit er öffentlicher Ankläger sei, mit dem Direktorium durchaus keine Verbindung und habe es nur für richtig gehalten, dafs bei einer Sache von der Wichtigkeit der vorliegenden, Stenographen dem gesamten Frankreich die Debatten übermittelten. Die Angeklagten selbst hätten ja die größtmögliche Öffentlichkeit gewünscht. Im übrigen bestehe er nicht auf der Anwesenheit der Stenographen, sondern stelle die Entscheidung hierüber dem Gerichtshofe anheim. Er weise aber darauf hin, dafs in England, wo man

auch das Geschworenengericht habe und dieselbe Prozeßvorschrift bestehe, gleichfalls Stenographen die Zeugenaussagen aufnehmen. So seien z. B. in dem Berichte über den Prozeß des Lord Preston und Sir Acton, den die Constituante habe drucken lassen, als sie die Geschworenengerichte einführen wollte, auch die Zeugenaussagen abgedruckt. Eine Sendung an das Direktorium habe er niemals, weder direkt noch indirekt, abgefertigt. Wenn er von den Stenographen den Sitzungsbericht zugestellt erhalten habe, sende er ihn an Baudouin ab, den er bei seiner letzten Reise nach Paris mit der Herausgabe des stenographischen Journals beauftragt habe. Man möge doch eine so einfache Maßregel nicht verleumden. In seiner ausführlichen Entgegnung wies Réal darauf hin, daß gerade Baudouin der Mann der Regierung sei und er deshalb die Vermutung von sich nicht abweisen könne, daß auch in diesem Falle hinter demselben die Regierung stehe. Wenn auf England Bezug genommen werde, so verlange er ja nur, daß man den Stenographen keine offiziellen Plätze anweise, daß man sie nicht ihr Bureau zu Füßen der Gerichtsschreiber aufschlagen lasse. Nachdem der Gerichtshof über den Antrag Réals, daß die Niederschriften der Stenographen vernichtet und sie selbst gezwungen würden, ihre Thätigkeit aufzugeben, beraten hatte, wurde verkündet, daß der Antrag abgelehnt würde, da die Stenographen keinen offiziellen und gesetzlichen Charakter hätten. Als wenige Minuten später Réal beantragte, daß Viellarts Angaben über sein Verhältnis zu den Stenographen und die Thatsache, daß er die Übertragungen erhalte und nachsehe, in das Protokoll aufgenommen würden, erklärte Viellart, daß er die Übertragungen keineswegs nachsehe und abändere, sondern nur die einzelnen Blätter ordne und beziffere. Was die Plätze der Stenographen angehe, so betrachte er letztere als seine Sekretäre und gebe ihnen die Plätze, die er diesen anweisen würde. Das Recht, sich solche zu halten und sie mitzubringen, werde ihm wohl niemand absprechen wollen.

Damit war die Angelegenheit zunächst erledigt. Die Angeklagten suchten nun aber den Stenographen oder vielmehr deren Auftraggebern auf andere Weise beizukommen. In der Sitzung vom 17. nivôse beklagte sich Baboeuf in heftigster Weise über die „mörderische Ungenauigkeit“ der stenographischen Berichte, durch die das Volk eine ganz falsche Vorstellung vom Gang des Prozesses erhalte. Würden die Debatten von gewöhnlichen Journalisten wiedergegeben und entstellt, so sei dies nicht annähernd so schlimm, da jedermann wisse, daß diese

nicht unparteiisch schreiben und man sich von ihnen nicht täuschen lasse. Aber Stenographen! das sei ein viel feineres Mittel, die Leichtgläubigkeit zu täuschen. „Stenographen! Man versichert, daß sie alles, was in der Aufregung der Debatten irgend einer Versammlung gesagt wird, wörtlich aufnehmen. Sie geben sich den Anschein, ohne Überlegung, ohne Parteilichkeit alles aufzunehmen, was sie hören. Wenn sie ungetreu sind, so steigert sich das Übel, das sie thun, mit dem Grade des Vertrauens, das sie beanspruchen. Ich kann nicht glauben, daß die ungewöhnliche Art, mit der das stenographische Journal uns entstellte, nur die Wirkung der Unvollkommenheit der stenographischen Kunst ist, aber wenn diese mangelhaft ist, so ist es verderblich, sich ihrer dann zu bedienen. Viellart hat neulich die Stenographen in Schutz genommen. Er hat auch die Verantwortlichkeit für die Angriffe, die man mittelst dieser Einrichtung ausführt. Wir können nicht ein zweites stenographisches Journal ins Leben rufen, das uns Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Ich verlange, daß der Gerichtshof die Stenographen verpflichtet, von den Reden der Angeklagten erst Gebrauch zu machen, nachdem sie denselben treue Abschriften der Übertragung zur Durchsicht zugänglich gemacht haben. Wird dies abgelehnt, so verlange ich wenigstens den genauen Abdruck meiner jetzigen Rede nach der getreuen Abschrift, die ich geben werde.“ Viellart erwiderte hierauf, daß auch er in der Wiedergabe einer seiner Reden zu seinem Bedauern Ungenauigkeiten entdeckt habe. Dieselben beträfen aber nur untergeordnete Punkte, und Baboeuf habe dagegen mit seiner Rede das sicherste Hilfsmittel ergriffen, denn sicherlich würden die Stenographen seinen scharfen Widerspruch gegen ihre Ungenauigkeiten völlig genau und in seinem ganzen Umfange wiedergeben, und dies werde als Vorbeugungsmittel wirken. Auch Réal benutzte diesen Zwischenfall, um nochmals seine juristischen und sonstigen Bedenken gegen die Zuverlässigkeit der stenographischen Aufnahme zu entwickeln. Das von Viellart erwähnte Mittel sei in Wirklichkeit keines, weil es von dem freien Willen der Stenographen und Baudouins abhängt, die Proteste aufzunehmen und zu veröffentlichen.<sup>1)</sup> Außerdem komme ein derartiger Einspruch zu spät, da er erst vierzehn Tage nach seiner Erhebung gedruckt vorläge. Man habe ihm zwar die Be-

---

1. In einer Note hierzu bemerkt Baudouin: In einer ähnlichen Lage ist es eine heilige Pflicht, alle gerechten Reklamationen aufzunehmen.

richte zugesandt, er habe es aber nicht für angängig gehalten, dieselben durchzusehen, weil er die stenographische Aufnahme an sich für gesetzwidrig halten müsse. Trotz seiner eindringenden und gewandten Darstellung erreichte Réal nichts. Der Gerichtshof beschloß vielmehr, daß es bei seiner früheren Entschliessung sein Bewenden behalten solle.

Zum dritten Male wurden die Stenographen und ihre Thätigkeit Gegenstand von Debatten in der Sitzung vom 21. ventôse. Als der Schreibsachverständige Guillaume vernommen wurde, fragte ihn Réal, ob er mit dem bereits vernommenen Sachverständigen Harger über die Verhandlungen und seine Aussage gesprochen habe. Als Guillaume dies bejahte und darauf hinwies, daß in den stenographischen Berichten ja doch alles zu lesen sei, was in den Sitzungen gesprochen worden sei, ergriff Réal sofort das Wort, um auszuführen, daß offenbar durch die stenographische Aufnahme der Verhandlungen und ihre Veröffentlichung die Bestimmung des Gesetzes umgangen werde, wonach die Zeugen vor ihrer Vernehmung in der Sitzung nicht anwesend sein dürften. Die Zeugen müßten deshalb fortwährend im Gerichtsgebäude verbleiben, da sonst die Stenographen — die er an sich gern sehe — ihnen am folgenden Morgen die Aussagen der vernommenen Zeugen mitteilen könnten. Ja, der Hauptbelastungszeuge Grisel habe noch vor zwei bis drei Tagen mit Viellart in einem Hause gewohnt und erklärt, daß er von allem, was in den Sitzungen vorgehe, Kenntnis habe. Obwohl er gegen die Stenographen, die ja nur ihren Beruf ausübten, persönlich gar nichts habe, müsse er doch wiederholt verlangen, daß dieselben während der Zeugenvernehmungen mit Schreiben aufhörten. Nachdem Réal noch darauf hingewiesen hatte, daß die Drucklegung der stenographischen Berichte im Auftrage des Direktoriums erfolge, was sich schon daraus ergebe, daß sie den Vermerk trügen: de l'imprimerie nationale, während es, wenn Baudouin für sich drucke, nur heiße: chez Baudouin, und nachdem er noch behauptet hatte, daß Baudouin die Berichte umsonst den beiden Räten der Fünfhundert und der Alten verteile und sie in großen Mengen dem Direktorium zuschicke,<sup>1)</sup> ergriff der zweite öffentliche Ankläger das Wort, um die Ausführungen Réals vom juristischen Standpunkte aus zu widerlegen,

---

1. Eine Note Baudouins zu dieser Stelle erklärt beides für unzutreffend; die beiden Räte bezahlten, was sie erhielten, und das Direktorium habe auf dreißig Exemplare abonniert.

indem er besonders betonte, daß kein Gesetz vorhanden sei, welches denjenigen, die der Stenographie mächtig, verbiete, sich derselben zu bedienen. Ihm erwiderte in heftigster Weise Réal und sein Kollege Ballyer père, der auch aus Artikel 363 des in Betracht kommenden Gesetzes, freilich ziemlich unglücklich, nachzuweisen versuchte, daß die Aufnahme der Verhandlungen durch Stenographen verboten sei. Da nämlich in diesem Artikel ausdrücklich nur gesagt werde, daß während des Verhörs die Geschworenen, der öffentliche Ankläger und die Richter sich Aufzeichnungen alles ihnen wichtig erscheinenden machen dürften, also hier von Stenographen nicht die Rede sei, müsse man auch annehmen, daß deren Verwendung vom Gesetz nicht gewollt sei. Nach einem feurigen Schlußwort Réals zog sich der Gerichtshof zur Beratung zurück, beliefs es aber auch jetzt bei seinem früher gefassten Beschlufs.

Die Angeklagten gaben sich nunmehr endlich zufrieden und versuchten nicht weiter, die Stenographen von ihren Plätzen zu verdrängen. Ja, sie söhnten sich mit ihnen und ihren Niederschriften im weiteren Verlaufe des Prozesses sogar so weit aus, daß sie verschiedene Male sich auf den Wortlaut des stenographischen Berichtes beriefen.<sup>1)</sup>

Über Igonels Thätigkeit in späterer Zeit war bis jetzt nichts in Erfahrung zu bringen. Dagegen wissen wir, daß Breton fortfuhr, seine Kunst an den Gerichtshöfen auszuüben. So nahm er im Jahre 1804 zusammen mit seinem Bruder und Lorin die Verhandlungen in dem Prozesse gegen Pichegru, Cadondal, Moreau und Genossen auf und veröffentlichte sie unter dem Titel: Procès instruit par la cour de justice criminelle et speciale du département de la Seine séante à Paris, contre George Pichegru et autres, prévenus de conspiration contre la personne du premier consul, recueillis par les sténographes. Paris, C. F. Patris, imprimeur de la cour de justice criminelle, 1804, 8 Bände mit den Porträts der vierunddreißig Hauptangeklagten.

Auch hier scheint die Aufnahme im Auftrage der Regierung erfolgt zu sein. Weitere von Breton nach seinen Stenogrammen veröffentlichte Prozeßverhandlungen aus den Jahren 1800 bis 1814 finden sich bei Quérard, la France littéraire, I. Bd., Paris 1827, aufgeführt.

1. Z. B. der Angeklagte Germain, Bd. IV, S. 392.







## Die Wolke-Legende und die Anfänge der russischen Stenographie.

Von Joseph Dürich.

Friedrich Mosengeil war die unschuldige Ursache eines in der Geschichte der slavischen Stenographie lange sich hinziehenden Irrtums, der, wenn man seine Fußstapfen verfolgt, ein abermaliges Beispiel dazu liefert, wie sich auch in der wissenschaftlichen Forschung Legenden ausspinnen und lange Zeit behaupten können.

In der Vorrede zu seinem Lehrbuche von 1796 sagt er nämlich (S. 1): „Es war unserem Zeitalter vorbehalten, die Künste der Telegraphie und Telephrasie durch die Bemühungen eines Chappe, Wolke<sup>1)</sup> u. a. m.

1. Christian Heinrich Wolke war ein bekannter deutscher Pädagoge und Sprachforscher. Geboren am 21. August 1741 zu Jever, faßte er nach vollendeten Studien den Plan zu einer Erziehungs- und Unterrichtsanstalt nach naturgemäßem Stufengange, trat dadurch mit Basedow in Verbindung, ging mit diesem 1774 nach Dessau und blieb hier als Mitarbeiter an der von diesem gegründeten Anstalt „Philanthropin“ bis 1784. Dann ging er nach Petersburg, wo er von 1784—1796 als Erzieher wirkte und zum Kaiserlichen Hofrat ernannt wurde. 1801 kehrte er nach Deutschland zurück und lebte hier in Leipzig, Dresden und Berlin, wo er im Januar 1825 starb. Seine Schriften beziehen sich meist auf Erziehungswesen und die deutsche Sprache. Vergl. Hasselbach, „Lebensgeschichte des Kaiserlich russischen Hofrates Christian Heinrich Wolke“ (Aachen 1826); die Selbstbiographie (veröffentlicht in den Haude-Spenerschen „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten

teils zu erfinden, teils auf allgemeine und leicht verständliche Regeln zurückzuführen“ u. s. w., und weiter (in der Zwei-Sternchen-Anmerkung auf S. 3): „Die stenographischen Arbeiten des Herrn Professor Wolke in Petersburg sind, — wie mich die gütige Antwort dieses verdienstvollen Gelehrten auf meine vorhergegangene Anfrage im Reichsanzeiger im Jahre 1795 belehrt, — bis jetzt bloß in russischer Sprache zu haben“.

Wie Mosengeil zu dieser Annahme gekommen ist, darüber hat Dr. Mitzschke schon ausführlich berichtet,<sup>1)</sup> und wir beschränken uns darauf, hier zu wiederholen, daß die ungenaue Ausdrucksweise Wolkes in seiner Antwort, auf die sich Mosengeil hier bezieht, daran Schuld trägt. Diese Antwort lautet nach Mitzschkes Citat: „Antwort auf die . . . Frage . . . des Herrn Mosengeil: Ob von der Wolkeschen allgemeinen Schriftsprache, wodurch vielleicht die Stenographie vervollkommt werden könnte, etwas mehr als die Anzeige im Intelligenzblatte . . . bekannt worden sey. Es sind allerdings verschiedene Monogrammen, woraus jene Sprache besteht, schon seit 1789 in Kupfer gestochen, beschrieben und gedruckt, aber bisher nur russisch. Diese Beschreibung steht als eine Erläuterung der alten Bildersprache, der sich vorzüglich die Priester in Egypten und im Orient bedienten, in der Natur- und Menschengeschichte, welche Professor W. auch deutsch herauszugeben gedenkt, sobald er nach Deutschland zurückkommen wird, wo er alsdann ebenfalls mit Vergnügen untersuchen will, ob und

---

Sachen“ 1825 No. 9 und in der allgemeinen Schulzeitung 1825 No. 111); neuerdings „Wolke am Philanthropin zu Dessau“, Leipziger Dissertation von Franz Ferdinand Nietzold (jetzt Schuldirektor zu Dresden) (Grimma 1890). Über seine „Telephrasie“ oder „Fernsprechkunst“ weiter unten. — Der oben erwähnte Claude Chappe, geboren 1763 zu Mans, war Erfinder eines mechanischen Telegraphen, der vermittelt dreier gegeneinander verstellbarer Balken Zeichen gab. 1792 übergab er eine Beschreibung dieser Maschine, die er „Telegraph“ nannte, der Pariser Nationalversammlung, die ihm 1793 den Bau einer telegraphischen Linie von Paris nach Lille auftrug. Als ihm später Neid und Mißgunst die Ehre dieser Erfindung streitig machten, verfiel er in Melancholie und machte am 26. Januar 1805 seinem Leben durch Sturz in einen Brunnen freiwillig ein Ende. 1. „Mosengeil und Wolke“ in Bäcklers „Magazin für Stenographie“ 1887, S. 325 ff. Vergl. auch meinen Artikel „Stolet slovanského těsnopisu“ (Hundert Jahre slavischer Stenographie) im Brüner „Věstník Těsnopisný“ 1892, S. 31 ff.

wie die allgemeine Schriftsprache, oder seine Kenntniss in der Bestimmung einfacher Zeichen zu der guten Absicht des Herrn M—l beytragen könne“.

Wolke sagt also, er arbeite an einer allgemeinen Schriftsprache, „wodurch vielleicht die Stenographie vervollkommen werden könnte“, und wolle nach seiner Rückkehr nach Deutschland untersuchen, ob seine Arbeit zu den Absichten Mosengeils passe. In falscher Auffassung dieser Worte setzt nun Mosengeil voraus, die Arbeiten Wolkes, welche in russischer Sprache erschienen sind, seien stenographischer Natur gewesen.

Und nun fängt die Lawine an zu schwellen.

Leichtlen war, soviel wir wissen, der erste, der in seinem Abrisse der stenographischen Geschichte Wolke heranzieht. Da vor Mosengeil nur Buschendorf sich mit der Stenographie in Deutschland befaßt hatte, Mosengeil aber schon von den stenographischen Arbeiten Wolkes berichtet, so muß nach Leichtlens Auffassung Wolke durch Buschendorf zur Beschäftigung mit der Stenographie angeregt worden sein. Und so macht denn Leichtlen Geschichte und schreibt:<sup>1)</sup> „Der Anblick dieser höchst unvollkommenen Zeichen (die Buschendorf in dem Journal für Fabrik, Manufaktur u. s. w. von 1796 veröffentlicht hatte) reizte den Eifer mehrerer Männer, sich in der Kurzhand zu versuchen, so den Professor Wolke in Petersburg, der jedoch in russischer Sprache schrieb“. Um das Bodenlose dieser ganz aus der Luft gegriffenen Behauptung zu erkennen, erinnere man sich nur, daß die Werke von Buschendorf und Mosengeil ungefähr zu derselben Zeit, nämlich beide im Februar 1796, der Öffentlichkeit übergeben wurden.<sup>2)</sup> Und da soll in diesem einen Monat Buschendorf in Leipzig die Reeschen Zeichen bekannt gegeben, Wolke dadurch angeregt in russischer Sprache über Stenographie geschrieben, dies Mosengeil noch in demselben Monat mitgeteilt und letzterer es veröffentlicht haben! Sicher aus den Werken von Mosengeil, den er fast wörtlich citiert, und von Leichtlen ging dieses Märchen in die Anleitung Gabelsbergers über. Hier heißt es nämlich:<sup>3)</sup> „Buschendorfs Anregung genügte übrigens,

---

1. „Vollständige Anleitung zur Geschwindschreibkunst“, Freiburg 1819, § 3, S. 29. 2. Vergl. „Schriftwart“ 1896, No. 2, S. 22. 3. Anleitung von 1834, I, S. 81. (Die „Telegraphie“ hatte Mosengeil auf Chappe bezogen; Gabelsberger, der hier offenbar aus Mosengeil schöpft, führt sie ebenfalls auf Wolke zurück.)

um sowohl in als außer Deutschland mehrere Kunstfreunde alsbald zur weiteren Verfolgung der Sache anzuspornen. Unter anderen hatte sich Professor Wolke in Petersburg, bekannt durch seine Bemühungen für die Telegraphie und Telephrasie, eine Geschwindschreibmethode angeeignet, durch Hilfe deren er mit großer Fertigkeit Redevorträge in russischer Sprache nachschrieb“. Gabelsberger hat also zwar von der Herausgabe stenographischer Lehrmittel von Wolke nichts erwähnt, ist auch etwas vorsichtig in Bezug auf dessen Beziehungen zu Buschendorf, dafür befördert er aber unseren Wolke bereits zum praktischen Stenographen. Aus Gabelsbergers Anleitung, aus der auch die Sage von den dreihundert Schulen des Augustus ihren Weg bis in die neueste stenographische Litteratur genommen hat, hat Anders den bezogenen Abschnitt dann wörtlich abgeschrieben.<sup>1)</sup> Professor Zeibig will beiden Behauptungen (Mosengeil-Leichtlen und Gabelsberger-Anders) gerecht werden, stellt sie in seinem Geschichtswerke<sup>2)</sup> nebeneinander und bemerkt dazu: „Etwas Weiteres über diese, wie es scheint, ersten Versuche in Rußland wissen auch wir nicht“.

Und nun kommt der Geschichts-Kompilator Felicyan Jackowski<sup>3)</sup> mit folgender prachtvollen Ausschmückung der Legende: „Fast gleichzeitig mit der Herausgabe des Lehrbuches von Rålamb<sup>4)</sup>, nämlich im Jahre 1795, gab in Petersburg ein gewisser Professor Christian Heinrich Wolke ein Lehrbuch der russischen Stenographie heraus. Er eröffnete daher als erster die Werbethätigkeit für die stenographische Wissenschaft in Rußland. Doch da er als Fremdling der russischen Sprache nicht vollkommen mächtig war, konnten seine Fähigkeiten

---

1. „Entwurf einer allgemeinen Geschichte und Litteratur der Stenographie,“ Cöslin 1855, S. 60. 2. 1. Auflage, S. 116, 2. Auflage, S. 126. In der 12. Ausgabe des Raetzschen Lehrbuches der deutschen Sten. (1886) hat Zeibig als Bearbeiter des geschichtlichen Teiles den Satz der früheren Auflagen (11. Aufl., S. XIX, § 7) über Wolke gestrichen. 3. Nauka stenogr. polskiéj 1868, erster Teil, S. 72/73. 4. Jackowski liebt es, mit unbekanntem Namen zu prunken; auch hier hat dieser Name nichts zu bedeuten, da Rålamb's verschollene schwedische Stenographie (nach Shelton) wohl schon hundert Jahre früher erschienen ist. Siehe Zeibig a. a. O. (2. Auflage), S. 121. Auch der Edmannsche Abdruck erschien nicht 1795, sondern 1789 (siehe „Zeitschrift für Stenographie und Orthographie“ 1859, S. 92).

augenscheinlich bei aller seiner Veranlagung und praktischen Geläufigkeit nicht einmal zur Grundlegung seines Werkes ausreichen. Sowohl der geringe Wert dieses mit nur geringen Änderungen sich an Taylor anlehrenden Werkes, wie auch der Mangel jeglicher Ahnung von der Wichtigkeit und Bedeutung der Stenographie im öffentlichen Leben waren in keiner Weise der Ausbreitung der stenographischen Kunst in Rußland zuträglich“. Jackowski schiebt also die Herausgabe des Wolkeschen Werkes, das nach dessen eigener Angabe 1789 in Rußland gedruckt wurde, um sechs Jahre hinaus, und zwar in das Jahr 1795, in welchem die öffentliche Korrespondenz zwischen Mosengeil und Wolke stattfand, und spricht sich über das System in derart selbstbewußtem Tone aus, als ob er es gesehen und auf das gründlichste geprüft hätte.

Nicht viel besser macht es der in Slavicis wenig bewanderte Professor Karl Faulmann in seiner erst im vorigen Jahre erschienenen „Geschichte und Litteratur der Stenographie“, der die Ergebnisse der Mitzschkeschen Forschung nicht genügend beachtete und (S. 38) schreibt: „Auch von Heinrich Wolke, dem früheren Lehrer am Philanthropin zu Dessau, wird berichtet, daß er während seines Aufenthaltes in Rußland in französischer Sprache stenographiert habe, doch dürfte eine Verwechslung mit seiner Weltschrift vorliegen, welche allerdings ein einfacheres Alphabet hatte“. Faulmann stempelt also Wolke in einen französischen Praktiker um und spricht von einem „einfacheren Alphabet“ seiner Weltschrift mit derselben Sicherheit, wie Jackowski von den Taylorschen Grundsätzen seiner „Stenographie“.

Was Wunder nun, daß die *dii minorum gentium* auf dem Gebiete der stenographischen Geschichtsschreibung, die nur aus den genannten Werken abschreiben, — teilweise haben diese ja auch von einander abgeschrieben — diese an Sicherheit des Tones noch übertrumpfen. Nur des Beispiels wegen sei der Major von Bömcken erwähnt, der in seiner Schrift über die Verwendung der Stenographie im Militärstande schlankweg versichert,<sup>1)</sup> daß „in Rußland 1795 die Stenographie durch Wolke bekannt geworden sei“. Selbst der Ballhorn fehlt in diesem Bilde nicht: Hödel macht in seinem Aufsätze „Über die Ge-

---

1. Die Stenographie und ihre Verwendung im Militärstande, Berlin 1868 (Sonderabdruck aus dem „Schriftwart“ 1868), S. 9.

schichte der Stenographie in Leipzig“ aus Wolke einen „Petersburger Professor Wulf, der sich durch Buschendorf zur Erlernung der Stenographie veranlaßt gefühlt und dafür auch in Rußland gewirkt habe“. <sup>1)</sup> Hier wird also trotz Mitzschke der „Stenograph“ Wolke wiederum mit Buschendorf in Verbindung gebracht und in einen geheimnisvollen „Wulf“ verwandelt. Auch in seinem neuesten Aufsätze über das Werk Leichtlens <sup>2)</sup> giebt Hödel dessen Angaben über Wolke ohne ein Wort der Kritik wieder.

So wuchs die Wolke-Legende an und ging aus einem Werke ins andere: error crescit eundo. Selbst Russen glaubten sie schließlic, so Dlussky in seinem „Almanach“ (Seite 25) und Eršov in seinem sonst ausgezeichneten Werke „Übersicht russischer Stenographiesysteme“ (Seite 21).

Inzwischen fing man aber doch nach und nach an, diese Behauptungen zweifelhafter oder doch vorsichtiger zu betrachten. So Professor Pražák in seinem gediegenen Werke „Vierzig Jahre böhmischer Stenographie“ (Seite 81), und auch Professor Krieg in dem geschichtlichen Teile seines „Katechismus der Stenographie“ (Seite 30), der der Wolke-Legende die einschränkende Bemerkung hinzufügt: „Wenn man Berichten hierüber Glauben schenken darf“. Wirkliche Zweifel in diese Legende zu setzen, hatte erst Dr. Mitzschke den Mut. Er ist denn auch in seinem oben citierten Magazin-Aufsätze der Wahrheit auf die richtige Spur gekommen. Zur Schlußfolgerung, daß Wolke gar keine russische Stenographie erfunden und veröffentlicht, geschweige denn dieselbe praktisch verwendet hat, ist hier das nötige Rüstzeug gesammelt, und wenn zur gänzlichen Erhärtung dieser Schlußfolgerung noch etwas fehlte, so wäre es nur noch die Einsichtnahme in das vielbesprochene Werk Wolkes.

Dies ist nun auch bereits geschehen.

Durch die Gefälligkeit des Herrn Barons von Meyendorff in St. Petersburg und des Reichsbankbeamten Herrn Rumbovicki daselbst erhielt ich einen Auszug aus dem genannten Werke Wolkes, enthaltend die Abschrift desjenigen Kapitels, das seine angezogenen Gedanken behandelt. Der Titel dieses, in der kaiserlichen Bibliothek

---

1. Zeitschrift für allgemeine stenographische Interessen, S. 27, vergl. auch Schriftwart 1896, S. 22/23. 2. Archiv f. Sten. 1895. S. 184.

zu St. Petersburg befindlichen Werkes<sup>1)</sup> lautet in deutscher Übersetzung: „Nachrichten über die Erfolge des menschlichen Geistes in den Gedanken und Erfindungen, von den ersten Menschen bis zum einundzwanzigsten Jahrhunderte, erläutert durch einundzwanzig Kupferstiche — mit Einschluss der Naturgeschichte und der Mythologie; oder: Vorbereitung zur allgemeinen Geschichtsschreibung über die Welt und das Menschengeschlecht, mit Genehmigung der Polizeiverwaltung. St. Petersburg, gedruckt bei I. K. Schnor, zu Ende des achtzehnten christlichen Jahrhunderts“. (X + 242 Seiten.) Der Name des Verfassers sowie das Erscheinungsjahr des Werkes fehlen, und nur aus der an Mosengeil gerichteten Antwort wäre zu entnehmen, daß dasselbe im Jahre 1789 herausgegeben worden sei, wenn nicht Wolke selbst an einem anderen Orte (siehe unten) das Jahr 1792 angegeben hätte.

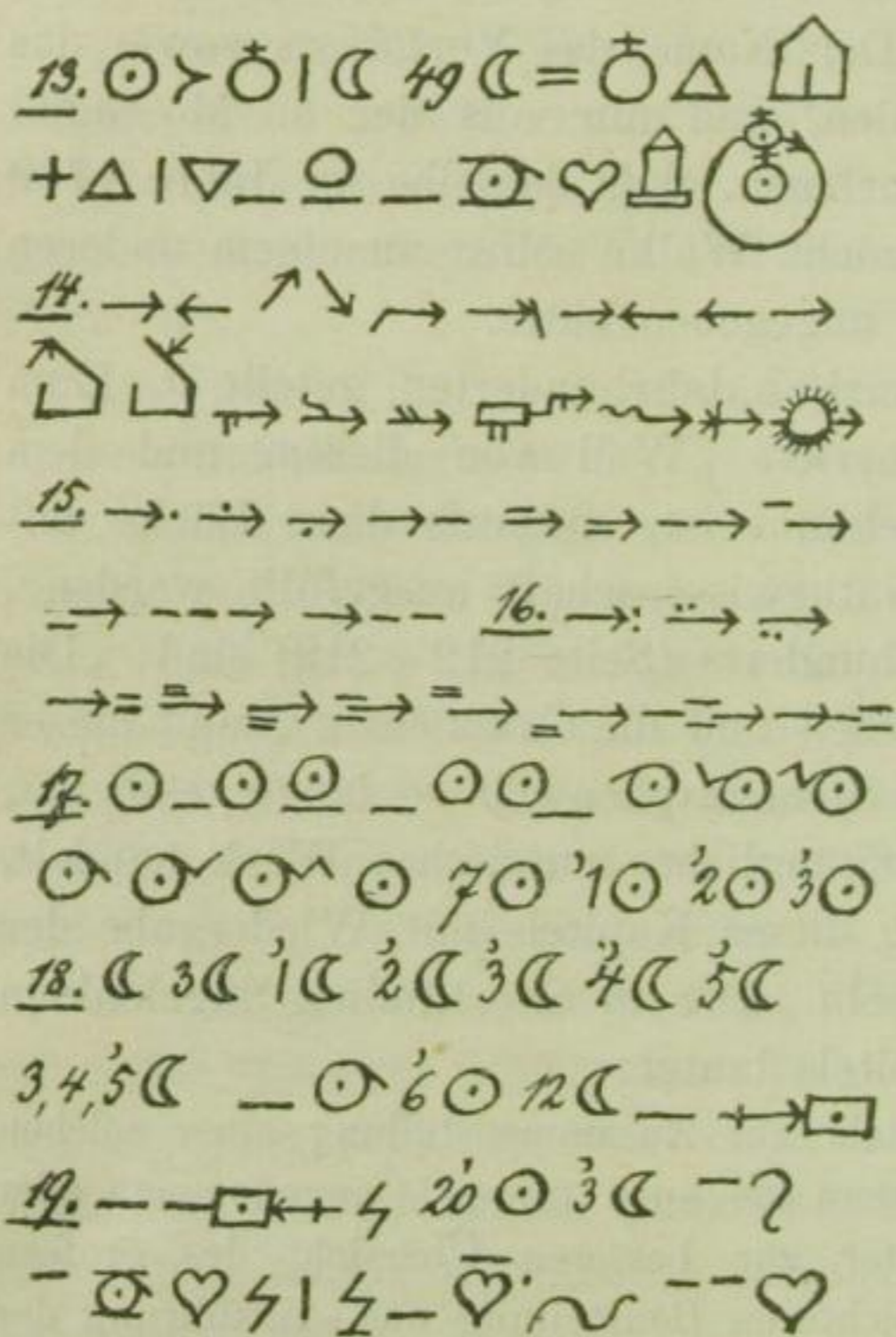
Das Buch ist in einundzwanzig „Jahrhunderte“ geteilt.<sup>2)</sup> Zum dreizehnten Jahrhundert wird bemerkt: „Weil von diesem und dem vierzehnten Jahrhundert nichts bekannt ist, so muß diese Lücke mit nützlichen Kenntnissen aus der Naturwissenschaft ausgefüllt werden“. Gegenstand des neunzehnten Jahrhunderts (Seite 212—219) sind: „Die Alphabete, Vergleichung der Sprachen und die Grammatik“, und dieser Abschnitt ist es, der bis jetzt die Stenographenwelt so lange geäfft hat. Da es sich hier um ein ganz unzugängliches russisches Werk handelt, wird die vollständige Übersetzung dieses Kapitels mit Wiedergabe der zugehörigen Figuren willkommen sein. Der in altertümlich ungelenkem Stil geschriebene Text dieses Kapitels lautet:

„Die Bekanntschaft eines Mittels zur Zusammenstellung einer solchen passenden Wortsprache (welche, wenn sie auch nirgends angenommen oder eingeführt wäre, dennoch als Muster zur besseren Übersicht des großen Sprachgebäudes und zugleich zur leichteren Beurteilung und Aufführung der Mängel und Vorzüge einer jeden gebräuchlichen Sprache dienen könnte) zeigte mir den Weg zu einer allgemeinen Schriftsprache. Ich habe einiger zum

---

1. Извѣстiе о успѣхахъ челоѳческаго дѳуха въ мысляхъ и изобрѣтенiяхъ, съ первыхъ челоѳковъ до дватцать перваго столѣтiя, объясненныя 21 эстампомъ — со включенiемъ естественной исторiи и баснословія — или — предуготовленiе ко всеобщему дѳеписанiю о мiрѣ и челоѳческомъ родѣ. Съ дозволенiя управы благочинiя. С.-Петербургъ, печатано у И. К. Шнора. Въ концѣ 18-го Христіанскаго столѣтiя. 2. Nach dem Vorwort sollte noch ein zweiter Teil, enthaltend die Jahrhunderte 22—58 (!) erscheinen; Wolke ist aber an der Herausgabe derselben durch die Censur verhindert worden; wovon weiter unten.

Gebrauch passender, von Herrn Calmar<sup>1)</sup> vorgeschlagener Zeichen Erwähnung gethan und bemühte mich so lange, daß ich jetzt über die Ergebnisse meiner Bemühungen das Folgende eröffnen kann. Diese allgemeine Schriftsprache bedarf zur verständlichen Bezeichnung der Gedanken keiner Aussprache, keines Lautes oder (sic!) keines Buchstabens. Ja, selbst Eigennamen der Menschen, Städte, Länder, Völker u. s. w. können ohne Aussprache mit Genauigkeit bestimmt werden. Sie wäre schnell und lernfähig auch für bejahrtere Leute, denn es ist möglich, bequemer und schneller tausend Ausdrücke zu erlernen,



Die Zeichen der „Allgemeinen Schriftsprache“ Wolkes.

als zehn Vokabeln einer fremden Sprache nacheinander. Ein Blatt dieser Schriftsprache macht in Worte übersetzt mindestens fünf Blatt aus. Und da ein jedes Zeichen irgend einen Begriff ausdrückt, und jede einzelne Figur eines neben dem anderen steht, so kann man jede Schrift oder Rede von oben fast so bequem wie vom Ende nach oben lesen. Die Umrisse jener Zeichen sind so einfach zusammengesetzt, daß sie fast nicht mehr Schwierigkeiten verursachen, als die eingeführten Buchstaben. In der allgemeinen Schriftsprache kann man gar nichts lesen, wenn man nicht die Begriffe mit dem Gelesenen verbindet, wie dies oft in der Wortsprache geschieht. Sie ist zur Übertragung der Gedanken und Begriffe tauglicher als jede Wortsprache. In der Reichhaltigkeit der Ausdrücke kann sich mit ihr nicht eine einzige

Sprache messen. Ich könnte mich verpflichten, daß ich in zwei Monaten mit einer ebenso kleinen Anzahl und mit noch einfacheren Strichen, als sich deren im Worte „Sankt Petersburg“ vorfinden, hunderttausend verschiedene Begriffe, Ausdrücke und Sentenzen verständlich und leicht faßlich zum klaren Ausdruck bringe (sic!) und daß ich während dieser Stunde sowohl das Wesen wie den Gebrauch jener Ausdrücke bekannt mache.

1. Vielleicht ein Schreibfehler für Sicard, dessen Pasigraphie Wolke in seiner unten S. 142 Anm. 3 bezogenen Schrift mehrfach erwähnt, oder für Dalgarn (ars signorum 1661).



Ich hoffe, daß die folgende kurze Erklärung meinen Lesern vorläufig einen hinreichenden Begriff von dieser Sprache geben wird.<sup>1)</sup> Die ersten fünf Figuren unter 13 bezeichnen: „Die Sonne ist größer als die Erde und der Mond zusammen“. Die darauf folgenden vier: „neunundvierzig Mondkörper sind einer Erdkugel gleich“. Weiter: „Das Haus brennt; sie sind miteinander wie Wasser mit Feuer; ein Wesen, welches war, ist und sein wird; der ewige Gott sieht auf das Herz, wie auf ein ihm dargebrachtes Opfer; die Erde bewegt sich im Kreise um die Sonne, gezogen von einer zum Mittelpunkt strebenden und einer vom Mittelpunkt sich entfernenden Kraft“. Ein Pfeil dient mir als Symbol der wirkenden und bewegenden Kraft. Ein senkrechter<sup>2)</sup> kleiner Strich an der linken Seite desselben bedeutet die Erneuerung,<sup>3)</sup> und wenn er nach unten gerichtet ist, eine Verminderung; wenn sich jedoch jener auf der linken<sup>4)</sup> Seite befindet, so bedeutet dies den höchsten Grad dessen, was die Figur ausdrückt. Auf diese Weise findet der Leser unter 14 deutlich ausgedrückt: Eine Bewegung nach oben,<sup>5)</sup> ein Zurückweichen oder eine Rückkehr, einen Aufstieg, einen Abstieg, ein senkrecht fallendes Hinansteigen, einen schnellen Lauf, das Begegnen zweier, das Scheiden zweier Wesen, ein Öffnen, ein Bedecken oder Schließen, ein vierfüßiges Tier, einen Vogel oder ein Fliegen, einen Fisch oder ein Schwimmen, ein Insekt, ein kriechendes Geschöpf, einen Seeigel. Unter 15: „Mein Gehen, dein Gehen, sein Gehen, ich gehe, du gehst, er geht, ich bin gegangen, du bist gegangen, er ist gegangen, ich ging (mehrmals), ich werde sofort gehen“. Unter 16: Unser Gehen, euer Gehen, ihr Gehen, wir gehen, ihr gehet, sie gehen; wir sind gegangen, ihr seid gegangen, sie sind gegangen; wir gingen, wir werden bald gehen. Unter 17: Sonne oder Tag, Nacht (der Strich links bedeutet eine Negation), jetzt oder heute, gestern, morgen, Stunde, Minute, Sekunde, Jahr, Jahrhundert, Jahrtausend, ein sehr langer Zeitraum, Woche, Sonntag, Montag, Dienstag. Unter 18: Monat, ein Vierteljahr, Januar, Februar, März, April, Mai, Frühlingszeit. Im verflossenen Jahr am sechsten Tag des zwölften Monats (oder 6. Dezember) habe ich einen Brief abgesandt. Unter 19: „Du hast bis zum 20. März nicht geantwortet; zweifelsohne hast du mein Herz oder meine Liebe zu dir nicht gekannt, und ich nehme als Grund an (ich meine), daß du mich noch in derselben Weise liebst, wie du mich lange vorher geliebt hast“.

(Überzeugt, daß viele dunkle Stellen in den alten Büchern zur Erklärung gelangten, wenn ich die Mufse hätte, sie wiederum in die ursprüng-

---

1. Vergl. zum folgenden die Zeichnung auf S. 140, die die Wolkeschen Bilder genau, nur etwas verkleinert, wiedergibt. In derselben ist in der 3. Zeile unter 14 an 5. Stelle (v. rechts) ein senkrecht nach unten gerichteter Pfeil einzufügen. 2.—5. Sind wahrscheinlich Übersetzungsfehler des russischen Übersetzers des Wolkeschen Manuskriptes. Nach der Anweisung aus dem Jahre 1804 (siehe unten), Seite 331/32 soll es 2. „wagerechter“, 3. „Verneinung“, 4. „rechten“, 5. „vorwärts“ heißen.

liche Zeichensprache zurückzuübersetzen, machte ich einige Proben.<sup>1)</sup> Doch die Zeit, der Ort und der Mangel der dazu notwendigen Zeichen erlauben mir jetzt nicht, die Neugier meiner Leser zu befriedigen.“ — — —

Damit endet dies berühmte Kapitel, und wir überlassen es unseren Lesern, zu beurteilen, ob die hohe Meinung, die Wolke von der Vortrefflichkeit seiner Gedanken hatte, gerechtfertigt ist oder nicht; soviel steht jedenfalls fest, daß dieselben mit der Stenographie zwar gar nichts gemein haben, daß er selbst aber dafür mit vielen Stenographieerfindern wenigstens . . . die hohe Meinung teilte.

Zur Herausgabe dieses seines Werkes in deutscher Sprache ist Wolke nicht gekommen, obwohl wir die begründete Vermutung hegen, daß das russische Werk nur eine Übersetzung des (handschriftlichen) deutschen Originals gewesen ist. Das (von Mitschke im Magazin erwähnte) im Jahre 1797 in Leipzig herausgegebene Schriftchen<sup>2)</sup> behandelt einen ganz anderen Gedanken, nämlich den, einer mittelst mehrerer internationaler Zahlenwörterbücher herzustellenden „Pasiphrasie“, und bloß ein Auszug aus der deutschen Urschrift der „Natur- und Menschengeschichte“ erblickte das Licht der Welt als Kapitel VII eines im Juli 1804 ebenfalls in Leipzig herausgegebenen, den Lese- und Schreibunterricht nach allen möglichen Richtungen hin behandelnden, in einer eigenartigen Orthographie gedruckten Werkes.<sup>3)</sup> Dieses

---

1. Solche Proben hat Wolke in der „Anweisung“ vom Jahre 1804 (vergl. die folgende Anm. 3), Seite 338/39 gegeben. Danach sollen Moses und der „apokalyptische Johannes“ die „heilige Geheimschrift“ verstanden haben. Wenn es bei Moses I, 4 z. B. heiße: „Die Stimme des Blutes deines Bruders schreit zu mir“, „die Erde that ihr Maul auf“ u. s. w. so zeige dies, daß der Übersetzer der geheimen Bilderschrift hier für rufen die Figur für Stimme, für „verschlingen“ die Figur eines offenen Maules gefunden habe. Getreu der Umschrift habe er diese Figuren in der Wortschrift wiedergegeben. Wolke giebt auch die „ungefähren Figuren jener Redensarten“ wieder. Es sind dies übrigens alle Proben seiner Erklärungskunst. (Anm. d. Herausg.)

2. Erklärung, wie die wechselseitige Gedankenmitteilung aller kultivierten Völker des Erdkreises, oder die Pasiphrasie möglich und ausüblich sei, ohne Erlernung irgend einer neuen besonderen oder allgemeinen Wort-, Schrift- oder Zeichen-Sprache von C. H. Wolke. Dessau, im Januar 1797. In Kommission bei S. L. Crusius in Leipzig. 3. Anweisung, wie Kinder und Stumme ohne Zeitverlust und auf naturgemäße Weise zum Verstehen und Sprechen, zum Lesen und Schreiben u. s. w. zu bringen sind u. s. w. Von C. H. Wolke. Leipzig 1804. Bei Siegfried Lebrecht Crusius. (S. 226, 227 findet sich hier übrigens eine Art Zahlenstenographie, gebildet aus dem geraden Strich in verschiedenen Richtungen und dem Punkte; vergl. das. Tafel I unten. D. Herausg.)

Kapitel VII<sup>1)</sup> behandelt denselben Stoff, wie das „neunzehnte Jahrhundert“ des russischen Werkes, nur etwas ausführlicher und mit einigen Änderungen der Figuren. Aus der ersten Fußnote dieses Kapitels erfahren wir nun (gleichwie aus einer Andeutung in der Pasiphrasie), daß es die russische Censur gewesen ist, welche ihm den Schluß seines neunzehnten Jahrhunderts gestrichen und ihn dadurch gezwungen hat, bloß jene, oben wiedergegebene Andeutung in Klammern zu machen. Daß Wolke seine russischen Werke deutsch verfaßte und sie dann ins Russische übersetzen ließ, geht auch aus diesem Werke hervor, denn Seite 466 spricht er von dem „russischen Übersetzer“ seines „Buches zum Lesen und Denken“, und wenn er sich hier auch einer besonderen Kenntnis der russischen Sprache rühmt, so hegen wir doch einiges Mißtrauen in diese seine Behauptung. Auch ein Anfänger hätte sich die Umschreibung „Moschkwa“, des Namens der älteren russischen Hauptstadt Moskau (in seiner Pasiphrasie), wie nicht minder die oben korrigierten Übersetzungsfehler nicht zu Schulden kommen lassen.

Wolke war also weder ein Stenograph überhaupt, noch ein russischer insbesondere. Das hat auch schon einer seiner genauesten Kenner und Biographen, Herr Schuldirektor Nietzold in Dresden, in einem an Herrn Dr. Johnen gerichteten Briefe bestätigt. Es heißt hier nämlich: „Sie haben am Schlusse Ihres Briefes richtig vermutet, daß mir von Wolkes Thätigkeit als Stenograph nicht das Geringste bekannt war. Auch die allgemeine Schulzeitung des Jahres 1825, No. 111, die die vollständige Selbstbiographie Wolkes in seiner originellen Orthographie und Sprache bringt, und Hasselbachs wohlgemeinter Panegyrikus auf

---

1. S. 329—343. Betitelt ist dasselbe: „Von der wortlosen Schriftsprache oder von der Kunst, Vorstellungen, Ideen, Begriffe durch Züge, Figuren, Bilder, Monogrammen oder Hieroglyphen zu bezeichnen oder durch Gedanken mitzuteilen“. Gleich in der ersten Fußnote dieses Kapitels stoßen wir auf einen Widerspruch bezüglich des Zeitpunktes der Herausgabe dieses russischen Werkes, im Vergleiche mit der an Mosengeil gerichteten Antwort. Während er hier das Jahr 1789 angiebt (siehe oben), sagt er dort dagegen: „Da ich nun 1792 zu Petersburg eine allgemeine Natur- und Menschengeschichte in russischer Sprache drucken lassen wollte“ u. s. w. Welche von beiden Angaben die richtige ist, können wir nicht entscheiden. Das zu S. 142 Anm. 2 erwähnte Buch befindet sich u. a. in der Bibliothek des Dresdener Instituts und der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, das zu Anm. 3 in der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München.

Wolke, erwähnen mit keiner Silbe diese Fertigkeit Wolkes. In seinen Werken ist mir nirgends eine Äußerung aufgestoßen, die zu einem Schlusse nach dieser Seite hin Veranlassung geben könnte“. Wolke teilt also mit einem berühmteren Manne, mit dem alten Xenophon,<sup>1)</sup> das merkwürdige Schicksal, daß sie in stenographischen Werken als die ersten Erfinder der Stenographie eines Landes angegeben, und gar ihre Zeichen und ihre Fertigkeiten geschildert werden, während Fachgelehrten und berufenen Kennern beider weder von solcher Thätigkeit ihrer Helden noch von dem Unfug, der in dem stenographischen Winkel der Geschichtswissenschaft mit ihnen getrieben wird, etwas bekannt ist: ein Beispiel einerseits von der, bei Bearbeitung der stenographischen Geschichte bisher beliebten Methode, die den eigentlichen Quellen möglichst weit aus dem Wege ging, anderseits von dem geringen Grade der Aufmerksamkeit, den die allgemeine Geschichte jenem Winkel zu teil werden liefs.

Der Ruhm, als der erste auf dem Gebiete der russischen, und damit auch der slavischen Stenographie überhaupt aufgetreten zu sein, gebührt also nicht Wolke, sondern einem anderen Namen. Wir sagen „Namen“, denn weder von der Person, noch von dem System dieses ersten Pioniers der russischen Stenographie ist etwas Näheres bekannt; ja nicht einmal dieser Name vollkommen, wenigstens was seine Orthographie anbelangt. Im fünften Bande der russischen Bibliographie von Sopikov<sup>2)</sup> aus dem Jahre 1821 ist unter No. 11723 folgender Titel<sup>3)</sup> zu lesen: „Tachygraphie oder eine Art Kurzschrift, nach welcher es möglich ist, fast eben so schnell zu schreiben, als man spricht, verfaßt von Franz Anri, Moskau 1792“. Da die russische Orthographie fremde Eigennamen in kyrillischer Schrift phonetisch wiedergiebt, so können wir nur voraussetzen, daß der Name wohl Henri oder Henry zu schreiben ist. Das Buch selbst befindet sich in keiner öffent-

---

1. Auch hier hat Mosengeil einiges auf dem Gewissen. Denn er hat zuerst in Deutschland die Behauptung aufgestellt (Anleitung von 1796, S. 5, übrigens wörtlich nach Bertin, siehe „Schriftwart“ 1896, No. 6, S. 50), „Xenophon habe sich zum Nachschreiben der Sokratischen Gespräche stenographischer Wortzeichen bedient, die uns Plutarch beschreibe.“ (Anm. d. Herausg.) 2. Vergl. Eršov a. a. O. S. 21 und 131.

3. Тахиграфія или способъ краткописанія, по коему почти столь же скоро можно писать, какъ говорятъ, соч. Францомъ Анри. Москва. 1792. г.

lichen Bibliothek Rußlands. Aus der Ähnlichkeit des Titels<sup>1)</sup> mit der von Coulon de Thévenot im Jahre 1778 herausgegebenen „Tachygraphie, ou l'art d'écrire aussi vite qu'on parle etc.“ schließt Dlussky auf eine Wiedergabe des Coulonschen Systems.<sup>2)</sup> Diese Annahme Dlusskys

1. Nicht der Vorrede, wie Dlussky in seinem Vortrage auf dem Pariser Stenographentage (Compte rendu du II. Congrès international de Sténographie, Paris 1890, S. 15: „préface“, vergl. auch die deutsche Übersetzung dieses Vortrages im „Magazin für Stenographie“ 1890, S. 75), wahrscheinlich infolge eines Übersetzungsfehlers, angiebt. 2. Nach einer Mitteilung des Herrn Rechtsanwaltes Junge hat Coulon selbst sein System auf das Russische übertragen und seine Tochter das Manuskript davon besessen. Er folgert dies aus dem Titel einer bisher unbekanntenen Ausgabe der „Tachygraphie“ von 1806, auf der sich Coulon als Übertrager auf die russische und italienische Sprache bezeichnet. Der vollständige Titel dieser seltenen Ausgabe von 1806, die sich in der Hof- und Staatsbibliothek zu München befindet, hat den Wortlaut: „Tachygraphie des Français ou Traité complet de l'art d'écrire aussi vite qu'on parle, dédié et présenté en 1802 à sa Majesté Impériale et Royale Napoleon Ier. Contenant les rapports et approbations des Commissaires nommés par le Gouvernement, le Paradigme ou Dictionnaire tachygraphique et des Exemples, qui fournissent au Lecteur les moyens d'apprendre cet art de soi-même et sans maître. Terminé par la Méthode d'abréviations adaptée tant à la Tachygraphie des Français qu'à l'écriture vulgaire ou l'art de simplifier l'écriture usuelle et de tachygraphier plus vite qu'on ne parle, développé théoriquement et mis ensuite en pratique à l'aide d'une traduction de l'Enfer du Dante donnée pour exemple. Par M. Coulon de Thévenot, Inventeur de la Tachygraphie, adaptée à la langue Russe et de celle Italienne, présentée au Pape Pie VII. Prix 18 Francs et 21 Francs franc de port. A Paris, chez l'auteur rue St. Jacques, à côté de la Fontaine St. Séverin No. 4. MDCCCVI“ . . . In dem Buche selbst findet sich keinerlei Anspielung auf eine russische Übertragung; auch in den sonstigen Ausgaben, insofern sie von Herrn Junge eingesehen wurden, ist nichts darüber vorhanden. Ein anderer Nachweis befindet sich in dem (von Junge in seiner „Vorgeschichte“ S. 55 in der Anmerkung citierten) Berichte Jomards. Dort heißt es nämlich: „Der Verfasser (Jomard) hat die Tachygraphie (Thévenots) auf sechzehn verschiedene Alphabete angewendet. Das lateinische und italienische brauchen fast gar keine Zusätze, die anderen verlangen vierzehn bis fünfzehn Zeichen mehr. Von der Tochter des Erfinders (die die späteren Ausgaben der Tachygraphie besorgte) weiß er, daß Coulon sein System auf die russische Sprache angewendet hatte. Sie besitzt das Manuskript der Übertragung“. Es kann hiernach zweifelhaft bleiben, ob diese Übertragung jemals gedruckt wurde, und ob die Arbeit Henris in irgend einer Beziehung mit derselben steht.

hat viel Wahrscheinliches an sich, wenn man mit ihm voraussetzt, daß Henri ein Franzose gewesen sei, und sich erinnert, daß die Übertragung Taylors auf die französische Sprache von Bertin gleichzeitig mit der Arbeit Henris, nämlich im Jahre 1792 erschienen ist, vor Bertin aber kein anderes System als das Thévenots bekannter gewesen ist; denn vom System Cossard (1651), Ramsay (1665), Feutry, (1775), de la Valade (1777) und von dem des Pfarrers von St. Laurent (1787) kann dies kaum gesagt werden.

Erst vierzehn Jahre später erschien ein weiteres, bisher noch erhaltenes<sup>1)</sup> Werk über russische Stenographie, jedoch in französischer Sprache unter dem Titel: „Okygraphie Russe, ou Méthode simple et facile pour écrire le Russe aussi vite que la parole. Par le professeur Godfroy. A Moscou 1806. (Sur cette méthode, voyez le Moniteur<sup>2)</sup> du 13. Nivôse an 11.) 4 lignes (deux planches)“. Es ist dies eine Bearbeitung der Okygraphie von Honoré Blanc, die im Jahre 1801 in Paris herausgegeben wurde.<sup>3)</sup> Von Honoré Blanc selbst mag hier

1. In der Bibliothek der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg unter der Signatur III A. b. XXI. 2. Der Moniteur Universel

vom 13. nivôse 11 = 3. Januar 1803, S. 416, Spalte 3, enthält eine achtundzwanzig Zeilen lange Anzeige des Lehrbuches von Godfroy: „*L'Okygraphie méthodique* du citoyen Godfroy, se vend à Metz, chez l'auteur, à l'école centrale; et à Paris, chez Fusch, libraire, rue des Mathurins. Prix 1 fr. 50 cents. avec le nouveau supplement“. Die Anzeige rühmt zuerst den neuen Weg, den der Bürger Blanc in seiner Okygraphie eingeschlagen habe; gleichwohl biete die Lehrweise desselben Schwierigkeiten. Godfroy, professeur de grammaire générale à l'école centrale de Metz, habe mit mehr Erfolg die Gedanken des ersten Erfinders ausgeführt. Sein neues System sei all denen sehr gelungen erschienen, die dem unentgeltlichen Kursus Godfroys an der Academie de législation gefolgt seien; das Athénée des arts habe nach Anhörung des Verfassers (Godfroys) selbst, und nach Prüfung seines Werkes durch eine Spezialkommission, beschlossen, in öffentlicher Sitzung das Werk ehrenvoll zu erwähnen. (Anm. d. Herausg.) 3. Die Okygraphie von Blanc muß z. Z. ziemlich bekannt gewesen sein. Klüber erwähnt sie in seiner Kryptographik (Tübingen 1809) mehrfach: im Litt.-Verz. S. 18 die Aufl. von 1808; im Text S. 4 (Anm. b das. wird auch auf den „Moniteur 1802“ verwiesen), S. 322 § 206: Die Okygraphie, wo die Schrift beschrieben wird; S. 326 § 208 (Okygraphie als Geheimschrift) heißt es, daß Blanc seine Erfindung dem französischen Minister des

erwähnt werden, daß er sich in der dritten Auflage seines Werkes (1819, Seite III) rühmt, vom Kaiser Alexander I. während des Aufenthalts desselben in Paris einen kostbaren Brillantring als Anerkennung seiner stenographischen Thätigkeit erhalten zu haben. Ja, den Kaiser Alexander I. kann man, wenn man will, auch unter die ersten russischen Stenographen rechnen. Der Historiker M. I. Bogdanovič erzählt von der Kindheit dieses Monarchen,<sup>1)</sup> daß seine Großmutter, die Kaiserin Katharina die Große, in den Unterricht ihrer Enkel auch die Erlernung der „Abbréviations“ aufgenommen habe. Natürlich können darunter auch die Abkürzungen der russisch-slavisches Bibelorthographie („Titly“) gemeint sein; aber jedenfalls gäbe diese Nachricht, zusammengehalten mit der Mitteilung Blancs, einigen Anhalt für jene Annahme, obwohl auch hier wieder nicht vergessen werden darf, daß sich an den Beherrscher Rußlands während seines Aufenthalts in Paris gar viele Litteraten herangedrängt haben mögen, denen er auf das Liebenswertigste begegnete, ohne sonst ihre Werke näher zu kennen. Wir wollen also an die Stelle der Wolke-Legende durchaus keine neue Alexander-Legende setzen.

Godfroy hat drei Jahre später (1809) eine zweite Auflage seines Werkes, diese aber schon in russischer Sprache in Moskau erscheinen lassen, worauf im Jahre 1820 Baron Korf mit seiner Übertragung der Graphodromie Astiers auftrat. Der Bearbeiter Korfs, General Ivanin, der seine Arbeit im Jahre 1858 veröffentlichte, und dessen Schüler Artobolewski waren die letzten Mohikaner der geometrischen Kurzschrift in Rußland.

---

Innern Talleyrand als Geheimschrift angeboten habe, der ihn an Herrn Campi, der mit der Geheimkorrespondenz seines Departements beauftragt sei, verwiesen habe. Dieser habe ihm erklärt, daß es schwer halten werde, die diplomatischen Agenten zur Erlernung ganz neuer Methoden zu bewegen. Blanc tröstete sich über diese Gleichgültigkeit in dem Befehle des französischen Ministers des Innern, daß seine Okygraphie auf Kosten der Regierung gedruckt werde und einen Teil des öffentlichen Unterrichts ausmache. — Die Okygraphie ist mehrfach auf andere Sprachen übertragen worden, so aufs Polnische von Krupski (siehe am Schlufs), aufs Deutsche 1802 von einem Ungenannten, ein System, das Dr. Mitzschke wieder ausgegraben und in der Wacht, Zeitschrift für Vereinfachte Stenographie 1893, S. 141 bekannt gemacht hat. (Anm. d. Herausg.) 1. Russkij Věstnik 1866, Seite 390. Vergl. Dlusskys Sten. Věstnik, S. 35.

Blancs Okygraphie ist außerdem auf das Polnische von Krupski übertragen worden. Diese Übertragung erschien jedoch erst nach dem Tode des Verfassers im Jahre 1858 in Warschau und besitzt vor dem Original und der russischen Übertragung den Vorzug, daß sich die Schrift bloß auf drei und nicht auf vier Linien bewegt.<sup>1)</sup> Die noch ältere Arbeit von Josef Pysz aus dem Jahre 1838 — eine Übertragung Taylor-Bertins auf das Polnische und wohl die älteste polnische Arbeit auf stenographischem Gebiete überhaupt — erschien ebenfalls aus dem Nachlasse und zwar im Jahre 1866, obwohl sie vordem zweimal zum Druck vorbereitet war (1838 und 1843).

---

1. Was Jackowski a. a. O. S. 81 für einen unglücklichen Gedanken Coulon de Thévenots erklärt, den er stets „Thevenont“ nennt.







## Stenographie und Wissenschaft.

Von Ferdinand Schrey.

Welche Bedeutung hat das Wort Wissenschaft mit Bezug auf die Stenographie? Unter Wissenschaft versteht man im Gegensatz zu einer bloßen Sammlung von Kenntnissen ein zusammenhängendes Ganzes von solchen, die durch die Beziehung von Ursachen und Folgeerscheinungen mit einander verbunden sind. Bei der Stenographie können unter diesen durch einen gemeinsamen Gedanken zu einem Ganzen verbundenen Kenntnissen nur solche verstanden werden, die uns in den Stand setzen, die Kurzschrift auf die möglichst hohe Stufe der Vollkommenheit zu führen oder vielmehr uns sichere Anhaltspunkte für die Entscheidung zu geben, welche unter mehreren Schriftarten die verhältnismäßig beste sei. Welches diese Kenntnisse sind, soll später gezeigt werden.

Es erscheint fast als überflüssige Mühe, jenen Satz näher zu beweisen, und doch lehrt die Geschichte der Stenographie, daß dies keineswegs der Fall ist. Die Stolzesche Schrift hat in ihrer ersten Form als sogenanntes „altstolzesches System“ lange Jahre hindurch das Prädikat „wissenschaftlich“ für sich in Anspruch genommen, hauptsächlich deshalb, weil in dem graphischen Aufbau der Wörter die grammatikalische Trennung des Wortes nach Stamm, Vor- und Nachsilben berücksichtigt war; daneben wurde angeführt, daß bei der Wahl der Konsonanten deren Verwandtschaft, und bei der Bestimmung der Symbole für die Vokale deren Tonhöhe berücksichtigt sei. Obwohl diese Grundsätze keineswegs streng durchgeführt waren, hat diese angebliche „Wissenschaftlichkeit“ des Systems nicht nur bei der ungelehrten

Masse, die sich ja sehr leicht durch derartige Schlagwörter fangen läßt, grofse Bewunderung erregt, nein, gerade vorwiegend philologisch Gebildete hat sie entzückt und begeistert.

Die heutige neustolzesche Schule hat bekanntlich diese Wissenschaftlichkeit leichten Herzens über Bord geworfen. Und wenn es ein Nachteil einer Stenographie wäre, dafs der graphische Aufbau der Wörter ohne jede Rücksicht auf die Etymologie erfolgte, dann wäre die neustolzesche Schrift eine der schlechtesten. Denn sie schreibt z. B. das Wort „Affekt“ in der Weise, dafs „Aff“ als Haupt- und „ekt“ als Nebensilbe behandelt wird. In gleicher Weise werden fast alle Fremdwörter bezeichnet. Ein hervorragender Vertreter der Stolzeschen Schule, Dr. Steinbrink hat dieses neustolzesche Verfahren in einer kleinen, aber vortrefflichen Schrift: „Die Wissenschaftlichkeit in der Stenographie“ in ausgezeichneter Weise verteidigt. Der Grundgedanke dieses heute noch mustergiltigen Werkchens ist in dem folgenden Satze klar ausgesprochen: „Ich halte das Grundschemata der Systemkritik, welches ich Ihnen dargelegt habe, in den Hauptzügen für vollständig und kann irgendwelchen sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkten eine selbständige Bedeutung neben oder gar über den in jenem Schema enthaltenen Momenten überhaupt nicht zugestehen. Ich will gleich noch einen Schritt weiter gehen und sogar sagen: dafs wir die sprachlichen Gesichtspunkte nicht mehr als den übrigen koordiniert auffassen, gerade das, meine Herren, betrachte ich als einen Fortschritt in der wissenschaftlichen Behandlung der Stenographie“.

Man hätte glauben können, dafs die falsche Wissenschaftlichkeit auf stenographischem Gebiete nach dieser Niederlage und nach der Steinbrinkschen Schrift ein für alle Mal abgethan wäre. Leider aber hat die Geschichte der Stenographie dasselbe Schauspiel geboten, wie auch manche andere Wissenschaft, wie namentlich die Philosophie. Eine gründlichere Vernichtung des alten Dogmatismus, als sie Kants Kritik der reinen Vernunft vornahm, kann man sich nicht denken, und doch hat der Dogmatismus nachher noch fast ein halbes Jahrhundert lang die deutsche Philosophie beherrscht, als ob Kants Werk nicht geschrieben wäre. So sehen wir auch heute noch auf stenographischem Gebiete manche Systeme sich deshalb mit vornehmer Miene „wissenschaftlich“ nennen, weil sie — diesmal nicht hauptsächlich die Etymologie, wie die Stolzesche Schrift, sondern zur Abwechslung die Laut-Physiologie zur Grundlage haben sollen.

Die Laut-Physiologie ist weiter nichts als eine klassifizierende Wissenschaft, wie die Botanik und Zoologie. Sie bringt die einzelnen Sprachlaute in bestimmte Klassen je nach dem Ort und der Art ihrer Erzeugung (Lippen-, Zungen-, Gaumenlaute u. s. w., Vokale und Konsonanten). Die Wissenschaftlichkeit der bezeichneten Stenographiesysteme soll nun darin bestehen, daß die genannte Einteilung der Laute übereinstimme mit der graphischen Ähnlichkeit der Zeichen, daß also eine Beziehung zwischen Lautgruppen und Zeichengruppen statthabe.

Die stenographischen Zeichen — worunter einfache (aus einem Zuge bestehende) Schriftzüge zu verstehen sind — können eingeteilt werden

- a) nach ihrer verschiedenen Größe ( $\frac{1}{2}$ , 1, 2 und mehrstufige),
- b) nach ihrer Form (in oben und unten, links oder rechts gebogene, in solche mit oder ohne Schleifen etc.).

Es müßte als ein ganz wunderbarer Zufall betrachtet werden, wenn diese graphische Einteilung der Zeichen mit der Einteilung der Laute einigermaßen übereinstimmte. Es ist das auch thatsächlich nicht der Fall. Nur durch gewaltsame Erklärungen kann die Übereinstimmung in etwa durchgeführt werden. In einem System werden dabei ganz willkürlich nur die Ausbiegungen im Kopf der Zeichen als maßgebend bezeichnet, während die Veränderungen am unteren Teil und die verschiedenen Größen gar keine Bedeutung haben sollen; ein anderes System bestimmt ebenso willkürlich das entgegengesetzte.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Sprachwissenschaft, die Etymologie, die Laut-Physiologie bei dem Aufbau eines Systems ganz unberücksichtigt bleiben sollen. Im Gegenteil sind sie als Hilfswissenschaften wertvoll, aber nur innerhalb des Rahmens der durch die Zwecke der Stenographie bedingten Anforderungen, nämlich dann, wenn diese Zwecke durch ihre Berücksichtigung gefördert werden. So kann die Übersichtlichkeit, die sichere Lesbarkeit und Einfachheit des Systems durch die Berücksichtigung der Verwandtschaft der Laute, die leichte Lesbarkeit durch die Berücksichtigung der sprachlichen Gliederung der Wörter gehoben werden. Nie aber dürfen diese Ansprüche die obersten, herrschenden sein, denen sich die praktischen unterzuordnen haben, wie dies in den getadelten Schriftarten der Fall ist.

Welches ist nun die wahre stenographische Wissenschaft?

Wir haben bereits bemerkt, daß darunter das System von Kenntnissen zu verstehen ist, die uns die Grundlage liefern zur Herbeiführung der größtmöglichen Vollkommenheit der Kurzschrift oder zur

sicheren Entscheidung, welches von mehreren bestehenden Systemen das beste sei.

Der Zweck der Stenographie, wenn wir von ihrem Nebenzweck als bloßer Nachschreibeschrift absehen, ist der, unsere Gedanken in möglichst kurzer Zeit für das Auge schriftlich zu fassen, dabei aber doch in der Weise, daß der eigentliche Zweck der Schrift, wiedergelesen zu werden, als höchster gewahrt, also möglichst große Deutlichkeit (leichte und sichere Lesbarkeit) angestrebt wird. Die Kurzschrift muß also

1. deutlich, d. h. sicher und leicht lesbar,
2. kurz sein, d. h. die Gedanken müssen in möglichst kurzer Zeit niedergeschrieben werden können. Es sei hier gleich bemerkt, daß Kürze für das Auge nicht gleichbedeutend ist mit Kürze für die Hand, oder mit anderen Worten: die Kürze der Schrift kann nicht mit dem Augenmaß gemessen werden.

Die möglichst große Deutlichkeit der Schrift wird erreicht:

- a) dadurch, daß die Zeichen für die Laute untereinander eine größtmögliche Verschiedenheit haben, also dem Auge möglichst auffallende Unterscheidungsmerkmale bieten, auch in ihrer Verbindung zu Wörtern charakteristische Wortformen (-bilder) ergeben. Wenn die Laute eines Wortes für das Wiederlesen von verschiedener Bedeutung sind, so sind die für das Lesen wichtigeren Laute auch mit den deutlicheren Zeichen wiederzugeben;
- b) durch die Genauigkeit und Vollständigkeit der Bezeichnung.

Die größtmöglichste Kürze wird erreicht:

- a) wenn den Lauten die denkbar kürzesten, am schnellsten herstellbaren Zeichen zugewiesen werden, und dabei den häufigsten Lauten die am wenigsten Zeit erfordernden Zeichen und umgekehrt die die meiste Zeit erfordernden Zeichen den am seltensten vorkommenden Lauten zugeteilt werden. Vor allen Dingen aber ist auf die Aufeinanderfolge der Laute Rücksicht zu nehmen, indem oft zusammenklingende Laute Zeichen erhalten, die sich leicht miteinander verbinden lassen;
- b) wenn die Schrift möglichst einfach ist und dadurch bei dem Schreiben eine möglichst geringe geistige Thätigkeit erfordert.

Die Aufgabe der stenographischen Wissenschaft ist es, die Unterlage zu der richtigen Lösung der hier angedeuteten Fragen zu liefern.

Es ist schon versucht worden, innerhalb der hier aufgestellten allgemeineren Anforderungen mehr besondere herauszuschälen. So hat ein Werk von Dr. Brauns in Hamburg Aufsehen erregt, das eine Anzahl Thesen in dieser Richtung aufstellt. Es wird unter anderem als Axiom hingestellt: daß die stenographischen Schriftzeichen (abgesehen von den natürlichen kleinen halbstufigen besonderen Zeichen) nur in zwei verschiedenen Größen vorkommen dürften, daß linksschräge Zeichen, weil handwidrig, ganz auszuschließen seien, daß die Unterscheidung der verstärkten und nichtverstärkten Zeichen unstatthaft sei u. s. w. Diese Sätze, so richtig sie als allgemeine Normen sein mögen, dürfen indes keineswegs als ausnahmslos durchzuführende gelten. Das „x“ z. B. kommt nach den allerdings in dem kleineren Umfange von 50000 Silben veranstalteten Zählungen von Lehrer Heine in Essen in dieser Silbenzahl nur viermal vor. Es würde also die Schriftkürze nicht beeinträchtigen, wenn für diesen Laut auch ein sehr viel Zeit erforderndes Zeichen aufgestellt wäre. Ebensowenig würde es der Deutlichkeit der Schrift Abbruch thun, wenn für einen seltenen Laut ein Zeichen aufgestellt wäre, das von einem anderen sich nicht sehr deutlich unterschiede, also etwa ausnahmsweise ein dreistufiges oder anderthalbstufiges. Und wenn wir wirklich annehmen wollten, daß die Unterscheidung von verstärkten und nichtverstärkten Zeichen nicht deutlich herzustellen sei, was sehr bestritten werden muß, so wird es die Deutlichkeit der Schrift doch keinesfalls beeinträchtigen, wenn die Unterscheidung durch Druck oder Nichtdruck nur für unwesentlichere Unterscheidungen benutzt wird, so daß selbst bei nicht sicher erkennbarem Druck die Lesbarkeit nicht sehr beeinträchtigt wird; so verwendet Dr. Brauns jetzt selbst den Federdruck zur Bezeichnung der Verdoppelung der Konsonanten.

Um den verfügbaren Zeichenschatz so zu verwenden, daß die größtmögliche Deutlichkeit, Kürze und Einfachheit erzielt wird, ist es nötig zu wissen:

- a) die Häufigkeit der Laute, Lautverbindungen, Silben und Wörter,
- b) die Herstellungsdauer aller Zeichen allein und in den verschiedenen Verbindungen mit anderen Zeichen, den Einfluß von gewissen Zeichenveränderungen, wie namentlich Verstärkung, Stellungsveränderung,
- c) den Deutlichkeitswert oder den Wert der verschiedenen Unterscheidungsmerkmale der Zeichen.

Das vorliegende Festbuch berichtet an anderer Stelle, was in dieser Richtung schon geschehen ist. Umfangreiche Häufigkeitszählungen sind beinahe vollendet. Ganz genaue und zuverlässige Ergebnisse zu erlangen, ist hier außerordentlich schwer. Bei den Häufigkeitszählungen kommt in Betracht, daß sich die Sprache in beständigem Flusse befindet; es treten, wenn auch nur in langen Zeiträumen, neue Wörter auf, andere veralten. Es sei z. B. nur erwähnt, daß sich durch die, wie es scheint, immer mehr üblich werdende Ersetzung der so häufigen bezüglichen Fürwörter, „welcher, welche, welches“ durch „der, die, das“ die Häufigkeit dieser Wörter und der in ihnen erhaltenen Laute mit der Zeit in etwa verschieben dürfte. Das Wörtchen „als“, das früher den bezüglichen Fürwörtern vorgesetzt wurde, ist weggefallen. Von einzelnen Lauten erwähne ich den Wegfall des d in ahnen (früher ahnden). Es sind daher Zählungen großer Massen Wörter und Silben hier erforderlich, wie solche mit unsäglicher Mühe endlich gelungen sind. Man kann sogar zweifeln, ob nicht des Guten hie und da zu viel gethan ist, und auch eine kleinere Zählung ebenso sichere Ergebnisse gebracht hätte. Indes, je größer der Zählstoff, desto sicherer und fester die Ergebnisse!

Geläufigkeitsuntersuchungen sind in größerem Umfange noch nicht angestellt. Aber hier sind solche in so großem Umfange, wie die Häufigkeitszählungen für stenographische Zwecke, kaum erforderlich. Es dürfte schon jetzt kein Zweifel darüber bestehen, daß von den einstufigen Zeichen der einfache Grundstrich der weitaus schreibflüchtigste Zug ist, daß eine Ausbiegung oben oder unten die Herstellungsdauer etwas verlängert und zwei Ausbiegungen noch mehr, daß das Verbinden der oben rechts ausgebogenen Zeichen nach links und der unten links ausgebogenen nach rechts unschreibflüchtig ist, daß zweistufige Zeichen mehr Zeit erfordern als einstufige, daß die linksschrägen Zeichen in Verbindung mit rechtsschrägen verhältnismäßig viel Zeit erfordern, endlich, daß einzig nur der Kreis und die Punktschlinge sich leicht mit anderen Zeichen direkt verbinden.

Was endlich die Deutlichkeitsuntersuchungen betrifft, so dürfte ebenfalls einleuchten, daß die zweistufigen von den einstufigen am besten zu unterscheiden sind, daß Zeichen mit Unterlängen die Wortbilder an sich charakteristischer machen, d. h. ihnen für das Auge mehr Anhalt zur Unterscheidung verleihen, daß also ein System, das Unterlängen verwendet, sicherer und leichter lesbar ist, als ein solches, das der Unterlängen entbehrt.

Wenn nun auch in allen diesen Punkten genaue Untersuchungen mit den Hilfsmitteln der neueren Wissenschaft unsere Kenntniss dieser Verhältnisse von manchen jetzt noch obwaltenden Gefühlsschwankungen freimachen und für jeden unbestreitbar hinstellen, so hat es doch schon bisher an solchen Versuchen nicht gefehlt, die hinreichen, um wenigstens annähernd jene Verhältnisse zu bestimmen. In dem Werke von Pfarrer Frey: „Welches Stenographiesystem ist das beste?“ sind Angaben in diesen drei Richtungen gemacht, die in Einzelheiten durch die ausführlichen Untersuchungen wahrscheinlich noch manche Abänderung erfahren werden, die aber doch im großen und ganzen als richtig angesehen werden können. Jedenfalls sind diese Angaben bereits genau und zuverlässig genug, um daraufhin eine sichere Kritik der bestehenden Systeme vornehmen zu können. Eine Untersuchung ergibt wenigstens das sichere Ergebnis, daß die älteren Systeme diese Forderungen in mehrfacher Weise vernachlässigen, wie dies Pfarrer Frey auch nachgewiesen hat.

Weshalb sind aber nun, wenn das Material zu einer sicheren Prüfung der Systeme schon so ausreichend vorliegt, doch die Ansichten darüber, welches System das beste sei, noch so geteilt?

Für den, der die Geschichte der Wissenschaften betrachtet, hat diese Frage nichts Auffallendes. Wirklich wissenschaftliche Forschung und Prüfung, d. h. eine Prüfung, die gänzlich von allen Vorurteilen, Voreingenommenheiten für das eine oder andere, von allen Macht- und Privilegienfragen absieht, ist stets auf allen Gebieten selten gewesen. Wo sollten auch in der Stenographenwelt die Personen sein, die den guten Willen und die Fähigkeit hätten, eine wirklich wissenschaftliche Prüfung vorzunehmen? Unter den Anhängern anderer Systeme? Die große Masse derselben übt ihr System, ohne ein anderes anzusehen, und verläßt sich auf das Urteil ihrer Führer. Bei dem kleinen Teil, der wirklich aufrichtig bei der Prüfung eines neuen Systems ist, kommt in Betracht, daß man infolge der Gewohnheit die Schwächen des Langgeübten nicht nur nicht mehr empfindet, sondern sogar lieb gewinnt, und — um ein von dem Hauptführer der Stolzeschen Schule angezogenes Gleichnis zu gebrauchen — wie ein begeisterter Liebhaber sogar die Fehler seiner Geliebten entzückend findet. Das an dem neuen System Ungewohnte erscheint da leicht als mangelhaft, wirkliche kleine Nachteile desselben wachsen gleich zu großen Gebrechen, während die Bedeutung seiner Vorteile in hohem Grade unterschätzt wird.

Von dieser Seite ist also kein objektives Urtheil zu erwarten. Wie steht es nun mit den Unterrichts- und anderen Behörden, den kommunalen Körperschaften u. s. w., wenn sie sich für ein System zu entscheiden haben? Wo sollten sie ein dafür zuständiges Richterkollegium finden? Um so mehr machen sich da die Einwirkungen geltend, welche die Vertreter der älteren Systeme durch ihre vielfachen Verbindungen ausüben verstehen.

Möge die fortschreitende stenographische Wissenschaft in dieser Beziehung aufklärend wirken! Mögen ihre genauen Zahlen und Untersuchungen den Beweis für die Mangelhaftigkeit älterer und die Güte neuer Systeme so einleuchtend zu führen erlauben, daß selbst solche Mauern von Vorurteilen und Begünstigungen wanken! Möge auch hier die Wissenschaft dem Fortschritt, der Wahrheit zum Siege verhelfen!







## Über Kädings Häufigkeits-Untersuchungen.

Von Georg Amsel.

Der Gedanke, in einer Reihe Bücher, etwa von dem Umfange eines der neueren Riesen-Konversations-Lexika, jedes einzelne Wort auf einen Zettel zu schreiben, dann die vielfachen auszuscheiden, ihre Zahl festzustellen, in eine gewaltige Liste einzutragen, in jedem Worte Vorsilben, Stamm und Endung wieder auf besondere Zettel zu schreiben und das erste Verfahren zu wiederholen, schliesslich durch nochmalige Durcharbeitung bis zu den Bestandteilen der Wörter, den Lauten und ihren Verbindungen zu gelangen, . . . dieser Gedanke hat, das ist unzweifelhaft der erste Eindruck für jeden, etwas so Abstossendes, dafs es nicht wunderbar erscheint, wenn der Vater desselben sehr viele Mühe gehabt hat, ihm trotzdem Freunde zu werben. Wenn man erwägt, welche Unsumme von Zeit und Arbeitskraft zu seiner Durchführung nötig ist, so kann man es wahrhaftig keinem verdenken, wenn er in dem ganzen Unternehmen einen Auswuchs deutscher Gründlichkeit, einen frevelhaften Missbrauch der deutschen Gelehrten- und Beamtentugend, der Geduld, sieht und verdammt.

Und doch, obwohl die Arbeit, die das Ganze macht, so bedeutend ist, dafs man keinem das Ansinnen stellen dürfte, sie auf seine Schultern zu nehmen, — der sie übernommen, hat Jahre seines Lebens, ja, seine Gesundheit daran gesetzt — ist das, was erreicht wird, nun nicht an sich schon ein Gewinn, sondern es stellt nur eine Grundlage dar, auf der andere weiterbauen sollen. Kommt doch bei manch einem stattlichen Bau-

werk die unsichtbare Arbeit der Werkleute unter der Erde beinahe der gleich, die über der Erde geleistet ist, während diese ohne jene nicht möglich gewesen wäre, und so wird man es nicht unerhört finden, wenn auf eine bloße Vorarbeit so viel Sorgfalt verwendet wird. Wer freilich ein stattliches Haus, das an Bequemlichkeit, Wohnlichkeit, Eleganz gar nicht übertroffen werden kann, schon zu besitzen vermeint, wird von dem nichts wissen wollen, der ihm die Grundlage zu einem neuen oder die Möglichkeit zur Verbesserung und zum Ausbau des seinigen liefern will.

In diesem Wahne sind die Anhänger stenographischer Systeme zu allermeist befangen. Vielleicht müssen sie es sein, wenn sie sich für die Verbreitung ihrer Schrift im Schweiß ihres Angesichtes bemühen sollen, wenn anders Treitschke recht hat, daß der Mensch nur das schätzt, was er überschätzt. Daher werden wir sie bedauern, aber uns darüber nicht verwundern dürfen, daß die Anhänger Gabelsbergers mit verschwindenden Ausnahmen dem Unternehmen Kädings nicht nur kühl bis ans Herz hinan, sondern geradezu feindselig gegenüberstanden; mußten sie doch fürchten, daß Zahlen gar zu grell und zu unwidersprechlich gewisse wunde Punkte, deren sie sich im Grunde ihres Herzens vielleicht schon bewußt waren, beleuchten könnten. Aber die Stolzesche „Prüfungskommission“ versprach sich gleichfalls recht wenig davon für ihre Schrift, die sie ja bei der letzten Veränderung im Jahre 1888 beinahe zum Gipfel der erreichbaren Vollkommenheit ausgebildet hatte. Jedoch muß anerkannt werden, daß gerade Anhänger der Stolzeschen Schrift das meiste zum Gelingen des Unternehmens beigetragen haben. Die jüngeren Schulen aber, die Hauptvertreter des stenographischen Fortschritts, hatten mit ihrem schweren Kampfe gegen die übermächtigen älteren zur Begründung und Verteidigung des eignen Daseins zu viel zu thun, als daß sie sich mit dieser allgemeineren Angelegenheit hätten näher befassen können.

Die Gelehrten, die Sprachforscher lächelten über diese Arbeit, die Behörden lehnten Unterstützungsgesuche ab. Alles dies gilt ja natürlich nicht ohne Ausnahmen, aber im allgemeinen fand Käding nicht freudige Teilnahme, Bewunderung für seine selbstlose, entsagungsvolle Thätigkeit, sondern im günstigsten Falle halb widerwillige Beihilfe, die ihm wegen persönlicher Beziehungen oder wegen seiner vielen und jahrelangen Verdienste um die Stolzesche Schule gewährt wurde.

Aber er hat zäh ausgehalten, unser Käding, und es handelt sich, da die Unterbringung der Gesamtergebnisse in der Berliner Bibliothek

gesichert ist, heute nur noch darum, die Drucklegung wenigstens der Hauptergebnisse zu ermöglichen. Diese Hauptergebnisse, d. h. die Häufigkeitszahlen der mindestens viermal vorgekommenen Wörter (etwa ein Drittel der Gesamtzahl), ferner genauere Angaben über die schlechthin häufigsten Wörter, Verzeichnisse der Vorsilben, Endungen, Stämme u. s. w. u. s. w. erfordern immerhin ein Buch in der Stärke von voraussichtlich etwa 45 Bogen, und wenn die Anhänger Schreys, die, stolz über die Vergangenheit und in frohem Ausblick auf die Zukunft, sich im Rheinlande zur Feier des hundertjährigen Bestehens der deutschen Kurzschrift versammeln, durch Vorausbestellung auf das Häufigkeits-Wörterbuch die Herausgabe an ihrem Teil ermöglichen, so wäre dies ein neuer Beweis, daß der Gedanke des stenographischen Fortschrittes in ihren Reihen die eifrigsten Verehrer besitzt.

Nun soll keineswegs behauptet werden, daß man bisher nicht ziemlich richtige Ansichten über die Häufigkeit der Laute u. s. w. gehabt hätte. Alle Systemerfinder haben nach besten Kräften die Forderung zu erfüllen gesucht, daß den häufigsten Lauten die schreibflüchtigsten Zeichen zugeteilt werden sollen, aber die Feststellungen, die dem einzelnen zu machen möglich waren, ermangelten der erforderlichen, zweifelsfreien Sicherheit. Ich komme damit zu einem Hauptvorwurf gegen die Art, wie Käding die Frage zu lösen suchte. Man hat nämlich gemeint, die Menge von zwanzig Millionen Silben, also über zehn Millionen Wörter sei viel zu groß, es genügten bedeutend geringere Zahlen. Daß dies irrig ist, beweist am besten ein Blick in ein beliebiges der „Buchungsblätter“, welche die Ergebnisse aus je einem oder zwei Hunderttausenden Wörtern zusammenstellen.<sup>1)</sup> Ich setze zwei derselben hierher, und zwar je für ein Form- und ein Begriffswort.

Ein Blick auf diese Buchungsblätter, die für „vor“ ein Schwanken von 84 bis 511, für „Erde“ ein solches von 0 bis 70 ( $\frac{1}{2}$  von 141, No. 64) für die gleiche Masse von hunderttausend Wörtern ergeben, macht es unzweifelhaft, daß zu brauchbaren Ergebnissen mehrere Millionen Wörter nötig sind; und da wegen der Einfachheit der Berechnung runde Zahlen nötig sind, so lag es nahe, zehn Millionen Wörter zu wählen, eine Zahl, die

---

1. Damit der Leser sich eine richtige Vorstellung davon macht, was es heißt: 100 000 Wörter, so bemerke ich, daß die lutherische Bibel alten und neuen Testaments zusammen etwa  $7\frac{1}{2}$  Hunderttausend Wörter umfaßt.

**VOR**  
Häufigkeit auf

No.	Stoff	100 000 Wörter	No.	Stoff	100 000 Wörter	No.	Stoff	200 000 Wörter	No.	Stoff		
				Übertrag	4758		Übertrag	9716		Übertrag	19 726	
1	juri- stisch	157	26	juri- stisch	126	51	juri- stisch	247	76	Übertrag	173	
2	kaufmännisch allgemein	131	27	Briefstil privat- mili- tär- isch	208	52	Briefstil privaten Inhalts	—	77	Briefstil privat auf je 100 000 Wörter.	215	
3		115	28		245	53		677	78	178		
4		185	29		166	54		328	79	188		
5		Brief- stil	119		30	158		55	389	80	Briefst.kaufm. auf je 100 000 Wörter	—
6		theo- logisch	211		31	140		56	436	81	—	
7	medizi- nisch	180	32	parlamentarisch	152	57	gemischt	424	82	Briefst.kaufm. auf je 100 000 Wörter	—	
8		134	33		111	58		345	83	298		
9	geschichtlich	195	34	parlamentarisch	107	59	gemischt	262	84	gemischter Stoff auf je 100 000 Wörter	174	
10		326	35		112	60		379	85	177		
11		297	36		199	61		mili- tär- isch	594	86	gemischter Stoff auf je 100 000 Wörter	168
12		214	37		112	62		Klassiker	446	87	335	
13		201	38		134	63			453	88	217	
14	Klassiker	242	39	Klassiker	242	64	Klassiker	372				
15		212	40		214	65		391				
16		215	41		209	66		452				
17		225	42		270	67		431				
18		167	43		420	68		Deutsche Rundschau	392			
19	137	44	329	69	425							
20	175	45	168	70	403							
21	84	46	511	71	430							
22	240	47	196	72	441							
23	gemischt; Zeitungen und Bücher verschiedener Zweige.	265	48	Buch der Erfindungen	141	73	Deutsche Rundschau	396				
24		156	49		112	74		489				
25		175	50		176	75		408				
	Übertrag	4758		Übertrag	9716		Übertrag	19 726	<b>Summa</b>	21 849		

# Erde

## Häufigkeit auf

No.	Stoff	100 000 Wörter	No.	Stoff	100 000 Wörter	No.	Stoff	200 000 Wörter	No.	Stoff	
				Übertrag	427		Übertrag	720		Übertrag	1765
1	juristisch	8	26	juristisch	9	51	juristisch	1	76	Übertrag	16
2	kaufmännisch allgemein Briefstil	5	27	Briefstil militärisch privat	5	52	Briefstil privaten Inhalts	—	77	Briefstil privat auf je 100 000 Wörter	17
3		3	28		2	53		50	78		19
4		3	29		4	54		38	79		9
5		2	30		4	55		17	80		—
6		63	31		—	56		56	81		—
7	theologisch	1	32	parlamentarisch	6	57	gemischt	86	82	Briefst.kaufm. auf je 100 000 Wörter	—
8	medizinisch	11	33		1	58		3	83		26
9	8	34	—		59	13		84	102		
10	50	35	1		60	60		85	17		
11	28	36	1		61	13		86	35		
12	geschichtlich	14	37	—	62	89	87	47			
13		11	38	1	63	63	88	64			
14		17	39	24	64	141					
15	Klassiker	36	40	Klassiker	17	65	Klassiker	47			
16		10	41		19	66		76			
17		57	42		33	67		50			
18		7	43		—	68		28			
19	gemischt; Zeitungen und Bücher verschiedener Zweige	11	44	militärisch	2	69	Deutsche Rundschau	46			
20		6	45		5	70		34			
21		41	46		12	71		22			
22		11	47		61	72		36			
23		10	48		8	73		25			
24		8	49		32	74		25			
25		6	50		46	75		26			
	Übertrag	427	Übertrag	720	Übertrag	1765	Summa	2117			

noch um fast eine Million überschritten werden mußte, weil man auf die Einheit von hunderttausend Silben zurückgehen wollte, ein Wort aber nach diesen Berechnungen nicht mit zwei, sondern nur mit 1,83 Silben anzusetzen ist.

Die einfachste Verwertung der Ergebnisse ist die bei der Aufstellung von Wortkürzungen, und das diesjährige Jahrbuch der Schule der Vereinfachten Stenographie enthält schon diesbezügliche Vorschläge. Es sei hier nur einiges über die in diesem System gekürzten Vorsilben beigebracht, und zwar an der Hand der Liste, die mir handschriftlich vorgelegen hat. Ich bemerke also ausdrücklich, daß es sich bei diesen Zahlen um das Vorkommen der Wörter als Vorsilben handelt. Ich gebe nur die auf hunderttausend Silben aus der zwanzigfachen Zahl berechneten Häufigkeiten, mit Weglassung der Dezimalstellen. Die drei: „*ge*“ 2215, „*be*“ 1125, „*er*“ 615, die eigentlich nicht gekürzt werden, übertreffen an Zahl alle übrigen zusammengenommen. Ich verzeichne diese nach der Reihenfolge der Häufigkeit, wobei ich bei „*aus*“, „*unter*“ und „*zu*“ die Zusammensetzungen, wie „*heraus*“, „*hinzu*“, „*herunter*“ dazu gerechnet habe.

<i>ver</i>	979	<i>auf</i>	193	<i>in</i>	57
<i>zu</i>	388	<i>über</i>	177	<i>con</i>	55
<i>aus</i>	282	<i>unter</i>	112	<i>mit</i>	49
<i>ant</i> + <i>ent</i>	266	<i>durch</i>	66	<i>ur</i>	45
<i>un</i>	249	<i>zurück</i>	58	<i>zusammen</i>	33
				Summa	3009

Also „*zusammen*“ steht am Ende der Reihe mit 33.

Es drängt sich die Frage auf: Welche über diese Häufigkeit hinausragenden Vorsilben läßt die Schreysche Stenographie ungekürzt? Die Antwort ist, wenn wiederum die Zusammensetzungen mitgerechnet werden: *vor* 331, *her* 213, *dar* 139, *hin* 116, *nach* 88, *gegen* 69, *kom* 61, *pro* 59, *wieder* + *wider* 50, *para* 42. Wenn wir überlegen, daß zu dieser an sich ansehnlichen Häufigkeit der beiden zuerst genannten „*vor*“ und „*her*“ als Vorsilben noch die großen Zahlen von 124 (110 + 14) und 64 (11 + 53) für ihr anderweitiges Vorkommen (alleinstehend und im zweiten Teil einer Zusammensetzung) treten, so daß sich also auf hunderttausend Silben für „*vor*“ überhaupt die Häufigkeit von 455, für „*her*“ von 277 ergibt, so regt sich unwillkürlich der Wunsch, diese Wörter gekürzt zu sehen, ein Wunsch, der sich am leichtesten durch Verwendung der verstärkten Zeichen für „*v*“ und „*h*“ erfüllen

liefe; dient doch die Verstärkung auch sonst schon in Ausnahmefällen als bloßes Unterscheidungsmittel. Aber wie immer man über diesen nahe liegenden Gedanken urteilen mag, jedenfalls zeigt das angezogene Beispiel der Vorsilben, daß auch die Anhänger der Vereinfachten Stenographie aus Kädings Arbeit Stoff zu mannigfachen Betrachtungen und Anregungen zur Prüfung und Weiterbildung des Bestehenden erhalten werden.

Das Gefühl, daß die harten Zahlen jede Schule zu einer Einkehr, zu einer etwas unbequemen gründlichen Durchsicht ihrer Schrift zwingen werden, mag wohl auch die offene oder versteckte Feindschaft so vieler gegen das Unternehmen hervorgerufen haben. So wird diese umfassende Sprachzählung eine Bewegung und Entwicklung fördern, die in der Geschichte der deutschen Kurzschrift unzweifelhaft hervortritt, und über die man sich nur freuen kann: das Streben nach einem immer kühleren und sachlicheren Urteile. Solange die Stenographie noch etwas so schwer Erlernbares war und ein förmliches Studium erforderte, solange eine Postkarte mit stenographischen Schriftzügen nur wenig Eingeweihten die Geheimnisse ihres Inhaltes erschloß, solange trug der Systemkampf recht oft die Kennzeichen des Kleinlichen. Man machte nur zu leicht die Anhängerschaft an eine Kurzschrift zu einer Art von Glauben. An ihm unter allen Umständen festhalten galt als Treue; ihm abzusagen, als Fahnenflucht; die sachlichen Gegner als trotzdem achtungswerte, die Wahrheit auf ihrem Wege suchende Menschen anzuerkennen, kostete manchem nicht geringe Überwindung, so lächerlich dies alles auch klingen mag. Allmählich dringt nun glücklich die Erkenntnis durch, daß wir der Kurzschrift nüchtern wie jeder Erfindung gegenüberstehen müssen, d. h. sie verwerten, gebrauchen, schätzen, aber nur, wenn sie nicht von einer neueren, besseren Erfindung überholt ist. Natürlich ist es schwer. Eine Näh- oder Schreibmaschine schlägt man los, wenn sie veraltet ist, kauft eine neue und freut sich des Fortschrittes. Was man dagegen durch Anstrengung und Fleiß sich zu eigen gemacht hat, bildet einen Teil des eignen Ichs, und nur ungern und widerwillig giebt man lieb gewordenen Besitz auf, um Neuem nachzujagen.

Diese, in der Gegenwart sich immer mehr anbahnende Neigung, die Stenographie von dem einzig richtigen Standpunkte, dem rein praktischen, zu betrachten, wird im höchsten Maße von den Häufigkeitsuntersuchungen unterstützt. Kein einziger wird sich freilich dem Wahne

hingeben, man werde nun auf Grund der Riesenarbeit Kädings etwa das beste System unter den bestehenden berechnen, oder ein neues, alle anderen in den Schatten stellendes durch Berechnung ermitteln können. Nein! Zahlen, so wertvoll, so unschätzbar, so unentbehrlich sie sind, sind doch immer nur Beweisstücke, aus denen nur der erfahrene Richter ein treffendes Urteil fällen wird. Dieser Richter aber ist im vorliegenden Falle wie bei allem geistigen Thun der Scharfsinn, gepaart mit Besonnenheit und Umsicht.







## Methoden und Ergebnisse der Geläufigkeits-Untersuchungen.

Von Victor Henri.

Es bedarf keiner längeren Einleitung, um zu zeigen, wie wichtig die Bestimmung der Geläufigkeit der verschiedenen Zeichen für die Begründung einer Kurzschrift ist. Solche Untersuchungen müssen Hand in Hand mit den Häufigkeitsuntersuchungen gehen; denn es genügt nicht, festzustellen, welche Buchstaben, Silben und Wörter am häufigsten vorkommen; die häufigsten Laute und Wörter müssen auch durch solche Zeichen dargestellt werden, die 1. am schnellsten und leichtesten zu schreiben sind, 2. beim Schnellschreiben möglichst wenig in ihrer Form verändert werden, und endlich 3. einen gewissen Grad der Deutlichkeit für das Lesen besitzen.

Ich werde hier diejenigen Ergebnisse, die in den bisherigen Geläufigkeitsuntersuchungen gewonnen sind, in Kürze darstellen, zugleich die Methoden, die gebraucht wurden und die zu gebrauchen sind, möglichst genau und klar beschreiben, ihre Mängel und Vorzüge angeben, endlich kurz die Fragen erwähnen, die mir bei diesen Untersuchungen die wichtigsten scheinen.

Die umfassendsten Untersuchungen, die bis jetzt ausgeführt wurden, sind die von Nitsche<sup>1)</sup>, von Faulmann<sup>2)</sup> sowie von Binet und

1. Dr. Nitsche: Zeitmessungsversuche auf stenographischem Gebiete. Stenographische Blätter aus Tirol 1882, 1884; Archiv für Stenographie 1883, S. 327, 383. 2. Prof. Faulmann: Über die Schreibflüchtigkeit. Deutsche Stenographen-Zeitung 1888.

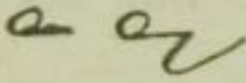
Courtier<sup>1)</sup>; dann sind noch einige Versuche von Buccola<sup>2)</sup>, Dreinhöfer<sup>3)</sup>, Fowler<sup>4)</sup>, Brauns<sup>5)</sup> und Callendar<sup>6)</sup> bekannt.

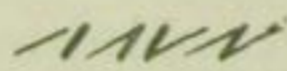
Nitsche, Buccola, Fowler und Callendar haben die Methode der elektrischen Registrierung gebraucht. Die Feder, mit der man schreibt, ist mit einem Pol der elektrischen Batterie verbunden; man schreibt auf einer Metallplatte, die mit dem anderen Pole der Batterie verbunden ist; beim Niederdrücken der Feder gegen die Platte wird der Strom geschlossen, und beim Aufheben der Feder wird er unterbrochen. Dieser elektrische Strom geht durch einen Elektromagneten; vor diesem Elektromagneten befindet sich eine kleine eiserne Platte, die beweglich ist und die durch eine Hebelvorrichtung mit einer feinen metallenen Spitze (Schreibspitze) verbunden ist; wenn also der Strom geschlossen wird, so zieht der Elektromagnet die Platte an, und die Schreibspitze macht daher eine kleine Seitwärtsbewegung; bei der Unterbrechung des Stromes entfernt sich die Platte vom Elektromagneten, und die Spitze macht wieder eine kleine Bewegung, aber in der entgegengesetzten Richtung. Zum Registrieren dieser Bewegungen der Schreibspitze dient eine cylindrische Walze, welche mit einem sorgfältig beruften Papier überspannt ist und durch ein Uhrwerk in gleichmäßig rotierende Bewegung versetzt werden kann; die Schreibspitze schleift auf der beruften Fläche; man sieht also auf dieser eine weiße Linie auf schwarzem Hintergrunde. Wenn man die Geschwindigkeit der Umdrehung kennt, so kann man aus der Länge der Linie zwischen zwei Bewegungen der Schreibspitze die Dauer des Intervalls zwischen diesen zwei Bewegungen ausrechnen; und da jedem Niederdrücken und jedem Aufheben der Feder je eine Bewegung der Schreibspitze entspricht, so kann man auch die Dauer des Schreibens einzelner Zeichen messen.<sup>7)</sup>

---

1. Binet et Courtier: Sur la vitesse des mouvements graphiques. *Revue Philosoph.* 1893. 2. Buccola: La legge del tempo nei fenomeni del pensiero 1883, S. 400. 3. Dreinhöfer: Über den Kürzungswert der stenographischen Elementarzeichen. *Archiv für Stenographie* 1882. 4. Fowler: Das Graphometer. *Pionier* 1884, S. 435. 5. Brauns: Geläufigkeitsuntersuchungen. *Mertens Stenographischer Kalender* 1894. Entwurf und Begründung eines neuen Schulkurzschriftsystems 1888. (Nachtrag, S. 83 uff.) 6. Callendar: *A Manual of cursive Shorthand* 1889, S. 5 bis 10. 7. Die nähere Beschreibung des Registrierapparates und die Handhabung desselben kann man in der *Physiologischen Graphik* von Langendorf nachsehen.

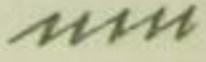
Man registriert nach diesem Verfahren die Zeit zwischen dem Niederdrücken der Feder und dem Aufheben derselben, oder zwischen dem Aufheben und dem Niederdrücken; dasselbe erlaubt also, die Dauer des Schreibens einzelner Zeichen und Wörter, und der Intervalle zwischen dem Schreiben zu messen; es erlaubt aber nicht, die Geschwindigkeit des Schreibens einzelner Teile der Zeichen, oder einzelner Buchstaben eines

Wortes zu messen. Wenn man z. B. die beiden Zeichen  vergleicht, so würde man durch diese Methode wohl die Dauer für das Schreiben dieser Zeichen erfahren, man würde aber nicht sagen können, ob in der zweiten Zeichenverbindung das erste Zeichen ebenso schnell oder vielleicht schneller als alleinstehend geschrieben wird. Man kann ferner sehr gut mit dieser Methode die Dauer etwa der fünf folgenden Zeichen messen:

  
1 2 3 4 5

Ist aber der Strich 1 in den Zeichen 3, 4 und 5 ebenso schnell geschrieben wie allein in 1? Ist der Strich 2 in den Zeichen 3, 4 und 5 ebenso schnell geschrieben wie allein in 2? Darüber kann uns die Methode nichts sagen; es sind aber wichtige Fragen, denn die Beantwortung derselben würde nicht nur einzelne, beschränkte Ergebnisse über die Geschwindigkeit des Schreibens verschiedener Teile der Buchstaben liefern, sondern sie würde allgemeinere Schlüsse über die Veränderung der Geläufigkeit des Schreibens gewisser Zeichen unter verschiedenen Bedingungen finden lassen.

Bevor ich zur Besprechung der anderen Methoden übergehe, möchte ich kurz die Ergebnisse der bisherigen Untersuchungen nach dem oben beschriebenen Verfahren darlegen.

Dr. Nitsche hat viele Versuche über die Geläufigkeit des Schreibens einzelner Zeichen gemacht und in den Tiroler Blättern für Stenographie veröffentlicht: man schrieb ein und dasselbe Zeichen ununterbrochen mehrere Male nacheinander, z. B.  die Dauer wurde registriert, wie oben gezeigt ist; wenn man die Gesamtdauer durch die Zahl der Wiederholungen dieser Zeichen (also fünf in diesem Beispiele) dividiert, so bekommt man die mittlere Dauer für das Zeichen  $z$ .

Man sieht leicht ein, dafs dieses Verfahren einen Mangel hat; denn es nimmt an, dafs, wenn man mehrere Male nacheinander dasselbe

Zeichen schreibt, dieses jedes Mal mit derselben Geschwindigkeit geschrieben wird. In der That ist das aber nicht der Fall: wie unten nachzuweisen ist, wird das Zeichen das erste und das letzte Mal in der Reihe immer langsamer geschrieben, als in der Mitte.

Wenn man die Dauer des Schreibens von  $\ell$  mit 1 bezeichnet, so hat man nach Nitsche für die Dauer folgender Zeichen die Werte:

<sup>1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23</sup>  
 $\ell \ell$

= 1; 1; 1,04; 1,09; 1,09; 1,13; 1,15; 1,20; 1,20; 1,31; 1,33; 1,51; 1,49;  
 1,70; 1,71; 1,76; 1,82; 1,83; 1,86; 1,96; 2,02; 3,17; 3,75.

Eine Druckverstärkung bewirkt eine Verlangsamung.

Diese Untersuchung ist, wie man sieht, nur ein Anfang; sie giebt die verhältnismäßige Dauer verschiedener Zeichen, wenn diese einzeln mehrere Male nacheinander geschrieben werden; es ist aber schwer, daraus allgemeine Schlüsse zu ziehen, und unmöglich, damit zu ermitteln, wie dasselbe Zeichen in Verbindung mit anderen Zeichen wirkt.

Die Untersuchungen von Callendar, Buccola und Fowler sind nicht umfassend genug, um näher darauf einzugehen. Callendar hat den Mangel der Methode der elektrischen Registrierung bemerkt; er sagt, daß es sehr leicht vorkommen könne, daß ein Zeichen, allein mehrere Male nacheinander geschrieben, länger als ein anderes sei, daß dagegen in Verbindung mit anderen Zeichen das erste kürzer sein könne.

Die Versuche von Dr. Dreinhöfer, Prof. Faulmann und Dr. Brauns sind nach einer sehr ähnlichen Methode gemacht worden. Statt der elektrischen Registrierung der Dauer wurde diese hier gleich zehn Sekunden genommen und mit einer Sekundenuhr gemessen; es handelte sich also darum, möglichst rasch ein Zeichen mehrere Male nacheinander während zehn Sekunden zu schreiben; man zählte die Zahl der Wiederholungen und dividierte zehn Sekunden durch diese Zahl, und erhielt so die mittlere Dauer des Schreibens eines Zeichens.

Die umfangreichste Untersuchung ist die von Professor Faulmann. Die Ergebnisse derselben sind folgende:

1. Die Schreibflüchtigkeit ist von der Kürze und Länge der Handbewegungen bedingt.

2. Es ist notwendig, die Zahl der Handbewegungen durch die Zahl der in einem bestimmten Zeitraume ausführbaren Buchstaben zu kontrollieren. Es sind im Mittel geschrieben in zehn Sekunden:

85	Buchstaben mit 1 Handbewegung,
42	„ „ 2 Handbewegungen,
28	„ „ 3 „
21	„ „ 4 „
17	„ „ 5 „
14	„ „ 6 „
12	„ „ 7 „
10	„ „ 8 „

3. Die Vergleichung der Geläufigkeit des Schreibens verschiedener Zeichen, je nachdem sie unverbunden oder verbunden sind, hat gezeigt, daß einige Zeichen verbunden viel schneller geschrieben werden als unverbunden; auf andere hat die Verbindung keinen Einfluß; dagegen werden einige wieder verbunden langsamer geschrieben als unverbunden.

So z. B. sind geschrieben in zehn Sekunden:

*h = 2 2 6 6 2 2*

einzel: 48 47 33 31 31 31 31 30 29 25 Mal

verbunden: 42 41 45 31 40 31 40 40 40 31 „

Im allgemeinen bewirkt aber die Verbindung eine Verkürzung der Dauer. Professor Faulmann hat auf diese Weise die Stenographiesysteme von Gabelsberger, Stolze und Faulmann mit einander und auch diese mit der Kurrentschrift verglichen. Aus der Vergleichung einzelner Buchstaben zieht er Schlüsse über den Wert des einen oder des anderen der Systeme und auch über die Geläufigkeit der Stenographie gegenüber der Kurrentschrift; im letzteren Falle findet er, daß die Stenographie doppelt so schnell ist als die Kurrentschrift.

Diese Schlüsse sind zu allgemein; man müßte zuerst die verschiedenen Verbindungen der Buchstaben auf die Geläufigkeit untersuchen, und nur dann wäre es möglich, allgemeine Schlüsse zu ziehen.

Der Mangel dieses Verfahrens ist derselbe wie bei der elektrischen Registrierung: man bekommt die Gesamtdauer des Schreibens eines ganzen Zeichens ohne Angaben über die Geläufigkeit einzelner Teile.

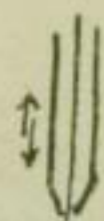
Ich komme jetzt zu einem ganz neuen Verfahren, das, wie ich glaube, sehr wichtige Ergebnisse bieten kann, da man mit Hilfe desselben die Geläufigkeit des Schreibens in jedem einzelnen Augen-

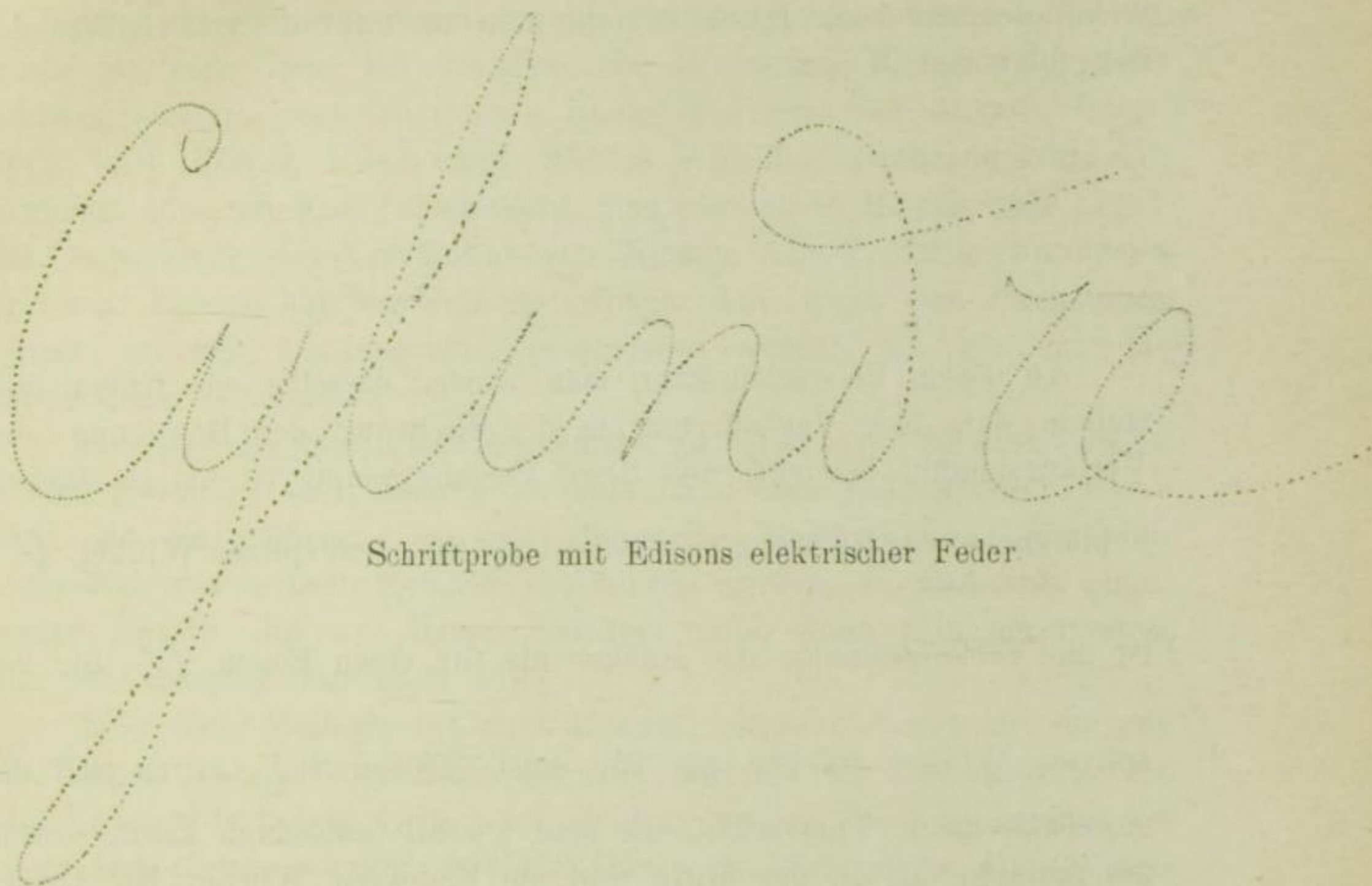
blicke kennen lernt und so die Beschleunigungen oder Verlangsamungen beobachten kann.

Dieses Verfahren wurde angewandt von Binet und Courtier.<sup>1)</sup> Die Geläufigkeit wird gemessen mit der elektrischen Feder von Edison. Diese Feder besteht aus einem hohlen Cylinder von 12 cm Länge, der als Federhalter dient; im Innern dieses Cylinders, der nach unten trichterförmig wird, befindet sich eine spitzige Nadel, die ungefähr auf  $\frac{1}{2}$  mm hervortreten kann. Ein kleiner Elektromotor, der am oberen Teile der Feder angebracht ist, teilt der Nadel schnelle Hin- und Herbewegungen in den Richtungen der Pfeile mit; in der Sekunde werden etwa 150 bis 200 solche Bewegungen gemacht. Wenn man die Feder ungefähr senkrecht hält und damit über ein gespanntes dünnes Papier fährt, so bekommt man auf dem Papiere kleine Löcher; da die Dauer zwischen zwei aufeinander folgenden Löchern immer dieselbe ist, so muß, je schneller die Feder sich über das Papier bewegt, desto größer die Entfernung der aufeinanderfolgenden Punkte sein. Um einen Abdruck zu bekommen, braucht man nur das Papier über ein anderes zu spannen und mit Tinte zu bepinseln. Man erhält so eine Schrift, in der alle Zeichen aus kleinen, nahe beisammen liegenden Punkten bestehen, und die Entfernung der Punkte von einander zeigt, wie schnell an der betreffenden Stelle die Bewegung war. So sieht man in dem auf nächster Seite wiedergegebenen Worte *Cylindre* deutlich, wie mit der Länge der Linien die Geschwindigkeit wächst; so in der Mitte des C, im y und l, endlich im d; in den kürzeren Strichen sind die Punkte dagegen einander viel näher, also die Bewegungen weniger rasch; bei den Biegungen oder bei den Spitzen findet eine deutliche Verlangsamung statt; die Bewegungen von oben nach unten sind langsamer, als die von unten nach oben und von links nach rechts; man sieht es sehr deutlich an dem i, dem n und dem r. Also dieses einzige Beispiel hat uns schon viel mehr gelehrt, als die Methode der elektrischen Registrierung.

Wenn wir die Zahl der Punkte mit Hilfe der Lupe zählen und dann mit  $\frac{1}{150}$  multiplizieren, so bekommen wir die Dauer des Schreibens in Sekunden.

1. Der Verfasser vorliegender Abhandlung war der Assistent derselben bei diesen Untersuchungen in Paris. (Anm. d. Herausg.)





Schriftprobe mit Edisons elektrischer Feder

Wenn man nun ein und dasselbe Zeichen mehrere Male nacheinander in verschiedener Gröfse schreibt, so zeigt unsere Methode, dafs, je gröfser ein Zeichen ist, desto gröfser auch die Geschwindigkeit der Bewegungen ist. Man kann also nicht sagen, dafs die Länge eines Striches als Mafs der Dauer seines Schreibens dienen kann. Ich gebe hier zwei Beispiele: zunächst die Silbe *de* drei Mal geschrieben in verschiedener



Gröfse; ich habe mit der Lupe die Zahl der Punkte gezählt; es ergab sich, dafs das kleinste *d* 59 Punkte enthält, das mittlere 67, und das gröfste auch 67. Also trotz der verschiedenen Gröfse ist die Dauer des Schreibens in diesen drei Fällen immer fast dieselbe; das kleinste *d* ist etwas kürzer, aber in ihm ist auch der hintere Bogen nicht so lang

wie in den anderen. Dasselbe sieht man auch für die vier Gröfsen der hier folgenden *M*:



An diesen Beispielen kann man wieder dasselbe wie früher feststellen, dafs jede Veränderung in der Richtung der Bewegung eine Verlangsamung bewirkt, und diese Verlangsamung ist um so stärker, je plötzlicher die Richtung sich verändert; für einen spitzen Winkel  $\sphericalangle$

ist die Verlangsamung also stärker als für einen Bogen  $\cup$ , für den spitzen Winkel stärker als für einen gröfseren  $\sphericalangle$ ; es sind das ganz allgemeine Thatsachen, die man überall beobachten kann, sowohl am Anfange als in der Mitte und am Ende der Wörter, bei kurzen und langen Strichen.

Ein weiteres wichtiges Ergebnis der Untersuchungen von Binet und Courtier ist, dafs am Anfange und am Ende die Bewegung immer langsamer ist, als in der Mitte: man kann es leicht aus den früheren Beispielen sehen; ich gebe noch ein anderes Beispiel; es ist ein Winkel:



Man sieht, wie die Bewegung vom Anfange an allmählich zunimmt, in der Mitte der Striche einen Höhepunkt erreicht und gegen die Spitze wieder langsamer wird; aus demselben Beispiel ersieht man auch, dafs die linke Seite (von oben nach unten) langsamer geschrieben ist als die rechte, von unten nach oben gehende. Der Strich von oben nach unten enthält 51 Punkte, der von unten nach oben 44; beide sind von ganz derselben Länge (20 mm).



Aber diese Verlangsamung der Bewegung am Anfange und am Ende ist nicht nur bei geraden oder krummen Linien beobachtet worden, sondern auch bei ganzen Buchstaben: ein und derselbe Buchstabe wird in der Mitte eines Wortes schneller geschrieben als am Anfange oder am Ende; hier sieht man also einen Beweis, der gegen die Anwendung des Verfahrens von Nitsche und Professor Faulmann spricht. Ebenso hat die Methode gezeigt, dafs, wenn man Buchstaben einzeln schreibt, sie langsamer geschrieben werden, als wenn man sie miteinander verbindet.

Dies sind die wichtigsten Ergebnisse, die bis jetzt mit der elektrischen Feder gewonnen sind; man sieht, dafs diese eben ganz anderer Natur sind als die früheren; es sind allgemeine Eigenschaften, die beim Schreiben der meisten Zeichen beobachtet werden, es sind also allgemeine Regeln, die man immer beachten mufs, wenn man ein System der Stenographie bearbeiten will.

Aber diese Methode hat auch Mängel; man registriert mit ihr nur die Dauer während der Zeit, wo man schreibt; die Zwischenzeit, wo die Feder aufgehoben wird, wird nicht gemessen; diese zu messen, ist aber fast ebenso wichtig, wie die Dauer des Schreibens der Zeichen selbst; für die Bestimmung der Dauer dieser Intervalle ist die elektrische Registrierung wohl am besten. Daher ist es nötig, neben den Geläufigkeitsuntersuchungen mit der Feder von Edison auch Versuche mit der Methode der elektrischen Registrierung anzustellen, um genau die Länge der Intervalle kennen zu lernen.

Ein anderer Mangel besteht darin, dafs die elektrische Feder nicht so bequem zu halten ist wie eine gewöhnliche Schreibfeder: man mufs sie fast senkrecht halten, sie ist schwer (120 Gramm), und sie hat leise zitternde Bewegungen, die am Anfang störend sind. Diese Mängel lernt man aber durch Übung überwinden; wenn man in einer Woche jeden Tag etwa eine Stunde lang mit ihr schreibt, so gewöhnt man sich so daran, dafs man keinen Unterschied mehr vom gewöhnlichen Schreiben merkt.

Es seien nun noch kurz die wichtigsten Untersuchungen angegeben, die zu erledigen wären:

1. Zunächst Untersuchungen über die Geläufigkeit des Schreibens von einfachen Zeichen, allein geschrieben; hier sind zu beachten: die Länge der Striche, deren Richtung und die Veränderungen in der Richtung.

2. Untersuchungen über die Geläufigkeit des Schreibens von Zeichenverbindungen; es ist zu beachten, ob man nicht etwas Gemeinsames zwischen den Ergebnissen des ersten Punktes und dieses finden kann.
3. Untersuchungen über die Länge der Intervalle zwischen den Zeichen und über den Einfluß der Intervalle auf die Geläufigkeit des Schreibens dieser Zeichen; hier kommt die Frage zur Erörterung, in welchen Fällen es günstiger ist, die Zeichen untereinander zu verbinden, und in welchen Fällen dies ungünstiger ist.

Am besten wäre es, diese Untersuchungen mit der elektrischen Feder von Edison anzustellen. Man braucht dazu keine besondere Einrichtung; jeder kann diese Untersuchungen selbst machen; die Feder mit zwei Chromelementen kostet ungefähr 100 bis 120 Mark; man braucht sich nur zuerst zu üben, und dann kann man die Untersuchungen anfangen.

Für die dritte Frage wird man die Methode der elektrischen Registrierung brauchen. Diese ist viel umständlicher, denn es ist noch ein sogenanntes Kymographion (rotierende Walze) nötig.

Aus dieser Übersicht der Methoden<sup>1)</sup> und ihrer Ergebnisse tritt klar hervor, wie wenig noch bis jetzt hinsichtlich der Geläufigkeit des Schreibens festgestellt ist, und trotz dieser wenigen Versuche sind doch schon einige bemerkenswerte und allgemeine Thatsachen gewonnen; die einzige Arbeit von Binet und Courtier mit der elektrischen Feder hat schon Ergebnisse gezeitigt, die leicht zu allgemeinen Regeln werden können. Man kann sicher sein, daß eine Untersuchung der verschiedenen stenographischen Zeichen, unter den verschiedensten Verhältnissen (einzeln, miteinander und mit anderen Zeichen verbunden) geschrieben, mit der elektrischen Feder nicht nur zu einzelnen Ergebnissen führen, sondern auch allgemeine Regeln für den Aufbau eines stenographischen Systems abgeben wird.

---

1. Dr. Brauns (Stenogr.-Kalender 1894, S. 142) nennt noch die Schreibung mit photographischer Momentaufnahme; doch scheinen weder von ihm noch sonstwo damit Versuche angestellt zu sein; sie ist daher oben nicht berücksichtigt worden.





## Ist in einer deutschen Kurzschrift der Vocal am Anlaut oder am Auslaut zu bezeichnen?

Von Dr. Paul Branscheid.

Wie in unserem Jahrhundert die Buchstabenschrift Gemeingut des Volkes geworden ist, so sollte je eher je besser die Zeichenschrift (Stenographie) Gemeingut der höheren Stände im Volke werden. Was jene an Leichtigkeit der Erlernung und Handhabung voraus hat, das bringt diese an Vernunftgemäßerem wieder ein: lehrt doch die Kurzschrift, abgesehen von ihren großen Vorzügen der Kürze, wenigstens in ihrer heute noch vorherrschenden Gestalt, die Gedanken in Begriffe zerlegen und auf Begriffe heften.

Sollte dereinst die Kurzschrift Volksschrift werden, so müßte beiderseits ein Schritt zur Annäherung gethan werden: das Volk müßte lernen, die Sprache begriffsmäßiger auffassen, und die Zeichenschrift müßte im begriffsmäßigen Zerlegen jede Spitzfindigkeit meiden. Bisher ist die Volksschrift hinsichtlich des Zerlegens im Übermaße nachlässig und leistet dadurch der Verworrenheit im Denken bei geistig Ungewandten häufig Vorschub. Ob „*Maischwärmer*“ in *Maisch-wärmer* oder *Mai-schwärmer*, ob „*erblich*“ in *erb-lich* oder *er-blich* zergliedert werden muß, ob ein „*Erblasser*“ etwas mit „*erblassen*“ zu thun hat, was ein „*Zweigende*“, was ein „*Bauschärmel*“ ist — darüber läßt die jetzige Volksschrift auch wenig geübte Denker entscheiden. Die Zeichenschrift hingegen bemüht sich, auch dem höher Gebildeten stets

vor Augen zu halten, daß eine *Roheit* eine *Roh-heit* ist, daß in „geht“ kein Dehnungs-h vorliegt.

Die Kurzschrift schreibt nicht nach einzelnen Lauten, sondern nach Begriffen. Sie zeigt ein ängstliches Bestreben, jedes Begriffsbild — ob Stamm, Vorsilbe, Nachsilbe, Binde-silbe oder Endung — in der einmal festgelegten Gestalt starr zu bewahren. Die geistige Leistung der Kurzschriftkundigen beruht im wesentlichen auf der Fertigkeit, die Wortgebilde der Sprache im Sinne ihrer begrifflichen Zusammensetzung schnell zu überblicken, was eine ausgedehnte Sprach- und Sachkenntnis erfordert. Damit erklärt es sich, daß die Fremdwörter in jeder Kurzschriftart so vieles Kopfzerbrechen verursachen: man kann nicht verlangen, daß jemand alle Sprachen, denen diese oft verzwickten und verquickten Lautgebilde angehören, bis zur richtigen begrifflichen Zerlegung beherrsche. Es ist daher erfreulich, wahrzunehmen, wie man anfängt, die Fremdwörter nach deutschem Muster zu zerlegen: will man einmal dieser Eindringlinge, Mundfüller und Lückenbüßer nicht entraten, so ist jene Behandlung die zweifellos richtige. Von der nachfolgenden Untersuchung sollen die Fremdwörter, die kein Bürgerrecht besitzen, zunächst grundsätzlich ausgeschlossen bleiben.

### 1. Untersuchung der deutschen Wortstämme.

Die Wurzeln der deutschen Sprache sind einsilbig. Aber auch ihre Stämme sind durchweg einsilbig, obschon dies bisweilen schwer zu erweisen ist. So ist im Worte „*Arbeit*“ *arb* der Stamm, *eit* die Nachsilbe (vergl. russisch „*rab*“ = der Knecht, und die Nachsilben in *Armut*, *Zierat*); in „*Ameise*“ ist *am* der Stamm, *eise* die Nachsilbe (vergl. englisch *emmet*, und die Nachsilben in *Hornisse*, *Elritze*). In mehrsilbigen Wörtern ist daher nur eine Silbe die Stammsilbe, falls nicht eine Zusammensetzung aus verschiedenen Stämmen vorliegt.

Im Stamme „*bub*“ ist es ziemlich gleichgültig, ob das u am ersten oder zweiten b bezeichnet wird. Der eine Kurzschreiber wird sagen: „Ich bezeichne es lieber am ersten b, weil mein Begriffsbild dadurch von vornherein eine feste Grundlage gewinnt, auf der ich weiter bauen kann.“ „Und ich“, wird der andere sagen, „bezeichne das u lieber am zweiten b, weil ich dann Zeit gewinne, mir inzwischen die Art der Darstellung klar zu machen.“ Es handelt sich hier um eine Geschmacks-sache, die ohne eine anderweitige, gesichertere Grundlegung der Kurzschriftlehre ein noch so langer Streit hin und her nicht entscheiden wird.

Ein wenig anders liegt schon der Fall, wenn der Stamm nicht *bub*, sondern etwa „*stub*“ heißt. Man müßte erwägen, ob die Darstellung des *u* am *st* oder am *b* mehr Zeit erfordert. Zur Lösung dieser Frage wären bestimmte Schriftarten zu untersuchen. Da aber die Darstellungsdauer einer Vocalbezeichnung ein noch wenig untersuchter und bis dahin wegen des winzigen Zeiteilchens ein schwankender Boden ist, so will ich, um jeder Meinung gerecht zu bleiben, auch für den Stamm *stub* den Fall der Geschmackssache gelten lassen, d. h. annehmen, es sei gleichgültig, ob das *u* am *st* oder am *b* bezeichnet wird. Und so für alle beiderseits geschlossenen Stämme.

Wesentlich verschieden gestaltet sich die Frage für die einerseits offenen Stämme, die vorne offenen und die hinten offenen. Wenn hier allerdings das Regelwerk der jedesmaligen Schriftart vielfach umgestaltend eingreift und manche Einschränkung meiner aufzustellenden Behauptung bedingen wird, so muß doch hier der Angelpunkt dieser ganzen Untersuchung liegen. Denn an und für sich läßt sich die Behauptung nicht abweisen, daß eine Kurzschrift, welche den Vocal am **Anlaut** bezeichnet, in den **vorne** offenen Stämmen, und eine solche, die ihn am **Auslaut** darstellt, in den **hinten** offenen Stämmen **den Vocal besonders schreiben** muß, wozu mehr Zeit erforderlich ist als zur sinnbildlichen Darstellung.

Es gilt also, das deutsche Sprachgut auf die vorne und hinten offenen Begriffsilben, in erster Reihe die vorne und hinten offenen Wortstämme zu untersuchen. Um nicht bloß zu zählen, sondern auch zu wägen, habe ich eine Einteilung in Häufigkeitsgruppen gewagt; dabei kann ich sehr irrige Zuweisungen machen, hoffe aber, nicht zu weit fehl zu treffen; die Kädingschen Zählungen werden mich berichtigen.<sup>1)</sup> Einen gewissen Anspruch auf Vollständigkeit muß ich indessen für die zweite bis sechste Häufigkeitsgruppe erheben, wenigstens soweit das Deutsche Wörterbuch von Moriz Heine (Leipzig, Hirzel 1890, 1892, 1895) vollständig ist, das ich zu Grunde lege. In die

---

1. Der Herausgeber hat indes schon jetzt den vorliegenden Aufsatz für wichtig genug gehalten, um ihn in das Festbuch aufzunehmen; er zeigt an einem Beispiele, wie die Häufigkeitsuntersuchungen für die Kurzschriftlehre verwendet werden können. Die genaueren Zahlen wird sich nach der Herausgabe des Kädingschen Wörterbuches jeder leicht selbst hinzusetzen und danach den obigen Aufsatz ergänzen können. [Zus. d. H.]

erste Gruppe sind die strichweise auftretenden landschaftlichen, veralteten, dichterischen und sonst im Gebrauch beschränkten Stämme verwiesen; sie ist unvollständig und zählt nur einige Beispiele auf. Setzt sich ein Wort aus mehreren Stämmen zusammen, so ist durch eine zugefügte 1 oder 2 kenntlich gemacht, welcher Teil gemeint ist. Der zugesetzte Buchstabe *f* soll ein Fremdwort mit Bürgerrecht kennzeichnen. Ableitungen sind in Klammern angegeben.

**Erste Gruppe.**

<i>Aafs Asch Attich Atzel eisch</i>	<i>beiern Boi Dau flauen fleuen</i>
<i>Elbsch Eller Emmerich Enke</i>	<i>Heie heien heuern jaeln Kaue</i>
<i>entrisch Etter Euler Inselet Inster</i>	<i>Kauert Klei kleuen Lauer</i>
<i>itzt Ohmet Öls . . . . .</i>	<i>(= Nachwein) Lee Lei Laue</i>
	<i>Schnaue zwo . . . . .</i>

**Zweite Gruppe.**

<i>Aar After ah! Ahle Ahorn 1</i>	Folgende Rufe: <i>aha ba bä fi</i>
<i>(-en) Alm Alp Alraune 1 Am-</i>	<i>ha halali hallo he heda hei</i>
<i>boss 1<sup>1)</sup> Ammer Ampel f Ampfer</i>	<i>heida heidi heissa hi ho hu</i>
<i>Anger Arche f As f Äsche üsen</i>	<i>huhu hui hurra hussa o je ju</i>
<i>Assel ätsch! Aster f Ebenholz 1</i>	<i>lala kikeriki mä miau Mordio</i>
<i>Ecker Egel Egge (-en) eh! Eibe</i>	<i>feuerjo na nu oha oho pfui</i>
<i>(-en) Eibisch eichen (= Mafse be-</i>	<i>schuhu ssassa trara wauwau</i>
<i>stimmen) Eidam 1 Eidechse 1</i>	<i>. . . Mama Papa. Ferner: Bai</i>
<i>Eider Eiland 1 Eisbein 1 Elch</i>	<i>Bauer (das) Bleuel (Flachsschlägel;</i>
<i>Elritze Elsbeere 1 Engerling Enkel</i>	<i>-en) Braue Fee Fei (-en) Hai</i>
<i>(am Fuß) Ente f (= Zeitungslüge)</i>	<i>heuer geheuer (Unge-er) hie je nun</i>
<i>entern Eppich Erker Erle (-en)</i>	<i>Kai (= Quai) f Klee Kleie</i>
<i>Esche (-en) Espe (-en) Esse Essig</i>	<i>Knäuel krauen (-eln) Laie Leu</i>
<i>Estrich Eule Euter Igel Iltis</i>	<i>mauen (= miauen) nassauern 2</i>
<i>Imme (Imker) impfen (-ung)</i>	<i>im Nu Pfau Raa Sau (ver-en</i>
<i>Ingwer Ocker Odem oh! Oheim 1</i>	<i>isch) Scheuer Schleie Thee Wau</i>
<i>(Ohm Öhm) Ohm (ein Flüssigkeits-</i>	<i>(Farbpflanze). (39 und 28.)</i>
<i>mafs) Öse Otter (Marderart) Otter</i>	
<i>(Schlangenart) Oxhoft f 1 uf! Ulk</i>	
<i>(-en) Ulme Unke Unze (Gewicht)</i>	
<i>Unze (Löwenart) Ur (Auerochs)</i>	
<i>urbar Urne (73).</i>	

1. Eigentlich eine Bildung mit der Vorsilbe „an“.

**Dritte Gruppe.**

**Aal Aas** (—en —ig) **Abt** (—ei  
 „issin „lich) **ach!** („zen) **Achse**  
**Achsel Acht** („en) **Ader** (—ern  
 „ern) **Adler 1 Affe** (—erei „en „in  
 „isch) **nachahmen** (Nach—ung) **Ahn**  
 (—e Ur— Ur—e) **ahnden** (—ung)  
**Ähre albern 1** (—ernheit) **Alpen**  
 (—e „ler —nerin) **Ameise Asche**  
 (—ig „er „ern ein„ern) **Ast** („ig  
 „eln ver„eln) **atzen** (—ung „en „ung)  
**Auster Axt Ebbe** (—en) **Eber ehern**  
**Eimer Eis** (—ig —en ver—en) **Eiter**  
 (—ern —erig —erung) **Elfenbein 1**  
 (—ern) **Elle Elster Engel** (—lisch)  
**Enkel** (—elin Ur—) **Ente** (—erich)  
**Epheu 1 Erbse Erz** (in Zusammen-  
 setzungen wie —faul —engel) **Erz**  
 (—en be—t) **Esel** (—elin —elei —elhaft)  
**Insel f irden** (—isch) **Obst Ochs**  
 (—en —ig ver—t) **öde** (die —e —en  
 an—en ver—en) **Ofen Ohr** („ „ling) **Öl**  
 (—en —icht —ig —ung ent—en) **Onkel f**  
 (—eln) **Oper f Orgel** (—eln) **Ost**  
 (—en „lich) **Ostern** („erlich) **Ufer**  
**Uhr üppig** (—igkeit) **empor**<sup>1)</sup> („en  
 „ung). (56.)

**Blei** (—ern ver—en) **Brei** (—icht  
 —ig Ur—) **verdauen** (ver—lich un-  
 ver—lich Ver—ung) **dräuen** (—er)  
**Epheu 2 flau** (—en —heit) **Gau**  
 (All„) **Geier Greuel** (—lich) **Heu**  
 (—en —er —schrecke) **ja je kauern**  
 (—ersam) **lau** (—heit —igkeit —lich  
 —licht) **Leier** (—ern —erer —erin)  
**Mai** (—e —en) **scheuern** (zer—ern)  
**Schnee** (—ig —icht) **schneien** (be—en  
 ver—en) **Spreu** (—ig) **stauen** (—er)  
**Steuer** (= Richtrunder: —ern —erer  
 —erung) **Tau** (= Seil) **Tau** (der:  
 —en be—en) **zwei** (ent— ent—en —ling)  
**zwie** (—back —fach —licht —tracht).  
 (26.)

**Vierte Gruppe.**

**Abend** (—endlich) **Acker** (—ern  
 —erer be—ern) **Adel** (—eln —elich  
 un—elich) **ahnen** (—ung) **ähnlich**  
 (—lichkeit —eln) **Amt** (—lich —en  
 Be—e Be—entum) **Arm** („el) **Arzt**  
 („lich „in) **Atem** (—men —mung)  
**Auge** (—ig „ig „en „eln be„en)  
**aussen eben** (—ene —nen) **eben**  
 (= jetzt, genau) **echt** (—heit un—  
 ur—) **Eck** (—e —en —icht —ig an—en)

**blau** (—en „e „en „lich „ling  
 ver„en) **brauen** (—er „en Ge„  
 ver—en) **da Dauer** (—erhaft —ern)  
**dauern** (be—ern Be—ern be—erlich)  
**du Feier** (—ern —erlich —erlichkeit)  
**Feuer** (—ern —erung) **Frau** („lein  
 —lich „lich —enhaft) **freuen** (er—en  
 er—lich) **grau** (—en er—en —lich  
 „lich) **hauen** (—e —er „er be—en  
 ver—en Ver— zer—en) **ja je kauen**

1. Entstanden aus „ent-be-ober“.

**edel** (ver—eln Ver—elung) **Ehe** (—elich —elichkeit —elichen ver—elichen Miss—e) **ehe** (—er) **Eiche** (—el —en) **Eid** (—lich be—en be—igen ver—igen Ver—igung Mein— 2 mein—ig 2) **Eifer** (—erer —ern —rig be—ern er—ern) **Eisen** (—ern) **eitel** (—elkeit ver—eln Ver—elung) **ekel** (der —el —elhaft —elicht —lig —eln ver—eln) **elend** 1 (das — —en —iglich) **Eltern** (—erlich Ur—ern) **Emse** (—ig —igkeit) **Erde** (—ig —icht be—igen Be—igung) **ernst** (der — —haft —haftigkeit —lich) **Ernte** (—en —er Miss—e) **erst** (—e —ens —lich —ling) **essen** (—bar —er Mit—er) **euch** (eurig) **ewig** (—igkeit —iglich ver—igen Ver—igung) **ich ihm ihn** (—en) **ihr** (—ig —zen) **immer irgend** (—ends) **ob** (in der Frage) **oder oft** (—mal —malig —mals) **ohne Opfer** (—ern —erung) **Ort** (—lich —lichkeit er—ern Er—erung —schaft) **übel** (das —el —elkeit ver—eln) **üben** (—lich —ung ver—en) **unten**. (50.)

(zer—en Wieder—er) **Klaue** (—en zer—en) **Knie** (—en —lings) **Lauer** (—ern —ersam be—ern) **Mauer** (—ern —erer —erer ver—ern) **Meier** (—ern —erin ab—ern be—ern) **genau** (ge—igkeit unge— unge—igkeit) **nie** (—mals —malig) **Reue** (—en ge—en be—en —ig) **säen** (be—en —er) **sauer** (—ern —ern ver—ern —erlen —erlich —erling) **schauer** (—erig —erlich —ern) **schlau** (—heit —igkeit un—) **Schleier** (—erhaft —ern ver—ern Ver—erung ent—ern) **Schrei** (—en —er ver—en) **See** (der, die, —isch unter—isch) **speien** (be—en ver—en —er) **Steuer** (—ern bei—ern be—ern ver—ern —erbar —erlich) **Streu** (—en be—en ver—en zer—en) **thu** (—en be—en be—lich Ge—e ver—en —nichtgut) **Trauer** (—ern be—ern ver—ern) **treu** (—e —lich un— un—e ge— ge—lich verun—en.) (36.)

### Fünfte Gruppe.

**Angst** (—en —ig —igen be—igen be—en Be—igung —lich —lichkeit) **arg** (das — —er —ern —erlich —ernis —wohn —wöhnen —wöhnisch ver—en) **Art** (—en ent—en —ig un—ig —igkeit Un—) **ausser** (—ere —erlich —erlichkeit —ern —erung ver—ern ver—erlich Ver—erung ent—ern) **Eile** (—en —ig —igkeit be—en er—en ent—en) **Erbe** (der, das —in —en —lich —lichkeit —schaft be—en Be—ung er—en ent—en Ent—ung ver—en Ver—ung) **etlich** (—wa —wan —waig —wanig —was —welche) **irre** (die —e —en —ig —sal —tum —tümlich —ung be—en **frei** (—e —en —er —heit —lich be—en Be—er Be—ung un—) **Grauen** (—enhaft —eln —lich —sam —samkeit) **schau** (—en be—en Be—er er—en an—en an—lich veran—lichen) **scheu** (die — —en —el —sal —sällig ab— verab—en) **trauen** (—lich —lichkeit —ung be—en ge—en ver—en Ver—en anver—en ver—lich miss—en Miss—en miss—isch) (5.)



ver-en Ver-ung) **Orden** (-entlich  
-nen -ner -nung un-entlich Un-nung  
ver-nen Ver-nung) **uns** (-er -rig.  
(10.)

**Sechste Gruppe.**

**aber Acht** (-bar -barkeit -en  
-sam -samkeit -ung be-en Be-ung  
beob-en Beob-er Beob-ung er-en  
Er-en un-sam Un-samkeit miss-en  
Miss-ung ver-en Ver-ung Ver-er  
ver-lich Ver-lichkeit) **alle** (-erlei  
**also**) **als alt** (-en -er -ertum  
-ertümlich -ertümler -ern ur- ver-en  
-lich -eln) **an** (ans **am**) **andere**  
(-ers -ern -erung ver-ern ver-erlich  
Ver-erung) **Arbeit** (-eiten -eiter  
-eitsam be-eiten Be-itung Be-eiter  
er-eiten ver-eiten Ver-eitung zer-  
-eiten) **arm** (-en ver-en -ut Ver-ung  
-lich) **auch auf** (-s -nen) **aus**  
**Ehre** (-bar -en -enhaft -lich -lich-  
keit -sam Un-e un-enhaft un-lich  
Un-lichkeit be-en ver-en Ver-er  
Ver-ung ver-lich ent-en Ent-ung)  
**eigen** (-ens -enheit -enschaft -entlich  
-entum -entümlich -entümlichkeit  
-entümer -nen -ner -nung un-entlich  
ur-en ur-entlich er-nen Er-nis  
ent-nen Ent-nung) **ein** (= hinein)  
**ein** (-en -erlei -heit -heitlich -ig  
-igen -igkeit -igung -s -sam  
-samkeit -st -stig -ung -zeln -zelheit  
-zig -ling un-ig Un-igkeit un-s  
Ver- ver-baren ver-en ver-fachen  
-fach -falt -fältig ver-igen ver-  
-samen ver-zeln) **Ende** (-en -igen  
-igung -lich -lichkeit -nis -schaft  
-ung un-lich Un-lichkeit be-en  
be-igen Be-igung ver-en) **er es in**  
(ins **im**) **inne** (-en -ere -erlich

**bauen** (-er -lich -lichkeit be-en  
ab-en Ab-an-en An-er-en Er-er  
er-lich Er-lichkeit ver-en um-en  
-erin -erisch Ge-) **bei neu** (-en  
-erer -erlich -ern -erung -heit  
-igkeit -lich -ling er-ern er-en  
Er-erung) **sie so** (al-) **wie wo**  
**zu.** (8.)

—erlichkeit —ig —igkeit —ung er—ern  
 Er—erung) **oben** (—ere —ig —rigkeit  
 —rigkeitlich —erst er—ern Er—erung  
 Er—erer) **offen** (—enbar —enbaren  
 —enbarung —enheit "entlich "entlich-  
 keit "nen "ner "nung er"nen Er"nung  
 ver"entlichen Ver"entlichung) **über**  
 (—ers —rig er—rigen) **um** (—s) **und**  
**unter** (—erm —ers —ere —erst). (27.)

Aus dieser Gegenüberstellung ergibt sich folgende Übersicht:

Häufigkeitsgruppe	1	2	3	4	5	6
Vorne offene Stämme	?	73	56	50	10	27
Hinten offene Stämme	?	67	26	36	5	8

Es überwiegen mithin die vorne offenen Stämme um ein Bedeutendes; ihre Gesamtzahl (266 und ?) beträgt nahezu das Doppelte der hinten offenen Stämme (142 und ?) und in der Gruppe der größten Häufigkeit befinden sich mehr als dreimal so viele vorne offene Stämme als hinten offene. Wollte man in Wörtern wie „Mauer, Feuer, Leier“ den Stamm nicht vom heutigen Standpunkte kurzschriftlicher Zergliederung, sondern sprachgeschichtlich als ein zerdehntes „Maur, Feur, Leir“ bestimmen, wie es die Anlaut bezeichnende Kurzschrift von Stolze thut, so würde das Ergebnis ein mehr als doppeltes Überwiegen der vorne offenen Stämme sein.

**Es ist demnach, ohne Rücksicht auf ein bestimmtes Regelwerk, an und für sich richtiger, bei der kurzschriftlichen Darstellung der Stämme den Vocal am Auslaut zu bezeichnen.**

## 2. Untersuchung der deutschen Vorsilben.

Man wende mir nicht ein, daß die Zeichenschrift die Vorsilben meist als Kürzungen schreibt: Kürzungen sind Notbehelfe und beweisen die Unvollkommenheit der Schriftart. Diejenige Schrift ist die vollkommenste, die gar keiner Kürzungen bedarf. Auf alle Fälle ist diese Untersuchung vom Standpunkte einer kürzungslosen Schrift aus vorzunehmen.

Um auch hier eine Wägung zu ermöglichen, habe ich hinter jeder Vorsilbe eine Zahl beigefügt, welche angiebt, wieviele Zusammensetzungen das Wörterbuch von Moriz Heine aufführt. Heines Angaben sind unvollständig für die Vorsilben „ge“ und „un“.

**a) Einsilbige Vorsilben.**

*ab* 580 *an* 474 *auf* 402 *aus* 481      *be* 727 *bei* 91 *ge* 768 *zu* 157  
*ein* 473 *in* 48 *ob* 9 *um* 153 *ant-* 5      (*zwie* 10).  
*emp-* 16 *ent-* 213 *er-* 362 (*ur-* 3)  
*un-* 140 *ur* 50.

**b) Zweisilbige Vorsilben.**

*aber* 9 *after* 10 *ober* 52 *über* 213      *misse* 2.  
*unter* 90.

**c) Vorsilbenzusammenstellungen.**

*ab-er* 1 *ab-ur* 2 *abver* 2 *an-er* 4      *beibe* 1 *beige* 3 *verge* 3 *vorbe* 8  
*anemp* 1 *anver* 6 *aufent* 1 *auf-er*      *zube* 3 *zuge* 6 (*zwiege* 1).  
10 *ausant* 1 *aus-er* 4 *ausver* 3  
*einver* 5 *oberauf* 1 *obervor* 2  
*überant* 1 *unab* 5 *unan* 3 *unauf* 2  
*unaus* 4 *undurch* 1 *unent* 2  
*uner* 8 *unüber* 2 *unum* 3 *unver* 22  
*unverant* 1 *ununter* 1 *unvon* 1  
*unvor* 1 *unzer* 2 *uran* 1 *urver* 1.

Es gelingt wohl auch einem unbewaffneten Auge, auf den ersten Blick die entsprechende Schlußfolgerung zu ziehen.

**3. Untersuchung der deutschen Nachsilben.**

Wenn irgendwo, so drängt sich bei den Nachsilben das Gefühl auf, daß der Vocal am Auslaut bezeichnet werden muß. Man will den geschriebenen Stamm in unveränderlicher Starrheit erhalten; beginnt nun die Nachsilbe mit einem Vocal, so fehlt die Möglichkeit, ihn am vorhergehenden Laute zu bezeichnen. Man müßte also jedesmal in einem solchen Falle den Vocal besonders schreiben.

**a) Einsilbige Nachsilben.**

*el en end er ern ich icht ig*      *de* (*rei*).  
*in ing isch ung* (*at eit em is*  
*od ut*).

b) Zweisilbige Nachsilben.

(*eise isse itze öde*).

c) Nachsilbenzusammenstellungen.

*elbar elchen elig ellos ellosig- (nei).*  
*keit elung enbar enbarung*  
*enbold enei f enheit enschaft*  
*entlich entum erei f erer erich*  
*erin erisch erlei erlich erschafft*  
*ertum erung igkeit igung.*

Die eingeklammerten Nachsilben kommen nur vereinzelt vor: *Heimat, Arbeit, Odem, Iltis, Kleinod, Armut, Ameise, Hornisse, Elritze: Kiebitz, Einöde, Arznei*. Auch die rechts offene Nachsilbe *de* ist nicht häufig: *Zierde, Begierde, Gemälde, Gebäude*.

4. Die Binde- und Biegungssilben

enthalten alle, wenn ein Vocal vorhanden ist, das dumpfe unbetonte e. Es sind gegenüber zu stellen:

*em en er ern es est et; ere 're ste te.*  
*erem eren erer eres este estem*  
*esten ester estes.*

5. Untersuchung über Fremdwörter.

Damit man mich nicht der Fremdwörterfurcht zeihe, will ich die Fremdwörter zwar nicht abschließend behandeln — sie sollten streng genommen von dieser Untersuchung über eine deutsche Kurzschrift ausgeschlossen bleiben —, aber mich in ihr größtes Wirrsal, ihre Nachsilben, hinein wagen.

Die Hauptmasse der deutschen Fremdwörter ist auf das Lateinische zurückzuführen; viele, zumeist Kunst- und Gelehrtenwörter, sind dem Griechischen entlehnt; eine dritte große Zahl, vorwiegend Wörter des Verkehrs, ist von Frankreich zu uns gedrungen und verrät sich zum Teil durch deutschfremde Aussprache. Aus anderen Fremdsprachen stammen nur wenige unserer Wörter. Wohl aber finden sich zahlreiche Kreuzungen aus Bestandteilen der drei vorbenannten Sprachen oder Kreuzungen derselben mit deutschen Bestandteilen. Von deutschen Nachsilben treten die beiden „isch“ und „ung“ am liebsten an

Fremdwörter, doch auch „er, ig, in, lich“ u. a. Während im Deutschen fast ausnahmslos die Stammsilbe als Wortträger erscheint, betonen die Fremdwörter mit Vorliebe die Nachsilben und lassen den Stamm dagegen zurücktreten. Mit dieser Vorliebe hängt im weiteren die Neigung zusammen, die Nachsilben in großer Zahl aneinander zu reihen, um gleichsam einen besseren Anlauf für die Wuchtsilbe zu gewinnen: *phänomenal, Civilisation* — glaubt man nicht einen Springer zu hören, der drei oder vier Schritt „Anlauf rechts“ nimmt? Wie unscheinbar schlicht und bescheiden steht daneben das deutsche „*Wunder-, Bildung!*“ Das Deutsche setzt am liebsten nur eine Nachsilbe, nicht selten auch zwei; aber drei oder gar vier („*Zügellosigkeit*“) sind in gutem Deutsch eine Seltenheit. Bei den Fremdwortnachsilben hingegen ist je mehr je lieber, und nur eine zu setzen, wird nach Möglichkeit vermieden.

Fast sämtliche Fremdwortnachsilben — es sind ihrer an die hundert — sind vorne offen und hinten geschlossen, verlangen also gebieterisch die Vocaldarstellung am Auslaut. Zum Beweise zähle ich die so beschaffenen Silben in geordneter Folge auf und füge Beispielswörter hinzu. Die Silben mit vocalischem Vorschlage setze ich in Klammern, diejenigen mit französischer Aussprache sind nicht fett gedruckt. Es sind folgende Silben:

*ab ac ad ag ak (iak) ain al (eal ial ual) an (ian) and ant (iant) anz ün ar (ear iar uar) ard är<sup>1</sup> (iär) as (ias) ass ast (iast) at* (mit langem oder kurzem a; *iat uat) üt ej el* (tonlos als deutsche Silbe behandelt) *el* (mit langem betonten e; auch *eel* geschrieben) *ell (eëll iell uell) em* (langes e) *en* (langes e) *end ens (uens) ent (ient) enz (ienz) er* (langes e) *er* (kurzes e) *ern esc esk ess eï* (langes e) *et* (kurzes e) *et ett eur (ieur) ex ib ic id (oid) ier* (betont) *ier* (tonlos) *ier ik il ill ill im in (ain ein) in ir (uir) is (ais) is isk iss ist (uist) it iv iz oir ol (iol) om (iom) on* (betont; *ion) on* (tonlos) *on (ion) onn ont ont or* (betont und tonlos; *ior) os (ios uos) ös (iös) ot ott ouss ul um (ium uum) un und unk ur ür us (ius) usk ut uz yd yl yll.*

Zu jeder Silbe ein Beispielswort: *rentabel Capacität nomadisieren Passagier Orakel (Salmiak) Terrain Choral (Ideal genial Victualien) Altan (antediluvianisch) Confirmand Romantik (Komoediant) Eleganz Capitän Talar (linear Justitiar Aktuar) Billard Secretär (familiär) Pleonasmus (Enthusiasmus) Kürassier Phantast (Gymnasiast) erratisch klimatisch (Plagiat Situation) Pietät plebejisch Spektakel Curatel : Paneel Flanell (ideell speciell usuell) Oedem Damascener Referendar Accidens*

1. Zuweilen fälschlich air (statt französisch aire).

(*Amanuensis*) *Potentat* (*Patient*) *credenzen* (*Audienz*) *cholerisch* *Veteran*  
*modern* *Reconvalescent* *grotesk* *caressieren* *Planet* *Billet* *Filet* *brünett*  
*Friseur* : *Likör* (*Ingenieur*) *Codex* *penibel* *Domicil* *Corridor* (*Celluloid*)  
*Visier* *Agrarier* *Portier* *Chronik* *steril* *Pistill* *Postillon* : *Cotillon*  
*Pessimist* *trichinös* (*Cocain* *Coffein*) *Bassin* *Kassirer* (*accentuieren*) *Praxis*  
(*Archaismus*) *Logis* *Obelisk* *Etablissement* *Modistin* (*Casuistik*) *paritätisch*  
*Motiv* *Appendix* *Notiz* *Trottoir* *Terzerol* (*Vitriol*) *symptomatisch* (*Axiom*)  
*Schwadron* (*Missionar*) *Lexikon* *Carton* (*Lampion*) *räsonnieren* *Horizont*  
*Volontär* *Tenor* *Amor* *Amelioration* *famos* (*curios* *Virtuosität*) *pompös*  
(*tendenziös*) *narkotisch* *ballottieren* *Caroussel* *gratulieren* *Centrum* (*Collegium*  
*Individuum*) *opportun* *Vagabund* *Karfunkel* *Natur* *Chlorür* *Cursus*  
(*Socius*) *Mollusken* *salutieren* *Capuziner* *Oxyd* *Salicyl* *idyllisch*.

Einige der aufgezählten Silben führen kein selbständiges Dasein; dennoch dürfen sie hier mit den selbständigen in Reih und Glied stehen. Um zu zeigen, wie viele Verbindungen manche Fremdwortnachsilben eingehen, greife ich die Silbe „it“ heraus und führe dafür folgende Beispielwörter an:

*Cred\_* *Hosp\_al* *Pur\_aner* *Command\_är* *Com\_at* *Im\_ation* *quant\_ativ*  
*ag\_atorisch* *Qual\_ät* *grav\_ätisch* *infin\_esimal* *Aud\_eur* *Just\_iar* *mar\_im*  
*Leg\_imation* *leg\_imieren* *Defin\_ion* *praepos\_ionell* *mal\_iös* *ag\_ieren* *Bronch\_is*  
*pol\_isieren* *pol\_isch* *Spir\_ismus* *Spir\_ist* *prim\_iv* *terr\_orial* *Repos\_orium*  
*Garn\_ur* *Hab\_us* *Spir\_uosen*.

Ich hoffe, diese Andeutungen genügen, den Leser zu überzeugen, daß die Fremdwörter noch viel dringlicher als das echt deutsche Sprachgut die Vocaldarstellung am Auslaut fordern.

Es war von den deutschen Stämmen, von den deutschen Vor-, Nach-, Binde- und Biegungssilben nichts, gar nichts, was zu Gunsten der Anlautdarstellung spräche. Ebensowenig aber — ich kann es getrost untersucht behaupten — spricht bei den Fremdwortstämmen und bei den fremden Vor-, Binde- und Biegungssilben irgend etwas für die Anlautbezeichnung; die Nachsilben der Fremdwörter aber, die den Hauptteil derselben ausmachen, verlangen gebieterisch die Auslautdarstellung des Vocals.

Ich bin mir wohl bewußt, daß meine Untersuchung auf einer verschwommenen Vorstellung fußt, die auch in den kurzschriftlichen Lehrbüchern bisweilen nicht hinlänglich klargestellt wird. Was heißt es: einen Vocal am Anlaut oder Auslaut bezeichnen? Werden in beiderseits geschlossenen Silben die Vocale immer bildlich dargestellt? Worin besteht diese bildliche Darstellung?

Auf diese und ähnliche Fragen ist etwa folgendes zu erwidern. Die Vocalbezeichnung der meisten deutschen Kurzschriftarten setzt sich aus zwei Erscheinungen zusammen: 1. einer unwesentlichen Änderung des An- oder Auslautes, sei es in seiner Gestalt oder in seiner Lage, 2. einem vom Anlaut zum Auslaut überführenden Verbindungs- oder Haarstrich von verschiedener Länge (Neigung) oder Gestalt. Jede der beiden Erscheinungen kann für sich auftreten; insbesondere wird fast durchweg der Vocal e ausschließlich durch die zweite Erscheinung bezeichnet, so daß weder Anlaut noch Auslaut eine Änderung erfahren. Andererseits fällt der Haarstrich vielfach fort, meist in Kürzungen für einerseits offene Silben: Gabelsberger schreibt die Vorsilbe *ge* ohne Haarstrich.

Meine Untersuchung kann sich selbstverständlich nur auf solche Schriftarten beziehen, welche Änderungen am An- oder Auslaut vornehmen und auch bei diesen nur auf solche Fälle, wo dergleichen Änderungen stattfinden. Das Ergebnis dieser Ausführungen wird dadurch nicht hinfällig.

Wäre die Kurzschrift erst so weit, daß sie ohne Rücksicht auf Wortbildung und Begriffszusammensetzung rein lautlich schreiben könnte, wie die jetzige Buchstabenschrift, so wäre meine Beweisführung wesentlich einfacher gewesen. Man nehme eine Zeitung, Zeitschrift, ein Buch, einen Brief, irgend ein Geschriebenes oder Gesprochenes her und untersuche die Wörter auf ihre vocalischen Anfangs- und Endlaute. Liegt nicht ein zielbewußt Zurechtgestutztes vor, so wird man bei jedem Stoff von einigem Umfang stets zu dem Ergebnis kommen, welches diese Untersuchung geliefert hat. In der That, die Vocalbezeichnung am Auslaute ist die einzige, welche vor einer wissenschaftlichen Prüfung bestehen kann.





## Die Verteilung der Kürzungsmittel auf die drei Stufen der Kurzschrift.

Von Professor Dr. Oskar Henke.

Die Solinger Thesen, durch die die Scheidung der Gabelsbergerschen Schreibweisen in solche für den Geschäftsverkehr (Korrespondenzschrift) und in solche für Berufsstenographen (Debattenschrift) bestimmt wurde, haben einst nicht geringen Widerspruch erfahren; ja es giebt noch heutzutage in der Gabelsbergerschen Schule Leute, die jene heilsame Entwicklung wieder rückgängig machen möchten. Ebenso hat auch mein Vorschlag, der zur Erleichterung der Einführung der Kurzschrift in die Schule und sowohl aus pädagogischen wie aus stenographischen Gründen im Jahre 1889 gemacht ist, der Geschäftsschrift eine Schulschrift vorangehen zu lassen, vielfach Bedenken erregt, allmählich aber hier und da Beifall gefunden und zum Teil auch schon auf die Ausgestaltung der Lehrbücher Einfluß geübt. Auch jetzt noch bin ich davon überzeugt, daß nur das System sich die Schule erobern und allseitigen Nutzen für alle Schreibenden ohne Ausnahme haben wird, das mit einer Schulschrift in meinem Sinne beginnt.

Schulschrift, Geschäftsschrift, Eilschrift unterscheiden sich aber lediglich durch die Verteilung der uns zu Gebote stehenden Kürzungsmittel der Kurzschrift auf diese drei Stufen. Nach meiner Kenntnis der vorhandenen Systeme hat keines bisher den Versuch gemacht, eine prinzipielle Verteilung der Kürzungsmittel vorzunehmen. In den folgenden Zeilen soll der Versuch einer solchen



gemacht werden. Da es der erste Versuch dieser Art ist, so brauche ich wohl kaum um Nachsicht für ihn zu bitten. Alle, die der Stenographie je eine wissenschaftliche Untersuchung gewidmet haben, werden sie mir ohne weiteres zu Teil werden lassen, denn sie wissen, wie schwierig solche Untersuchungen sind und wie langsam unser wissenschaftlich begründetes Erkennen und Können fortschreitet. Für jene aber, die die von ihnen einmal erlernte Kurzschrift als das nicht zu übertreffende Ideal aller irdischen und himmlischen Vollkommenheiten ansehen, sind diese Zeilen nicht geschrieben. Sie mag weiter ihr Glaube selig machen.

Die uns zur Verfügung stehenden **Kürzungsmittel** sind folgende:

A. Stenographische Kürzungen:

1. Zurückführung der aus mehren Zügen bestehenden Konsonantenzeichen der gewöhnlichen Schrift auf einfache, schreibflüchtige Formen, die fast in allen Fällen Teilzüge der Kursivschrift sind. Beispiele: Statt des (geschriebenen, lateinischen) *m* wird nur der letzte Zug angewandt; Bezeichnung häufig vorkommender Doppellaute durch einfache Zeichen, z. B. für *fs*, *st*, *ng*, *nk*, *nd*, *nt* u. s. w.
2. Symbolische Bezeichnung der Vokale:
  - a) Durch Stellung und Form des konsonantischen Silbenauslauts. Beispiel: *dr* = *der*, *dʳ* = *dir*.
  - b) Durch Stellung und Form des konsonantischen Silbenanlauts. Beispiel: *bt* = *bat*.
3. I. Sigel d. h. feststehende Bezeichnungen
  - a) durch einzelne Buchstaben oder Buchstabenverbindungen;
  - b) durch deren Stellung zur Schriftlinie (Dreizeiligkeit);
  - c) wohl auch durch willkürlich gewählte Zeichen
    - α) für die Formwörter (Artikel, Numeralia, Pronomina, Adverbia, Präpositionen, Konjunktionen). Beispiele: *r* für „*der*“; Zeichen für „*in*“ im Schreyschen System (Vereinfachte Stenographie);
    - β) für die Begriffswörter (Substantiva, Adjektiva, Verba). <sup>1)</sup> Beispiele: *p* für *Punkt* im Schreyschen System; *spr* (über

---

1. Ich folge hier der in den stenographischen Lehrbüchern üblich gewordenen Einteilung der Redeteile. Dafs diese mit der durch die Grammatik begründeten wissenschaftlichen Einteilung nicht zusammenfällt, ist für jeden Kundigen selbstverständlich.

der Linie) = *sprich*, spr (auf der Linie) = *sprech*, spr (unter der Linie) = *sproch* in der Geschäftsschrift des Schreyschen Systems.

II. Freie Kürzung, d. h. Sigel für Begriffswörter, die für den augenblicklichen Bedarf des Schreibenden nach bestimmten Regeln gebildet werden.

4. Verbindung mehrer Worte zu einem Wortzeichen. Beispiel: „*aufdem*“, entsprechend „*unterm*“.

5. Silbenkürzung, d. h. Auslassung der Silben, die durch den jedem Gebildeten bekannten Bau eines Wortes oder durch Worte, die in attributivem Verhältnisse zum gekürzten Worte stehen, ohne Schwierigkeit ergänzt werden können. Beispiel: *Er hat den Bär — laufen sehen.*

6. Satzkürzung, d. h. Auslassung ganzer Worte, die sich auf Grund des syntaktischen Zusammenhanges des Satzes mit völliger Sicherheit ergänzen lassen. Beispiele: Der bestimmte Artikel (*Karl — Grofse*); zu vor Infinitiven (*Ich brauche Ihnen nicht — versichern*) etc.

B. Orthographische Kürzungen. Hierzu gehören besonders:

1. Die Nichtbezeichnung der großen Anfangsbuchstaben. Beispiel: *haupt* = *Haupt*.

2. Fortlassung der Dehnungsbezeichnungen (aa, oo; ie; ah, eh, th). Beispiel: *mer* = *Meer* und *mehr*; *anden* = *ahnden* und *Anden*; *tun* = *thun*.

3. Fortfall von Verdoppelungen. Beispiel: *duzend* = *dūzend* und *Dutzend*; *haken* = *Haken* und *Hacken*; *spuken* = *spūken* und *spucken* in Schreys System.

4. Einheitliche Zeichen

a) für ss und fs. Beispiel: *schoss* = *Schōfs* und *schöss* in Schreys System.

b) für ai und ei, äu und eu. Beispiel: *beiern* = *Baiern* und *beiern*; *seume* = *Säume* und *Seume*.

Sehen wir uns nun die Verteilung dieser Kürzungsmittel im Schreyschen System an. Es finden sich wie in jedem System auf allen drei Stufen natürlich die Kürzungen unter A 1 2a. Ferner:

I. In der Schulschrift: A 3 Ia in geringer Zahl; B 1 2; 3 nur bei kk (ck), pp, tz; 4.

II. In der Geschäftsschrift aufser den genannten noch: A 2b; 3 Ia in gröfserer Zahl; 3 Ib in geringer Zahl; 4 5 6; B 3 bei der Mehrzahl der Verdoppelungen; B 4.

III. In der Eilschrift: A 3 Ia; 3 Ib; 3 II; die freie Kürzung in grofsem Umfange; 4 5 in noch gröfserer Anzahl; 6. B durchweg.

Ich glaube, man wird mir eine Kritik dieser Verteilung erlassen, zumal da die folgenden positiven Aufstellungen ja mittelbar eine solche enthalten. Auch eine nur flüchtige Prüfung, zumal wenn sie an der Hand der Erläuterungen Johnens zur Systemurkunde (2. Auflage, Berlin 1895) erfolgt, wird ergeben, dafs das Schreysche System zwar mit einer viel gröfseren Vorsicht und Schonung bei der Verteilung zu Werke gegangen ist, als alle übrigen Systeme,<sup>1)</sup> dafs aber eine grundsätzliche, zu völliger Klarheit führende Scheidung auch dieser Schrift noch fehlt. Mögen diese wenigen Zeilen, die ja in erster Linie der Fortbildung der Stenographie überhaupt dienen sollen, auch einen bescheidenen Baustein für die zukünftige Weiterentwicklung der Schreyschen Schrift beitragen.

### I. Die Schulschrift.

Als die Kurzschrift noch in den Kinderschuhen steckte, hatte sie allein den Zweck, augenblicklichen Bedürfnissen, z. B. dem Nachschreiben von Reden, zu dienen. Dabei war die selbstverständliche Voraussetzung, dafs die Nachschrift so bald als möglich in die gewöhnliche Schrift übertragen und die Rede erst in diesem Zustande weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden sollte. Die Kurzschrift war also nur eine Krücke für die lahme Kursivschrift und hatte wesentliche Bedeutung und eigentlichen Nutzen nur für den Berufsstenographen. Nach ihrem unvollkommenen Zuschnitt in dieser ihrer Kindheitsperiode konnte sie auch andern, weiter gesteckten Zielen nicht dienen. Das beweist schlagend die Sammlung der Gabelsbergerschen Schreibweisen, die sich bis heute, trotz aller Anläufe zum Besseren, aus diesem Standpunkt der Entwicklung, da die Stenographie in den Windeln lag, nicht herausarbeiten konnten. Macht man aber Ernst mit dem Ziel, dafs die Kurzschrift ein Gemeingut auch nur aller Gebildeten werden solle; verlangt man, dafs sie auch überall da an ihrer Stelle sei, wo an eine

1. Welch wüstes Durcheinander, das bis zur Sprachverhunzung schlimmster Art führt, die Gabelsbergerschen Schreibweisen in dieser Hinsicht bieten, hat Steinmeyer in seinem lesenswerten Buche: „Die Gabelsbergersche Stenographie“, Eisenach 1896, überzeugend nachgewiesen.

Übertragung nicht gedacht werden kann; stellt man die Forderung, daß die mit ihrer Hilfe gemachten Aufzeichnungen auch nach Jahrhunderten noch mit derselben urkundlichen Sicherheit gelesen werden sollten, wie die Kursivschrift unserer Zeit; will man, daß die Stenographie Niederschriften aller Art, z. B. auch die schwierigsten Einzeluntersuchungen, etwa der Sprachwissenschaft, mit unzweifelhafter Treue wiedergebe und endlich — last, not least — daß sie in jugendlichem Alter, etwa von Quartanern höherer Schulen, die noch mit ihrer Muttersprache, auch mit der üblichen Rechtschreibung, zu ringen haben, erlernt werden solle, so muß auch mit Ernst und Strenge verlangt werden, daß 1. die Schulschrift eine Vollschrift sei, die 2. in keinem Punkt sich eine Abweichung von der einmal geltenden Rechtschreibung gestatten darf.

Damit sind alle Träumereien von einer „phonetischen Rechtschreibung“, auf der die Kurzschrift zu fußen habe, ein für allemal ausgeschlossen. Man verstehe mich recht. Es handelt sich nicht um die zukünftige Umgestaltung unserer verrotteten sogenannten Rechtschreibung. Die zu fördern, ist des Schweißes der Edlen wert, und bei ihr wird die Phonetik ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben und der historischen Schriftentwicklung wie der Sprachwissenschaft als gleichberechtigtes Glied zur Seite stehen. Hier aber handelt es sich um eine Kurzschrift, die zwölfjährige Knaben unserer Tage vor aller Orthographiereform erlernen sollen. Diesen Knaben, die Tag für Tag viele Stunden lang nur die übliche Rechtschreibung vor Augen haben, in ihr gefestigt werden sollen, ihre Schwierigkeiten noch lange nicht überwunden haben, zuzumuten, daß sie um der Kurzschrift willen sich auch noch eine „lautgetreue“ Schreibweise einprägen, das muß vom pädagogischen Standpunkte durchaus verworfen werden. Die auf diesen Punkt bezüglichen Erörterungen in dem Buche der Brüder v. Kunowski,<sup>1)</sup> dessen Studium übrigens sehr zu empfehlen ist, haben mich in dieser Ansicht, die wohl alle erfahrenen Lehrer teilen, nur noch bestärken können. Der Quartaner liest:

*Preisend mit viel schönen Reden  
Ihrer Länder Wert und Zahl  
Safsen viele deutsche Fürsten  
Einst zu Worms im Kaisersaal.*

1. Die Kurzschrift als Wissenschaft und Kunst. Berlin 1895.

Und um der lieben Stenographie willen soll er sich nun an folgende Wortbilder gewöhnen, die dem Unentwickelten den Eindruck chinesischer Charaktere machen müssen:

*Praezent mit fil jönen reden  
irer lender vert unt tsal  
zassen file doetse fürsten  
aenst tsu Vorms im kaezerzal.*

Er wird im besten Falle beim ersten Worte an „Präsente“ denken, nimmermehr aber auf das Partizipium des Zeitwortes „preisen“ verfallen. Das Beste ist eben hier, wie leider oft in der Welt, des Guten Feind, und ich meine, wir thun bei den schweren Vorurteilen gegen die Stenographie, die wir noch zu überwinden haben, gut, auf der Erde festem Grunde zu bleiben und den Flug zur Sonne der Zukunft zu überlassen. Heute möchte aus ihm noch ein Ikarusflug werden.

Aus dem Gesagten ergibt sich, das alle orthographischen Kürzungen, von den stenographischen die Sigel, Wortverbindungen, Silben- und Satz- kürzungen unbedingt von der Schulschrift auszuschliessen sind. Die Schulschrift muss eine Vollschrift sein, deren Kürzungsmittel sich auf die Darstellung einfacher, schreibflüchtiger Konsonanten, einfacher Zeichen für häufig vorkommende Doppellaute, auf die symbolische Bezeichnung der Vokale und zwar durch Stellung und Form des Silbenauslauts beschränken.

Es ist selbstverständlich, das bei der Gestaltung der Schulschrift auf die folgenden Schriftstufen Rücksicht zu nehmen ist, und das deshalb für die Darstellung solcher Formen, die bei der nächsten Stufe als erste Opfer fallen, nur auferordentliche Darstellungsmittel zu wählen sind. Damit schwindet denn die Befürchtung, das die vorhandenen stenographischen Schriftmittel für die Vollschrift nicht ausreichen oder das diese eine von der Geschäftsschrift wesentlich verschiedene Gestalt erhalten könnte. Es wäre, um einige Beispiele anzuführen, völlig verkehrt, besondere Buchstabenformen für die grossen Anfangsbuchstaben zu ersinnen. Ein unter das erste Wortzeichen gesetzter Strich genügt, sie zu bezeichnen. Ebenso wäre es thöricht, an *ai* neben *ei*, *äu* neben *eu*, *ie* neben *i* besondere Symbole zu verschwenden;<sup>1)</sup>

1. Die überhaupt möglichen, leicht darstellbaren und leicht lesbaren Symbole würden dazu auch gar nicht ausreichen und man müfste auf die unglückseligen Antiquitäten der Gabelsbergerschen Schreibweisen (Wölbung für o, Durchkreuzung für ü) zurück gehen. Vestigia terrent!

ein Punkt über der Silbe genügt für die Darstellung. Strich und Punkt fallen dann später einfach fort. Endlich möchte ich noch daran erinnern, daß noch viel zu viel, auch in der Schreyschen Schrift, auf die Bezeichnung des sprachlichen Aufbaues der Wörter gegeben wird, während man andererseits denselben folgewidrig geradezu vernachlässigen lehrt. Was die Kursivschrift nicht unterscheidet, braucht auch die Kurzschrift nicht zu unterscheiden. Wenn jemand klug genug ist, in der Kursivschrift „*vérs-ende*“ von „*ver-sénde*“ zu unterscheiden, so wird es ihm auch wohl in der stenographischen möglich sein.<sup>1)</sup>

## II. Die Geschäftsschrift.

Die Schulschrift dient erstens der Einführung des Kindes in die Stenographie, dem der Eintritt in diesen neuen Kreis des Wissens nicht unnötig erschwert werden soll; ferner aber hat sie für alle die eine unschätzbare Bedeutung, die Texte aller Art unter peinlichster Festhaltung sämtlicher Schrifteigenheiten aufzuzeichnen haben, vor allem also für den Gelehrten, z. B. den Sprachforscher, den Litterarhistoriker, den Historiker, der Urkunden buchstäblich getreu wiederzugeben hat u. a. Die Geschäftsschrift dagegen ist die Schrift des täglichen Verkehrs. Daraus folgt, daß auch sie auf eine Übertragung nicht muß rechnen dürfen, daß sie mit völliger Sicherheit und Schnelligkeit von jedem, auch nach Jahren, muß mühelos wiedergelesen werden können.

Dieser Sicherheit schadet es nicht, wenn in beschränktem Umfange und so, daß jeder Zweifel ausgeschlossen ist, auch die Symbolisierung des Vokals durch den Silbenanlaut stattfindet, z. B. in allen Stämmen, in welchen auf den Vokal nur ein t folgt (*Stat, rot, baut, Hut* u. s. w.),

Vor allem aber treten hier in bedeutendem Umfange die Sigel ein. Auf diesem wichtigen Gebiete aber hat es bisher an klarer Ordnung nur allzusehr gefehlt. Wer die Lehrbücher der Geschäftsschrift darauf hin prüft, wird nur zu oft der baren Willkür begegnen. Von Sigeln für Substantive z. B. wird er vorzugsweise solche finden,

---

1. Dagegen soll *Verdict* (vere dictum) mit der Vorsilbe *ver* geschrieben werden! Vergl. zu diesem Punkte die hübschen Bemerkungen von Branscheid, Wacht 1896, Seite 74 ff.; Dr. Johnen, Erläuterungen, 2. Aufl., S. 11 u. ff.

die für den kaufmännischen Briefverkehr von Wert sind. Ja warum denn? Haben denn die Theologen, Zoologen, Botaniker, Physiologen, Philologen u. s. w. u. s. w. nicht ein ebenso gutes Recht auf Sigel für alle die Wörter, die in Aufzeichnungen aus ihrer Fachwissenschaft fast in jeder Zeile wiederkehren und bei denen dem Fachmann auch die flüchtigste Andeutung genügt, um auf der Stelle das Rechte zu lesen? Gewiß. Aber wohin würde es führen, wenn wir diese endlose Musterkarte von Wünschen durch feststehende Sigel befriedigen wollten? Dahin, daß diese Sigelmasse noch die ungeheure Zahl der altstolzischen Sigel weit übertreffen und daß jede Sicherheit des Wiederlesens verloren gehen würde. Daraus folgt, daß die Geschäftsschrift in erster Linie Sigel für Formwörter,<sup>1)</sup> die jedem aus der Grammatik bekannt sind, bieten soll.

Der Kreis dieser Sigel, die leicht erlernbar und lesbar sind, ist gewiß kein kleiner. Man nehme die erste beste deutsche Elementargrammatik zur Hand und zähle einmal die Artikel, Pronomina, Numeralia, Konjunktionen, Präpositionen durch, und man wird finden, daß die Kürzung aller dieser Worte gewaltig zur Beschleunigung des Schreibens beiträgt. Das Erlernen und Wiederlesen aber ist darum so leicht, weil diese Worte jedem, der eine Schule besucht hat, aus dem Sprachunterricht geläufig sind, ganz besonders dem, der auch fremde Sprachen getrieben hat.

Hierbei sind aber noch zwei Anmerkungen zu machen:

A. Ich habe in der obigen Aufzählung die Adverbia nicht erwähnt. Bei diesen ist eine Scheidung zu machen. Diejenigen Adverbia, welche mit dem Adjektiv, zu dem sie gehören, gleichlautend sind, dürfen nicht gekürzt werden, z. B. *gut*, *schlecht* u. s. w. Dagegen ist die Kürzung für alle die gestattet, die selbständig dastehen, z. B. *heut*, *heutzutage*, *bald*, *besonders*, *immer* u. s. w.

B. Es giebt zwei Klassen der Begriffswörter, deren Kreis durch die Grammatik ebenfalls so scharf bestimmt und eng umgrenzt

---

1. Über die einzige Ausnahme siehe weiter unten. (Die Ursache, daß manche Lehrbücher der Geschäftsschrift vorwiegend für Kaufleute zugeschnitten sind, liegt wohl darin, daß diese in weit größerer Zahl zum Kreise der Verfasser und Käufer solcher Bücher gehören, als unsere Zoologen und Physiologen. Anm. d. Herausg.)

ist, daß auch sie schon in der Geschäftsschrift durch stehende Sigel gekürzt werden können:

a) Die starken Verba, d. h. alle Verba, die ihre Stammzeiten durch Umlaut des Stammvokals bilden: *singe, sang, gesungen*. Lassen wir alle die Klassen fort, in denen sich weniger als drei Verba finden und nehmen nur die, in denen wir eine größere Anzahl häufiger Verben antreffen, so haben wir folgende Umlautklassen:

a—i—a,	9	Verba,	Beispiel: <i>fange, fing, gefangen,</i>
a—u—a,	9	„	„ <i>schaffe, schuf, geschaffen,</i>
e—a—e,	11	„	„ <i>sehe, sah, gesehen,</i>
e—a—o,	18	„	„ <i>spreche, sprach, gesprochen,</i>
e—o—o,	11	„	„ <i>schwelle, schwoll, geschwollen,</i>
ei—i—i,	43	„	„ <i>streiche, strich, gestrichen,</i>
i—a—o,	6	„	„ <i>schwimme, schwamm, geschwommen,</i>
i—a—u,	19	„	„ <i>singe, sang, gesungen,</i>
i—o—o,	27	„	„ <i>fliefse, floß, geflossen,</i>

zusammen einhundertdreiundfünfzig Verben. Sind das nicht der Sigel zu viele? Allerdings, wenn, wie das bisher durchweg geschehen ist, jedes Verbum für sich behandelt wird; wenn, lediglich nach dem subjektiven Befinden über die Häufigkeit diese und jene Verben gekürzt, andere derselben Art nicht gekürzt werden; wenn man dann auch noch von den schwachen Verben, d. h. denen, die durch Zusammensetzung mit Resten des Zeitwortes „*thun*“ gebildet sind (z. B. *frage, frag-te, gefrag-t*), welche hinzunimmt. Die Sache wird aber sehr einfach, wenn allgemeine Regeln aufgestellt werden, die ohne weiteres alle einer Klasse zugehörigen Verba umfassen, wenn also „*singe, sang, gesungen*“ ganz in derselben Weise gekürzt sind wie die entsprechenden Formen für: *sinken, trinken, dringen, klingen, gelingen, springen, schlingen, schwingen, zwingen* u. s. w.<sup>1)</sup>

1. Über die Art der Kürzung soll hier kein Vorschlag gemacht werden; darüber können erst in Verbindung mit den übrigen, in der Geschäftsschrift nötigen Kürzungsmitteln Untersuchungen angestellt werden. Am nächsten liegt die Verwendung der Dreizeiligkeit, wenn es auch besser wäre, daß diese ganz der Eilschrift vorbehalten bliebe; doch haben auch die in der jetzigen Schreyschen Geschäftsschrift vorhandenen wenigen Kürzungen durch Dreizeiligkeit nie Schwierigkeiten bereitet. Notwendig ist nur, daß die Kürzungsregeln für die starken Verben einfach und umfassend sind, d. h. möglichst viele Einzelercheinungen in sich begreifen.



b) Die Hilfsverben: *sein, haben, werden, dürfen, können, lassen, mögen, müssen, sollen, wollen*. Auch sie sind, schon wegen ihrer vielfach unregelmäßigen Konjugation aus der Grammatik jedem so geläufig, daß sie schon in der Geschäftsschrift gekürzt werden können, und bei der Häufigkeit ihres Vorkommens tragen sie gewaltig zur Kürzung der Schrift bei.

Die Verbindung mehrerer Wörter zu einem Wortzeichen kann unbedenklich in dem bisherigen Umfange verbleiben (vergl. mein Lehrbuch, Barmen 1893, Lektion 23). Dasselbe ist bei der Kürzung und Auslassung von Silben (mein Lehrbuch, Lektion 22) der Fall.

Endlich treten alle bereits unter B 1—4 aufgezählten orthographischen Kürzungen für die Geschäftsschrift in Kraft.

### III. Die Eilschrift.

Über die Eilschrift kann ich mich kurz fassen. Sie ist recht eigentlich das Werkzeug des Berufsstenographen, braucht nur von ihm und seinen Genossen und nicht für alle Zeit gelesen zu werden, denn sie wird so bald wie möglich übertragen. Ihr genügen darum die feststehenden Kürzungen — nur hochbegabte Virtuosen in der Handhabung der Kurzschrift machen hier eine Ausnahme — in der Regel nicht. Ihr sind die freien Kürzungen eigentümlich, die sich vor allem auf den großen Wortschatz der Begriffswörter erstrecken, und die Satzkürzung, die alles aus dem Satz fortläßt, was der sprachliche Zusammenhang ergibt. Aus dem Wesen der freien Kürzung aber folgt der stark subjektive Charakter der Eilschrift. Ich habe schon ausgeführt, daß kein menschliches Gedächtnis ausreicht, die tausende und abertausende von feststehenden Sigeln sich einzuprägen, die nötig wären, wenn für alle die mannigfaltigen Reden, Abhandlungen, Vorträge, Untersuchungen, die durch die Eilschrift aufs Papier zu bannen sind, genügend gesorgt werden sollte. Und noch weniger wäre auf leichte Lesbarkeit in diesem Falle zu rechnen. Polyhistoren, wie Leibnitz seiner Zeit noch einer war, sind zu allen Zeiten selten und ein Gegenstand der Bewunderung ihrer Zeitgenossen gewesen. Heute ist bei der ungeheuern Ausdehnung, die die Fachwissenschaften gewonnen haben, die Polyhistorie zur Unmöglichkeit geworden. Je nach dem Stoff, den der Stenograph zu bewältigen hat, wird er darum sich seine Sigel formen müssen. *Ph* kann „*Philosophie*“ bedeuten für den, der einen philosophischen Vortrag nachschreiben will, „*Phantasie*“ für den, der der Rede eines Ästhetikers mit der Feder folgt, „*Phanerogamen*“ für den,

der die Debatten eines Botanikerkongresses aufnimmt. Der Parlamentsstenograph wird sich einen anders gearteten Sigelschatz bilden, als der Stenograph einer Synode oder der, der einer Kommunalbehörde oder einem wissenschaftlichen Kongresse dient. Für den, der einer bestimmten Gattung solcher Versammlungen längere Zeit seine Arbeit widmet, werden ungewollt allmählich eine große Zahl von freien Sigeln zu feststehenden werden. Doch darf dies nie zur Verknöcherung führen, denn er würde sonst, wenn er plötzlich ein anderes Gebiet zu bearbeiten hätte, ratlos dastehen, oder seine Fertigkeit würde ihm wenigstens nicht sofort im wünschenswerten Maße zu Gebote stehen. Weiter auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort; das ausgezeichnete Lehrbuch der Debattenschrift von Schrey behandelt gerade diesen schwierigsten Teil der stenographischen Kunst in großer Vollkommenheit.

Stellen wir noch einmal kurz das **Ergebnis** unserer Untersuchung zusammen:

- I. Der Schulschrift gehören die stenographischen Kürzungen an: Vereinfachung der Konsonantenzeichen und der Konsonantenverbindungen und die symbolische Bezeichnung der Vokale durch den Silbenauslaut (A 1 2a).
- II. Die Geschäftsschrift beansprucht weiter: die symbolische Vokalbezeichnung auch durch den Silbenanlaut, die feststehenden Sigel für die Formwörter, die Hilfszeitwörter und die starken Verba, die Verbindung mehrerer Worte zu einem Wortbilde, die Silbenkürzung und alle orthographischen Kürzungen (A 2b; 3 Ia b; 4; 5; B 1—4).
- III. Die Eilschrift erweitert den Kreis der Wortverbindungen und Silbenkürzungen nach Möglichkeit und fügt als ihr eigenes Gebiet hinzu: die freien Kürzungssigel für Begriffswörter und die Satzkürzung (A 3 II; 6).

Den Schluß dieser bescheidenen Untersuchung aber mögen zum Trost für alle die, denen bange wird bei jedem Gedanken, der am alten, lieb gewordenen Besitz zu rütteln scheint, die schönen Worte Goethes bilden:

Ins Sichere willst du dich betten!  
Ich liebe mir inneren Streit:  
Denn wenn wir die Zweifel nicht hätten,  
Wo wäre denn frohe Gewißheit?



## Nachträge.

Von Herrn Geheimen Hofrat Professor Dr. Zangemeister in Heidelberg war ein Aufsatz:

„Über den Ursprung des Alphabetes der tironischen Noten“ für dieses Festbuch zugesagt worden, konnte aber wegen anderweiter Verhinderung des Gelehrten bis zum Schlusse der Redaktion des Buches, 20. Mai 1896, nicht abgeliefert werden. Dieser Aufsatz wird demnächst im Schriftwart (Zeitschrift für Stenographie und Schriftkunde, redigiert unter Mitwirkung von Dr. C. Johnen von Ferd. Schrey, Berlin SW. 19) erscheinen und den Käufern des Festbuches, die den Schriftwart nicht beziehen, auf Wunsch unentgeltlich zugesandt werden.

In dem Aufsatze Kronsbeins ist S. 61, Z. 9 v. u. ein „nicht“ ausgefallen. Es soll dort heißen: „wenn sie nicht zu alt“ u. s. w. Winter spielt darauf an, daß einige von der Württembergischen Ständekammer nach Karlsruhe entsandte, nicht mehr ganz junge Leute sich als untauglich erwiesen haben, und meint, auch diese würden die Kunst ordentlich erlernt haben, wenn sie nicht zu alt, und freilich auch nicht zu eigensinnig und zu träge gewesen wären. Vgl. auch den Aufsatz Kronsbeins „Zur Geschichte der Stenographie in Württemberg und Baden“ im Stenogr. Kurier vom 15. Januar 1896 (Wiesbaden, 2. Jahrg. No. 1).

**Zu § 56.** Das Exemplar der Jenenser Universitätsbibliothek von **Leichtlens** Anleitung (1819) [Gl. I o 30/18] war früher im Besitze Thons, der dann einiges mit Bleistift bemerkt hat. Auf Seite 88 hat er die erste Strophe des Liedes: „Es kann ja nicht immer so bleiben“ in seine Schrift von 1827 übertragen. Daraus ergiebt sich, daß er für **z** das Zeichen seiner früheren Schrift (oben S. 56, Z. 11 v. u.) beibehalten hat. Kürzungen sind darin nur: *nicht* (**n** mit Vorderhaken), *dem* u. *die* (beide = d), *mit* (= mi), *und* (= u); *ei* ist hier immer in e—i aufgelöst.

**Zu S. 62 Anm. 2, 64, 65:** In dem Lehrbuche der „Homographie von Sophie Scott“ (Wien 1831) befindet sich S. 84 eine Schriftprobe der „hochgepriesenen Wissenschaft der Stenographie“ ohne Angabe des Systems und der Übertragung. Es ist die Horstigsche Schrift mit dem Heimschen *m*. Die Schriftprobe geht aber nicht etwa aus Winter zurück, sondern ist ein unzusammenhängender Ausschnitt aus der Tafel IV des Tübinger Lehrbuches der Tachygraphie (bei Osiander, 1830). Die Scott schreibt übrigens S. 82, sie habe „nie ein anders Weib gekannt, die stenographisch geschrieben hätte“; „dazu gehören — Männer“.

**Zu Seite 67:** In der Übertragung der Schriftprobe der Karlsruher Stenographie fehlt vor „zwei“ (No. 42) ein Wort, sicher „je“. Der kundige Leser findet in dieser Schriftprobe auch einige Stolzesche Kürzungen, so No. 9 und 41: *u. s. w.*, No. 20: *z. Beisp.*; auch die Kürzung für *jeder* (No. 47, auch S. 66) erinnert an das entsprechende Stolzesche Zeichen. (Vgl. dazu S. 5, Z. 17 v. o., S. 66 Anm. Z. 7 u. ff. v. u., Z. 70 zu Anm. 1.)



# Verzeichnis

der

## Abbildungen und größeren Schriftproben.

(Autotypien und Zinkographien, hergestellt von der Firma Meisenbach, Riffarth & Co.  
in Berlin-Schöneberg.)

	Seite.
1. Bild Friedrich Mosengeils . . . . .	Titelblatt.
2. Mosengeils Stenogramm (Vorderseite) . . . . .	32
3. Mosengeils Stenogramm (Rückseite) . . . . .	34
4. Bild Karl Gottlieb Horstigs . . . . .	37
5. Alphabet des Professors Thon . . . . .	56, 57
6. Schriftprobe nach Thon . . . . .	57
7. Ein Stenogramm von Aug. Winter . . . . .	63
8. Alphabet der Karlsruher Schule (Giavina, Port) . . . . .	64
9. Schriftprobe der Karlsruher Schule . . . . .	67
10. Der Stein der Akropolis mit der ältesten griechischen Kurzschrift . . . . .	75
11. Die älteste griechische Kurzschrift nach Professor Gitlbauer . . . . .	98
12. Die älteste griechische Kurzschrift nach Professor Gomperz . . . . .	100, 101
13. Tironische Noten der Paris. Bibl. nat. 17436 . . . . .	103
14. Tironische Noten der Vat. lat. reg. Christ. 846 Fol. 110v. . . . .	105
15. Titelblatt aus Bertins Fabeln Lafontaines . . . . .	122
16. Seite 12 aus Bertins Fabeln Lafontaines . . . . .	123
17. Die Zeichen der allgemeinen Schriftsprache Wolkes . . . . .	140
18. Geläufigkeit der Zeichen nach Professor Dr. Nitsche . . . . .	168
19. Geläufigkeit der Zeichen nach Professor Faulmann . . . . .	169
20. Schriftproben mit der elektrischen Feder Edisons . . . . .	171
21. Schriftproben mit der elektrischen Feder Edisons . . . . .	172



# Verzeichnis

## Abbildungen und größere Schriftproben

1. Die Abbildung des ...
2. Die Abbildung des ...
3. Die Abbildung des ...
4. Die Abbildung des ...
5. Die Abbildung des ...
6. Die Abbildung des ...
7. Die Abbildung des ...
8. Die Abbildung des ...
9. Die Abbildung des ...
10. Die Abbildung des ...
11. Die Abbildung des ...
12. Die Abbildung des ...
13. Die Abbildung des ...
14. Die Abbildung des ...
15. Die Abbildung des ...
16. Die Abbildung des ...
17. Die Abbildung des ...
18. Die Abbildung des ...
19. Die Abbildung des ...
20. Die Abbildung des ...

## Verzeichnis der Eigennamen.

*Die in Büchertiteln vorkommenden Namen (mit Ausnahme der Verfasser) und die Namen der größeren Länder (Deutschland, England, Frankreich, Rußland u. s. w.) sind nicht berücksichtigt. — Man beachte: 100. 1. 5. 9 = 100, 101, 105, 109; 100—104 = 100, 101, 102, 103, 104.*

- |                           |  |  |
|---------------------------|--|--|
| Abradowitsch 38.          | Bauzen 31.                                     | Breitkopf 54.                            |
| Ackermann 27.             | Bayern 7.                                      | Breton 109, 117. 8, 124,<br>125. 7, 132. |
| Acton 129.                | Beethoven 3.                                   | — jr. 125, 132.                          |
| Ägypten 134.              | Benz 46.                                       | Brie 119.                                |
| Äsop 123.                 | Berlin 5, 42. 4. 5, 66,<br>118, 133.           | Brockhaus 1, 18, 24.                     |
| Agathon 82.               | Bern 46.                                       | Brotier 125.                             |
| Akropolis 1, 75. 6, 86.   | Bernau 28.                                     | von Brühl 38.                            |
| Alexander I. 147.         | Bernhard (v. S.-Meinin-<br>gen) 2, 22. 3, 120. | Brünn 134.                               |
| Altenberg 33.             | Bertholet 115.                                 | Brüssel 102.                             |
| Altenstein 22. 6.         | Bertin 3, 53, 108, 114—9,<br>124, 146. 8.      | Buccola 166. 8.                          |
| Amanti 124.               | — (Schwester) 119.                             | Bückeberg 2, 39.                         |
| Anders 58, 117, 120, 136. | Bertuch 40.                                    | Buschendorf 2, 3, 6, 52,<br>135. 6. 8.   |
| Anderson 8.               | Binder 65.                                     | Byrom 56.                                |
| Anri 144.                 | Binet 165, 170. 2. 4.                          | ● Cadondal 132.                          |
| Apulejus 104.             | Bittcher 47.                                   | Caere 80. 3. 5.                          |
| Artobolewski 147.         | Blanc 53, 118, 146.                            | Callendar 166. 8.                        |
| Astier 147.               | von Bömcken 137.                               | Calmar 140.                              |
| Athen 1, 76.              | Bogdanovič 147.                                | Cammer-Forst 13.                         |
| Augustus 136.             | Bonn 10, 12, 26.                               | Campi 147.                               |
| ● Baboeuf 125. 6. 7. 9.   | Bonnat 115.                                    | Catilina 110.                            |
| Bach 13.                  | Bordeaux 111.                                  | Cato 110.                                |
| Baden 4, 7, 199.          | Born 38.                                       | Chappe 133. 4. 5.                        |
| Bäckler 134.              | Borussia 45.                                   | Choullier 124.                           |
| Bahrendorf 42.            | Brandenburg 45.                                | Christianstadt 37.                       |
| Bailly 126.               | Branscheid 194.                                | Christina, Königin 104.                  |
| Ballenstedt 27.           | Brauns 153, 166. 8, 174.                       | Claus 37.                                |
| Ballyer 132.              |  | Cossard 146.                             |
| Basedow 133.              |  |  |
| Baudouin 129, 130. 1.     |  |  |

- Cotta 2, 19, 20, 49.  
 Coulon de Thévenot 109,  
 111. 3. 5. 7, 145. 6. 8.  
 — Tochter 121, 145.  
 Courtier 166, 170. 2. 4.  
 Crellwitz 2.  
**Dänemark** 11.  
 Dalgarn 140.  
 von Dalwig 38.  
 Danzer 46, 66, 72, 117.  
 Danzig 44. 6.  
 Darmstadt 4.  
 • Darthé 126.  
 Dauberton 115.  
 de la Valade 146.  
 Deshaies 124.  
 Dessau 133. 4. 7.  
 Didot 109.  
 Dingler 53.  
 Dinter 28, 31.  
 Dlussky 138, 145.  
 Dreinhöfer 166. 8.  
 Dresden 18, 28, 133, 143.  
 Drouet 126. 7.  
 Dupont 62.  
 Dupréel 121.  
 Duverne de Presle 125.  
**Edinburgh** 61.  
 Edison 170. 1. 3. 4.  
 Edman 136.  
 Ehrenhayn 33.  
 Eisenach 3, 11. 2. 3. 9.  
 Emse 12.  
 Erdmann 53.  
 Erfurt 4, 66.  
 Ernst d. Fromme 13.  
 — v. S.-Koburg 45.  
 Eršov 138.  
 Ésope 123.  
 Essen 153.  
 Esslingen 15.  
 Eulo 2, 38. 9.  
 Euripides 82.  
**Fafsbind** 46.  
 Faulmann 8, 54. 6, 64. 6,  
 117, 124, 137, 165. 8,  
 169, 173.  
 Feutry 146.  
 Fischer 58.  
 Forst 38. 9.  
 Fowler 166. 8.  
 Frankfurt a. M. 1, 4, 59,  
 62. 9, 71.  
 Franz 80.  
 Frauenbreitungen 2, 19,  
 22, 48. 9.  
 Frey 155.  
 Friedrich August von  
 Sachsen 40.  
 Froriep 39.  
 Fulda 11. 2.  
 Funken 40.  
**Gabelsberger** 5, 35, 47,  
 57. 8, 62. 6, 71, 135,  
 136, 158, 169, 188,  
 191, 193.  
 Gandon 126.  
 Gareth 115.  
 Gehauß 13.  
 Georg III. v. England 62.  
 — IV. v. England 62.  
 Georg v. S.-Meiningen 22.  
 Gercke 44.  
 Gerlachsheim 37.  
 Germain 132.  
 Gersdorf 57, 71.  
 Gefsner 51.  
 Giavina 4, 48, 63. 4. 5,  
 66. 7. 8. 9, 70.  
 Gimpert 46.  
 Gitlbauer 76. 8. 9, 80. 1,  
 97.  
 Godfroy 146. 7.  
 Goethe 1, 3, 198.  
 Göring 15.  
 Görlitz 37.  
 Gomperz 76. 8. 9, 81,  
 82. 3. 4. 6—96, 99,  
 100.  
 Gotha 19.  
 Gracchus 126.  
 Gregor I. 102.  
 Grenelle 125.  
 Grisel 131.  
 Gröbming 36.  
 Guben 38.  
 Guénin 115. 7. 8, 125.  
 Guillaume 113, 131.  
 Guiraut 111. 4.  
 Gutsmuth 40.  
**Halem** 40.  
 Hallé 115.  
 Hamburg 153.  
 Hamilton, Lady 62.  
 — Elizabeth 62.  
 — Anna 62.  
 Harger 131.  
 Hasselbach 133, 143.  
 Hassenkamp 40.  
 Hatin 118.  
 Haude-Spener 133.  
 Häuy 115.  
 Hébert 113.  
 Heger 70.  
 Heidelberg 23.  
 Heidenheim 59.  
 Heim, Friedr. J. Ph. 48,  
 56, 64. 7. 8. 9, 199.  
 — Frau 68.  
 — G. Mich. 68.  
 — Frau 68.  
 Heine 153.  
 — Moritz 177, 183.  
 Henke 197.  
 Henker 40.  
 Henri (y) 144. 5. 6.



- Herbst 47.  
Herder 39.  
Hesperus 24.  
Hildburghausen 24.  
Hiller 38.  
Hochdorf 68.  
Hödel 137. 8.  
Hoffmann 47.  
— Frau 27.  
Horaz 122.  
Hornemann 38.  
Horstig, Anna Ros. 37.  
— Dr. 38.  
von Horstig, Emil 36.  
Horstig, Joh. G. 36.  
— K. G. 2, 3 u. ff.,  
36 u. ff., 42 u. ff., 56,  
57. 9, 66. 7, 72.  
— P. 37.  
Hume 61.  
Jackowski 136. 7, 148.  
Jever 133.  
Jena 5, 19, 21. 3. 4, 52,  
53. 5. 7. 8, 199.  
Jesus 34.  
Igonel 124. 7, 132.  
Ineichen 4, 46.  
Johannes 142.  
Johnen 122, 143, 191,  
194, 199.  
Jomard 145.  
Jordan 70.  
Juliane v. Schaumburg-  
Lippe 39.  
Junge 51, 145.  
Jvanin 147.  
Käding 9, 43. 5. 7, 157,  
158. 9, 163, 177.  
Kain 32.  
Kampe 19.  
Kant 33, 150.  
Karl I. v. England 110.  
Karlsruhe 4, 63—69, 121,  
199.  
Karoline, Königin 62.  
Katharina v. Rufsland  
147.  
Klüber 121, 146.  
Kneschke 43.  
Knövenagel 49.  
Koburg 4.  
Köhler, Geh.-Rat 46.  
Köhler, R. 80, 91.  
Köln 1.  
König 20.  
Königsberg 28.  
Körner 38.  
Korf 147.  
Krafft 36, 43. 4. 7.  
Krieg 138.  
Kronsbein 47, 68, 199.  
Krupski 147. 8.  
Kühn 38.  
Kummer 16.  
von Kunowski 192.  
Kuschern 37.  
Lacanal 117.  
de Lafontaine 120. 1. 2.  
Lagrange 115.  
Laharpe 115.  
Langendorf 166.  
Laplace 115. 6.  
Lasteuterie 128.  
Laurent 111.  
La Villeheurnois 125.  
Leclerc 112.  
Leibnitz 197.  
Leichtlen 56. 7, 135. 6. 8,  
199.  
Leipzig 2, 3, 38, 51, 133,  
135, 142.  
Lengsfeld 11. 2.  
Leonhardt 43. 4. 6.  
Lewis 68.  
Liebenstein 25.  
Lille 134.  
Lindet 126.  
Liverpool 61.  
Locke 110.  
Löffler 66.  
Lorin 117, 132.  
Lucas 102.  
Ludwig XVIII. 125.  
Manke 38.  
Mans 134.  
Marienwerder 43. 4. 6.  
Mavidal 111.  
Meiningen 2, 19, 24. 6,  
49.  
— Herzogin 2, 22. 3.  
Mellien 66.  
Mellrichstadt 52.  
Metz 146.  
Meusel 40.  
von Meyendorff 138.  
Michaëlis Ztschr. 136.  
Michaud 109.  
Migne 102.  
Miltenburg 3, 39, 41.  
Mitzschke 18, 26. 8, 49,  
50. 2, 62. 9, 80, 134,  
137. 8, 142. 6.  
Molière 120.  
Molineux 110.  
Monge 115.  
Moreau 132.  
Morus 38.  
Mosengeil, Andr. Fr. 14.  
von Mosengeil, Anna 26,  
28.  
Mosengeil, Elias 12.  
— Friedr. 2—10, 18 u. ff.,  
48. 9, 50. 3. 6. 8,  
65, 72, 109, 133 bis  
139.  
— Georg Wilh. 16. 8, 48.

- Mosengeil, Hans 11.  
— Heinr. Chr. 14.  
— Joh. Chr. 14.  
— Johannes 12.  
— Julius 50.  
von Mosengeil, Karl 26.  
Mosengeil, Mathilde 27.  
Moser 8, 68.  
Moses 69, 142.  
Moskau 143. 7.  
Mücke 38.  
München 143. 5.  
**Napoleon I.** 145.  
Naumburg 42. 3. 5. 6.  
Neisch 47.  
Neufchatel 118.  
Neumann 38.  
— Theod. 42 u. ff.  
— Wilh. L. 44.  
— Witwe 45.  
New-York 44.  
Nieder-Lausitz 2, 36.  
Niese 42.  
Nietzold 134, 143.  
Nitsche 165. 7. 8, 173.  
Nohr 27.  
Nowak 4, 46.  
Nürnberg 43.  
**Öser** 38.  
von Oldenburg 43.  
Orléans, Herzog 62.  
Osiander 65. 9, 199.  
Oxford 59, 68, 109.  
**Paris** 53, 102. 8, 113,  
115. 9, 120. 5. 9, 134,  
146. 7, 170.  
Petersburg 133. 8. 9,  
140. 6.  
Petrus St. 31.  
Pforte 42. 7.  
Pforten 38. 9, 47.  
von Pfuhl 15.  
Pichegru 132.  
Pitman 8, 68.  
Platner 38.  
Polen 148.  
Poly 125.  
Pontius Pilatus 35.  
Poppe 49.  
Port 4, 5, 47. 8, 63—70,  
199.  
Posener 58, 70. 1.  
Pougens 117.  
Pražák 138.  
de Presle 125.  
Preston 129.  
Pront 118.  
Provins 119.  
Pseudo-Apulejus 104.  
Pudewitz 42.  
Pysz 148.  
**Quérard** 132.  
**Racine** 120.  
Rätzsch 136.  
Rålamb 136.  
Ramsay 1, 52. 2, 146.  
Réal 128—130.  
Rees 2, 135.  
Reichenbach 68.  
Reinswalde 2, 36.  
Reynier 118.  
Rheims 117.  
Rigauld 121.  
Rinteln 40.  
Robespierre 126.  
Romme 116.  
von Rose 38.  
Rossignol 126.  
Rost 31.  
Rousseau 120.  
Roussel 110—115.  
Ruhla 13.  
Rumbovicki 138.  
**Sachsen** 7.  
Sacro 39.  
Saint-Laurent 146.  
Saint-Pierre 115, 120.  
Saint-Quentin 117.  
von Salpius 5, 42. 7.  
Salpius jr. 44.  
Salzungen 19.  
Schack 14.  
Schäppi 46.  
Schiedlo 37.  
Schiller 1.  
Schirmer 37.  
Schmidt 38.  
Schönau a. H. 2, 16. 8.  
— Frau 42. 4. 6.  
Schrey 5, 159, 162, 189,  
190. 1. 4. 8. 9.  
Schröter 51.  
Schwarzhausen 12. 3. 4.  
Schweden 136.  
Schweiz 4.  
Scott 62, 199.  
Seebach 16.  
Seiger 14.  
Selitha 24.  
Shelton 136.  
Sicard 115. 8, 140.  
Silberstein 38.  
Soissons 117.  
Solingen 188.  
Sopikov 144.  
Sorau 2, 36. 8.  
Steger 73.  
Steinbrink 150.  
Steinmeyer 191.  
Stolze 149, 150. 5. 8, 169,  
199.  
— Franz 43. 4. 7, 70, 84.  
— Wilh. 5, 47. 9, 66, 70.  
Strafsburg 127.  
Straufs 27.

- Streber 53, 117.  
Stuttgart 4.  
Suhl 13.  
Sylvestinisches Stipendium 38.  
**Talleyrand** 147.  
Taylor 3, 59, 66. 7. 8. 108, 110—119, 124, 137, 148.  
Thal 13.  
Tharandt 19, 49.  
Theodektes 82.  
Thévenot (siehe Coulon).  
Thon 5, 48, 52—58, 71, 74, 199.  
Thouin 115.  
Tiro 1, 102. 4, 110, 199.  
Torgau 42.  
Treitschke 158.  
Trier 4, 65.  
Troschel 65.  
Tübingen 65. 8.  
Tuttlingen 68. 9.  
**Ulrici** 38.  
Ungarn 4.  
Urania 24.  
v. Utterodt 13. 4.  
— Andreas Friedr. 14.  
de la Valade 146.  
Vélaine 113.  
Viellart 126. 8. 9, 130. 1.  
Villeheurnois 125.  
Virchow 7.  
Virgil 120.  
Volney 115.  
**Wachler** 40.  
Wagner 13.  
— E. 19, 25.  
Waiblingen 68.  
Warschau 37, 148.  
Wartburg 10.  
Weimar 21, 49, 121.  
Weimarschmieden 52. 3.  
Weise 19.  
Weifs 80.  
Weifse 38. 9.  
Werra 19.  
Wetterau 53.  
Wiegand 49.  
Wieland 21.  
Wiesbaden 4, 46, 69, 70,  
Wiesenthal 15.  
Wigard 58, 66, 71.  
Winnenden 68.  
Winter, Aug. 4. 48 u. ff.,  
66—69, 199.  
— Sohn 59.  
Winterstein 12—16.  
Wölfflin 104. 7.  
Wolfenbüttel 28, 108,  
143.  
Wolke 133—144. 7.  
Wotquenne 102.  
Württemberg 7, 59, 199.  
Würzburg 46.  
Wulf 138.  
**Xanthias** 1.  
Xenophon 86, 110, 144.  
**Ygonel** 124. (Siehe  
Igonel.)  
Young 109.  
**Zangemeister** 199.  
Zeibig 59, 66, 108, 117,  
118, 136.  
Zillbach 2, 3, 19, 20. 1,  
49.  
Ziller, Th. 49.  
— Staatsrat 49.  
Zollikofer 38.  
Zürich 46.



**Druckfehler.**

- Seite 43, Zeile 4 von unten (im Text) lies: 57 statt 67.  
In einem Teil der Auflage fehlt S. 61, Z. 9 v. u. (Text) das Wort nicht, lies also daselbst:  
„wenn sie nicht zu alt“ u. s. w. (vergl. Nachtrag, S. 199).  
S. 68, Z. 4 v. u. (in der Anmerkung) lies: „Pitman“.  
S. 117, Z. 7 v. u. (Anm.) lies: „gehörte“.  
S. 122, letzte Z. v. u. (Anm.) lies: „second“.

Albert Limbach

Buchdruckerei Albert Limbach, Braunschweig.

est 417



L. b. 25

X  
Stoll

SLUB DRESDEN



3 1509512